Christoph Pfister

Die alten Eidgenossen

Die Entstehung der Schwyzer Eidgenossenschaft im Lichte der Geschichtskritik und die Rolle Berns

Historisch-philologische Werke 2

Umschlaggestaltung: Autor

Cover:
Gebet der Eidgenossen vor der Schlacht bei Murten
Monumental-Gemälde von Auguste Bachelin, 1869
Schweizer Privatbesitz
Vergleiche den Kommentar auf Seite 10.

Rückcover:
Schloß Grandson. Ansicht von Westen.
Aufnahme des Autors, 2003

Titelbild:
Berner Bannerträger anläßlich des Festumzugs von 1853
aus:
Peter Jezler/Peter Martig
Von Krieg und Frieden
Bern und die Eidgenossen bis 1800
Bern 2003, S, 4

Vollständig überarbeitete Neuausgabe des erstmals 2003 unter dem Titel *Die Mär von den alten Eidgenossen* und 2006 unter dem Titel *Bern und die alten Eidgenossen* erschienenen Buches.

Alle Rechte vorbehalten
© 2013 Christoph Pfister
www.dillum.ch
Herstellung und Verlag:
BoD – Books on Demand, Norderstedt
ISBN: 978-3-8423-8613-6

Mottos

Was wollen wir der alten Griechen Gedichte,
oder der Römer lesen manche Geschichte?
Wir haben hier die Taten der Eidgenossen,
von denen wir uns rühmen sein entsprossen:
Dies sind lauter große Heldensachen,
die uns billig zur Nachfolge lustig machen [= anleiten]:
In Treue, Liebe und Glauben nüchtern und ehrbar leben!

Johann Jakob Grasser: *Schweizerisches Heldenbuch (Schweitzerisch Heldenbuoch)*, Basel „1624“. ND Bern 1968.

Als Demut weint und Hoffahrt lacht, da ward der Schweizer Bund gemacht.

Michael Stettler: *Chronicon* und *Annales*, Bern „1627“, S. 29

Il faut avouer que l'histoire de la pomme est bien suspecte et que tout ce qui l'accompagne ne l'est pas moins.

Man muß einsehen, daß die Geschichte des Apfelschusses sehr verdächtig ist und der ganze Rest der Erzählung ebenso.

Voltaire: *Annales de l'Empire I* (zum Jahr 1307)

(Übersetzung: Autor)

Wir sind in Ansehung der Geschichten unseres Vaterlands auf eine zweifache Weise unglücklich. Nichts fehlt uns weniger als Geschichtsschreiber: Nichts haben wir weniger als gute Geschichtsschreiber. Von unseren ältesten Zeiten haben wir keine gewissen Nachrichten. Die ersten zwei Jahrhunderte unserer Stadt brachten keine Geschichtsschreiber hervor. Die neuen Zeiten hingegen haben viele, allein nur seichte Nachschreiber gezeugt, welche den Namen eines Geschichtsschreibers mißbraucht und entheiliget.

Gottlieb Walther: *Critische Prüfung der Geschichte von Ausrottung des Zäringischen Stamms durch Vergiftung zweier Söhnen Berchtolds V.;* Bern 1765; Vorrede

Bemerkungen

AC bedeutet *ante Christum (natum)* = vor Christi Geburt

AD bedeutet *Anno Domini* = im Jahre des Herrn = nach Christi Geburt

Die fremdsprachigen (inbegriffen altdeutschen) Zitate sind vom Autor übersetzt worden.

Die Bibelzitate folgen der Zürcher Bibel von 1955.

Ältere deutsche Zitate sind so weit wie möglich dem heutigen deutschen Sprachgebrauch angepaßt worden.

Die Epochenbezeichnungen der älteren Zeit, besonders „Altertum“ und „Mittelalter“ sind wegen ihres problematischen Charakters grundsätzlich in Anführungszeichen gesetzt.

Ebenso sind alle Datumsangaben vor dem 18. Jahrhundert nach Christus, „9. Jahrhundert nach Christus“, „1291“, wegen ihrer Irrelevanz grundsätzlich in Anführungszeichen gesetzt.

Von Ausnahmen abgesehen wird von den *Schwyzern* geredet, wenn die Schweizer Eidgenossen gemeint sind. Dies deshalb, weil die erstere Form den religiösen Ursprung der Bezeichnung deutlicher hervortreten läßt. – Falls damit die Leute und die Talschaft von Schwyz gemeint sind, so wird das im Text besonders vermerkt.

Falls lateinische Wörter und Namen auf ihre dahinterstehende Bedeutung untersucht werden, so ist vorweg zu bemerken, daß man bei der Analyse Akkusativ und Nominativ auseinanderhalten muß: MITHRIDATEM - *Mithridates*, - CALAMITATEM - *calamitas* oder – TYRUM - *Tyrus*. – Der Akkusativ ist wichtiger als der Nominativ, weil die am meisten gebrauchte Form in der Deklination.

Der vielfach genannte Berner Geschichtsschreiber des 18. Jahrhunderts, *Michael Stettler* soll nicht mit dem gleichnamigen Berner Kunsthistoriker des 20. Jahrhunderts (Bücher*: Bernerlob, Neues Bernerlob)* verwechselt werden.

Inhalt

Erster Teil: Hinführung zum Thema 13

Die alten Eidgenossen: eine Wundermär? 13

Hie Eidgenossenschaft! 15

Ursprung der Freiheit 20

Die wundersame Entstehung der Eidgenossenschaft 23

Das Bundesbriefmuseum in Schwyz 26

Die Stiftsbibliothek Sankt Gallen 27

Hie Schweizerland, hie Bern! - Die *Geschichte Berns* von Richard Feller 31

Berns mutige, große, mächtige und goldene Zeit oder der Bankrott der Berner Geschichtsforschung 34

Zweiter Teil: Quellen, Daten, Kunst, Bauwerke 43

Die große Geschichtserfindung und ihre Matrix 43

Die Quellen und ihr Alter 46

Handschriften 48

Drucke 53

Inschriften 58

Münzen 67

Kunstgegenstände 70

Zeitrechnung und Jahrzahlen 73

Ortsnamen und Personennamen 77

Urkunden 80

Chroniken 90

Justinger und die Berner Chronistik der beiden Stettler 95

Der Justinger-Anshelm-Stettler-Komplex 107

Die Helvetische Chronologie (*Chronologia Helvetica*) von Johann Heinrich Schweizer (*Suicerus*) 116

Johannes Stumpf und seine große und kleine Schwyzer Chronik 120

Die Chronik von Franz Haffner 127

Aegidius Tschudi und die eidgenössische Chronistik 131

Die Berner und Schwyzer Bilderchroniken 140

Die *Dark Ages* in der Schweizer Kunstgeschichte zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert 147

Diebold Schillings Jammertal-Bild und das pompejanische Mosaik der Alexanderschlacht 150

Überlegungen zur Baugeschichte und Architektur 155

Städtegründungen und Zähringer 172

Dritter Teil: Geschichte und Geschichten 186

Julius Caesar, die Helvetier und Aventicum 186

Bern und die Engehalbinsel 195

Die Laupen-Geschichte 197

Baselwind = Belisar & Amalasuntha 204

Von der Matte ins Jammertal: der zweite Teil von Berns Troja-Geschichte 213

Woher stammt die Burgunderbeute? 220

Karl der Kühne, Alexander der Grosse und die Eidgenossen 226

Alexander der Grosse, Karl der Kühne, Mithridates, Aspendus, Gordion, Aarberg und die Nibelungen 247

Bern und die Waadt 252

Die Gugler-Geschichte 255

Sempach, eine Jesus-Geschichte 260

Mordnächte und Stadttyrannen 267

Weitere Kriege der Eidgenossen, von Näfels bis Bicocca 270

Der Schwabenkrieg oder die Loslösung der Eidgenossen vom Römischen Reich 279

Sinnzahlen in der älteren Geschichte der Eidgenossen 283

Reformation oder Glaubensspaltung? 296

Berner und Schwyzer Eidgenossenschaft 312

Der Schütze Ryffli und der Schütze Tell 320

Gründungssage und Wilhelm Tell im Urteil einiger Historiker 325

Das Rütli, Wilhelm Tell und Gessler 336

Der Ursprung der Schwyzer 347

Elemente einer möglichen wahren Entstehung der Schwyzer Eidgenossenschaft 351

Für ein neues historisches Selbstverständnis der Schweiz 358

Literatur 371

Abbildungen

Abbildung 1: Das Grauholz-Denkmal bei Bern 11

Abbildung 2: *Hie Eidgenossenschaft* - Die Schlacht bei Morgarten 17

Abbildung 3: Titelseite von Wilhelm Oechsli: *Die Anfänge der Schweizerischen Eidgenossenschaft*, Zürich 1891 21

Abbildung 4: Das Berner Predigt-Mandat von "1523" 55

Abbildung 5: Zwei römische Inschriften aus Helvetien 61

Abbildung 6: Der Freiheitsbrief der Schwyzer von "1240" 87

Abbildung 7: Das sogenannte Weiße Buch von Sarnen 93

Abbildung 8: Zwei kolorierte Abbildungen aus der kleinen Chronik von Johannes Stumpf 121

Abbildung 9: Pompeji: Mosaik der Alexanderschlacht 152

Abbildung 10: Spiezer Schilling: Die Schlacht im Jammertal 153

Abbildung 11: Alte Strukturen unter der Kathedrale Saint-Pierre in Genf 157

Abbildung 12: Schloß Laupen von Süden 163

Abbildung 13: Das Grossmünster in Zürich auf einem Gemälde von Hans Leu dem Älteren 169

Abbildung 14: Spiezer Schilling: Die Vergiftung der Kinder des letzten Herzogs von Zähringen 179

Abbildung 15: Titelbild einer kritischen Schrift von 1765 über die angebliche Vergiftung der Zähringer-Erben 181

Abbildung 16: Die Flußschleifen der Aare von Bremgarten und der Enge bei Bern 193

Abbildung 17: Titelbild der Festschrift zum Jubiläum der Laupen-Schlacht 1939 201

Abbildung 18: Reiterstandbild des Rudolf von Erlach in Bern 205

Abbildung 19: Spiezer Schilling: Zweikampf zwischen einem Mann und einer Frau in der Matte in Bern, "1288" 215

Abbildung 20: Spiezer Schilling: Englisches Reiterheer vor Straßburg im Elsaß 257

Abbildung 21: Das Denkmal für Arnold von Winkelried in Stans 265

Abbildung 22: Antonius-Figur aus dem Berner Skulpturenfund 305

Abbildung 23: Standbild des Reformators Guillaume Farel vor der Kollegiatskirche in Neuenburg 309

Abbildung 24: Der Schwur der drei Eidgenossen 317
Abbildung 25: Brunnenfigur von Wilhelm Tell in Schaffhausen 322
Abbildung 26: Brunnenfigur von Ryffli in Bern 323
Abbildung 27: Ernst Stückelberg: Wilhelm Tell und sein Sohn 339
Abbildung 28: Die Kantonsgrenzen von Solothurn 355
Abbildung 29: Das Denkmal für Adrian von Bubenberg in Bern 359
Abbildung 30: Das Denkmal für die Wehrbereitschaft in Schwyz 361
Abbildung 31: Beispiele für moderne Gebrauchsgeschichte: Historische Versatzstücke auf Schweizer Bierdosen 365
Abbildung 32: Denkmal für Hans Waldmann vor der Fraumünsterkirche in Zürich 369
Abbildung 33: Drei Schweizer Briefmarken mit historischen Sujets: Tellskapelle (1938), Schlacht bei Giornico (1940), Gründung Berns (1941) 378
Abbildung 34: Tells Apfelschuß 380

Tabellen

Tabelle 1: Die Parallelen zwischen den Chronisten Michael Stettler, Valerius Anshelm und Konrad Justinger 102
Tabelle 2: Die Parallelen zwischen dem Laupenkrieg und dem Murtenkrieg 199
Tabelle 3: Die Parallelen zwischen Alexander dem Grossen, Karl dem Kühnen und den Eidgenossen 227
Tabelle 4: Numerologisch bedeutende Daten aus der Geschichte der alten Eidgenossen 284
Tabelle 5: Die Lebensdaten von Hildebrand - Gregor VII. 287
Tabelle 6: Christus-Chronogramme in der erfundenen Geschichte der alten Eidgenossen 288
Tabelle 7: Die Parallelen zwischen der Befreiungsgeschichte Berns und der Waldstätte 312

Zur Cover-Abbildung: Auguste Bachelin, *Gebet der Eidgenossen vor der Schlacht bei Murten*

Die Geschichtsmalerei als Teilgebiet der Malerei erlebte im 19. Jahrhundert mit den geistigen Tendenzen des Historismus eine Hochblüte. Weiter wurden vor allem Themen und Motive aus der erfundenen antiken, mittelalterlichen und neuzeitlichen Geschichte genommen.

Der Neuenburger Maler Auguste Bachelin (1830 – 1890) leistete mit einigen seiner Werke einen wichtigen Beitrag zu den historischen Vorstellungen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts.

1867 hielt er in zwei Gemälden das Leben der Pfahlbauer im Gebiet von La Tène am Neuenburger See fest. So gab er der damals durch die Entdeckungen an verschiedenen Schweizer Seeufern entflammten Pfahlbau-Begeisterung eine illustrative Grundlage.

Das hier abgebildete, 1869 entstandene Monumentalgemälde *Gebet der Eidgenossen vor der Schlacht bei Murten* verdient ein paar Erläuterungen.

Die gelungene Komposition und die ausgewogene Farbigkeit des Bildes verdienen hervorgehoben zu werden. Das Gemälde ist eindrucksvoll, aber weder schwülstig noch pathetisch.

Bachelin scheint für seine Darstellung klassische Vorbilder verwertet zu haben: *Die Übergabe von Breda* von Velazquez und das Alexander-Mosaik aus Pompeji scheinen durch.

Das Dekor entspricht dem, was man sich damals unter einer bestimmten Geschichte vorstellte, ist also zutiefst unhistorisch: Die fast unheimlich großen Fahnen entsprechen eher der Zeit der Entstehung. – Die Rüstungen, die mehrere Krieger tragen, sind wohl nie im Kampf verwendet worden. – Die Langspeere, welche die Silhouette des eidgenössischen Harsts bilden, sind Entlehnungen aus chronikalischen Schlacht-Illustrationen. Solche Speere waren vor allem religiöse Symbole. Jesus ist bekanntlich am Kreuz durch einen Lanzenstich getötet worden.

Nach Bachelin ist die Schweizer Historienmalerei für Jahrzehnte in teilweise unerträglich schwülstigen Pathos und in leere Monumentalität hinabgesunken. Das belegen etwa die Gemälde von Karl Grob oder Eugène Burnand. – Das bekannte Murtenschlacht-Panorama von Louis Braun 1893 markiert den Gipfel einer degenerierten Geschichtsillustration.

Das Gemälde von Bachelin war bis 2005 im Speisesaal des Hotels Weißes Kreuz in Murten zugänglich. Nach dem Verkauf der Liegenschaft kam das Bild in Privatbesitz.

Abbildung 1: Das Grauholz-Denkmal bei Bern

Das Monument steht heute links der Autobahn A 1 nach Zürich, südlich von Schönbühl und südöstlich von Moosseedorf.

Aufnahme von Nordwesten.

Bild: Internet

Seid einig! - Zum Grauholz-Denkmal bei Bern

Das Grauholz-Denkmal steht etwa sieben Kilometer nordöstlich von Bern und südöstlich von Moosseedorf, in der Nähe der heutigen Autobahn A 1.

Errichtet wurde das Grauholz-Denkmal nach einem Beschluß der Bernischen Offiziersgesellschaft von 1884. Es sollte an den letzten verlorenen Kampf der Berner Truppen am 5. März 1798 im Grauholz gegen die aus Solothurn gegen die Stadt vorrückenden französischen Truppen erinnern.

Die Einweihung des Monuments im Grauholz fand 1886 statt. Den Entwurf lieferte der Berner Künstler Gottlieb Hirsbrunner. Die Ausführung besorgte der Tessiner Bildhauer Luigi Piffaretti.

Das Denkmal besteht aus einer auf einem Sockel stehenden zwölf Meter hohen, abgebrochenen Kalkstein-Säule mit einem Trauerkranz am oberen Ende. Als Hauptinschrift steht an der Basis das pathetische Motto: *Seid einig!*

Ursprünglich stand das Grauholz-Denkmal etwa 300 Meter weiter östlich. Durch den Bau einer Kavallerie-Kaserne mußte das Monument 1930 an seinen heutigen Platz an das Ende eines Hügelzugs versetzt werden. – Beinahe wäre das Monument durch den Bau der Autobahn nochmals an seinem jetzigen Standort gefährdet gewesen.

Die Säule im Grauholz erinnert an das Schicksalsjahr 1798, den Untergang der alten Eidgenossenschaft. – Aber noch zu diesem Datum gilt es ein paar geschichtskritische Anmerkungen zu machen.

Zum ersten beginnt die glaubwürdige Berner und Schweizer Kriegsgeschichte erst mit dem Jahr 1798. Alle Schlachten und Kriege vorher sind als Erfindung anzusehen.

Auch der Inhalt – der Kampf zwischen Bernern und Franzosen – stimmt. Als Folge des verlorenen Gefechts mußte Bern noch am gleichen Tag kapitulieren; das französische Heer rückte in die Stadt ein.

Doch bei den Ereignissen gibt es eine Korrektur anzubringen. Die Forschung hat herausgefunden, daß die Kapitulationsurkunde Berns nicht *nach* den letzten Gefechten von Fraubrunnen, Neuenegg und im Grauholz, sondern *vorher* unterzeichnet wurde. – Der militärische Widerstand der Berner Truppen war also zwecklos. Die Regierung hatte schon vorher aufgegeben.

Noch am Beginn der plausiblen Berner und Schweizer Geschichte gilt es Fälschungen und Verzerrungen zu berichtigen. – Einig waren Volk und Regierung schon damals nicht.

Erster Teil: Hinführung zum Thema

Die alten Eidgenossen: eine Wundermär?

Die ältere Vergangenheit der Schwyzer Eidgenossen ist sicher schon vielen merkwürdig vorgekommen. Man denkt an den Rütlischwur, an Wilhelm Tell und vor allem an glorreiche Schlachten, von Morgarten über Murten bis Marignano.

Bis ins 16. Jahrhundert soll diese alteidgenössische Heldenzeit gedauert haben. Nachher veränderte sich das Bild grundlegend. Die Reformation kam und damit wurde die Geschichte der Schweiz plötzlich ereignisarm. Sicher erlebte auch die alte Eidgenossenschaft vor 1798 bedeutsame Augenblicke. Aber es waren vor allem innere Konflikte: der Bauernaufstand von 1653, die Villmerger Bruderkriege von 1656 und 1712, die Verschwörung des Majors Davel in der Waadt gegen die Berner Regierung und der Aufstand der Livinen – Leventina gegen ihre Urner Herren.

Bisherigen Forschern ist der rätselhafte Unterschied zwischen alter Heldenzeit und neuerer Ereignislosigkeit in der Schweizer Geschichte ebenfalls aufgefallen:

Das 17. Jahrhundert ist die Stille zwischen der Reformation und der Aufklärung (Richard Feller in: Nabholz: *Geschichte der Schweiz*, II, 5).

Weshalb hört der Schlachtenlärm der alten Eidgenossen plötzlich auf? – Steht dahinter vielleicht nur eine falsche Geschichte?

Man merkt ein Unbehagen angesichts der älteren Schwyzer Geschichte. Diese wird deshalb seit Jahrzehnten zurückgefahren. Grosse patriotische Feiern unterbleiben. Es wird nur noch wenig auf alteidgenössische Tugenden zurückgegriffen. In den Schulen befindet sich das Fach Geschichte auf dem Rückzug. Die Zeitgeschichte ersetzt die ältere Vergangenheit. Gleichlaufend nimmt das Interesse an den alten Sprachen, also Latein, Griechisch und Hebräisch ab. – Der Zugang zur älteren Geschichte unseres Landes wird immer schmäler.

Mit der Geschichte befassen sich Historiker. Spüren diese den Wandel und was meinen sie zu den Ursachen der breiten Abwendung von den alten Geschichten?

Man merkt tatsächlich, daß die veränderte weltpolitische Lage nach 1989 und das angefochtene Bundesjubiläum von 1991 sich in der

historischen Diskussion niedergeschlagen haben. Die Geschichte der alten Eidgenossen steht nicht mehr felsenfest; sie wird hinterfragt. Dabei geht es längst nicht mehr um die angebliche Existenz von Nationalhelden wie Wilhelm Tell, sondern um die Frage, ob das Gesamtbild richtig sei.

Wenn der Historiker Roger Sablonier 1999 schreibt: *Die sogenannte eidgenössische Staatsgründung von 1291 … ist eine Figur des politischen Diskurses, nicht der historischen Argumentation (*Sablonier: *Schweizer Eidgenossenschaft,* 34), so werden damit die Fundamente unserer Überlieferung und des schweizerischen Geschichtsbildes in Frage gestellt. Es wird zugegeben, daß die ältere Geschichte der Eidgenossen nicht stimmt, daß sie aus Sagen und Legenden zusammengesetzt ist.

Noch deutlicher drückte sich schon früher Marcel Beck aus, der seine Festschrift zu seinem 70. Geburtstag mit *Legende, Mythos und Geschichte* betitelte und dabei die Epoche der alten Eidgenossen meinte (Beck, 1978).

Aber das überlieferte Bild der alten Eidgenossen besteht noch immer. Eine Revision wird gefordert, aber nicht ausgeführt:

Eine Abwendung von diesem Geschichtsbild hat im öffentlichen Bewußtsein trotz aller Kritik bis heute noch nicht stattgefunden, schreibt der Aegidius Tschudi-Herausgeber Bernhard Stettler (Stettler: *Tschudi-Vedemecum*, 67).

Es harzt bei der Umsetzung der Forderung. Es langt offenbar nicht, „neue Fragestellungen“ zu erfinden. Das ist schon mehrmals geschehen. Zuerst mit der Rechtsgeschichte, dann mit wirtschaftsgeschichtlichen und soziologischen Ansätzen versuchte man, die ältere Schwyzer Geschichte zeitgemäß zu interpretieren.

Hier vergißt man, daß es keinen Zweck hat, Retouchen an dem herkömmlichen Bild zu machen. *Neue methodische Möglichkeiten und Einsichten* fordert der erwähnte Roger Sablonier (Sablonier: *Bundesbrie*f, 134). Doch wichtiger wäre eine grundsätzliche Kritik an der Überlieferung.

Dazu ist es aber außer in kleinen Ansätzen nicht gekommen. Bisher fehlten der Wille und vor allem die richtigen Werkzeuge, um die ältere Geschichte der Schwyzer Eidgenossen richtig anzugehen.

Hie Eidgenossenschaft!

Lange hat mich als Schüler ein kleines Werk beschäftigt und wurde mir zu einem Einstieg in die Welt der alten Eidgenossen. Das 62 Seiten starke Büchlein im Format 12 mal 19 cm ist in weißes Leinen eingebunden und trägt ein Schweizerwappen auf der vorderen Seite oben rechts. Wenn man das kleine Werk in der Hand hält, möchte man an einen Reisepaß denken. – Aber die Verbindung war vielleicht bewußt gesucht worden: Es sollte ein Paßbüchlein oder ein weltliches Brevier sein für den aufrechten Schweizerbürger.

Hie Eidgenossenschaft, wie der Titel des kleinen Werkes lautet, ist 1941, in politisch schwieriger Zeit und im Jahr des 650-Jahr-Jubiläums der Bundesgründung erschienen. Geboten wird ein Abriß der Schweizer Geschichte von den Helvetiern bis 1939 in Form von einzeln abgeschlossenen und mit je einer Illustration versehenen Seiten. Als Autor nennt sich ein Edgar Schumacher, der seines Zeichens Oberst war.

Die Bilder – sämtlich kolorierte Holzschnitte - stammen von dem Künstler Paul Boesch. Letzterer war in den 1940er Jahren ein gefragter Illustrator und hat auch historische Briefmarken gestaltet (Abbildung 33).

Der Inhalt ist in drei Abschnitte eingeteilt: Helvetier, Eidgenossen, Schweiz. Drei Seiten sind den Helvetiern gewidmet, der Hauptteil den Eidgenossen und der letzte Teil mit sechs Seiten der modernen Schweiz ab 1848.

Was mich an diesem Büchlein damals am meisten beschäftigte, waren natürlich die Schlachten der Eidgenossen, die auch das Kernstück ausmachen. Nach dem Bund von „1291“ findet sich bis zur Reformationszeit eine fast ununterbrochene Reihe von Schlachten und Kriegen dargestellt: Morgarten, Laupen, Sempach, Näfels, Vögelinsegg, Arbedo, Greifensee, Sankt Jakob an der Birs, Grandson, Murten, Giornico, Calven, Marignano, Kappel. Nur das Konzil von Konstanz und das Stanser Verkommnis unterbrechen die lange Kette von Kämpfen und Schlachten.

Nach der Reformation wird es ruhiger. Nur der Bauernkrieg, die Escalade von Genf, die Villmerger Kriege – letztere sonderbarerweise zu einer Seite zusammengefaßt – und die Verteidigung der Tuilerien werden als kriegerische Ereignisse bis zum Einmarsch der Franzosen 1798 erwähnt.

Hie Eidgenossenschaft ist gerade dadurch für das vorliegende Problem aufschlußreich, weil es einen Abriß der Schweizer Geschichte in gewaltiger Verkürzung bietet und einem kritischen Betrachter um so deutlicher die historische Konstruktion aufzeigt.

Es beginnt schon bei den angeblichen Ureinwohnern der Schweiz, den „Helvetiern". Da soll Julius Caesar dieses tapfere Volk „58 AC" in Gallien besiegt und ihm befohlen haben, in seine Heimat zurückzukehren.

Dann gibt es eine undatierte Seite über das friedliche Leben in dem prachtvollen „römischen" Aventicum und – ebenfalls undatiert – eine Erwähnung der christlichen Durchdringung Helvetiens.

Das erste, mit einer eindeutigen Jahrzahl versehene Geschichtsblatt ist die Gründung Berns „1191". – Nach genau hundert Jahren folgt die Beschwörung des ewigen Bundes auf dem Rütli. Dann beginnt mit Morgarten „1315" die Reihe von glorreichen Kämpfen und Schlachten der Eidgenossen.

Studiert man das in diesem patriotischen Brevier von 1941 gebotene Geschichtsbild genauer, kommen erste und grundsätzliche Fragen.

Da fällt zum Beispiel die gewaltige Zeitlücke auf zwischen den Helvetiern oder Römern und der Gründung Berns.

Vor 1900 Jahren soll Helvetien unter römischer Herrschaft geblüht haben und vor 1700 Jahren von den barbarischen Alamannen verheert worden sein. Zwischen dem Ende des prächtigen Aventicum und der Gründung des „mittelalterlichen" Bern liegen aber acht- bis neunhundert Jahre, in welchen es offenbar im Lande nichts, aber auch gar nichts gab: kaum Menschen, keine Kultur, keine verläßlichen Überlieferung.

Gab es wirklich einen solchen Leerraum, oder ist das nur ein durch eine falsche Chronologie hervorgerufener virtueller Irrtum?

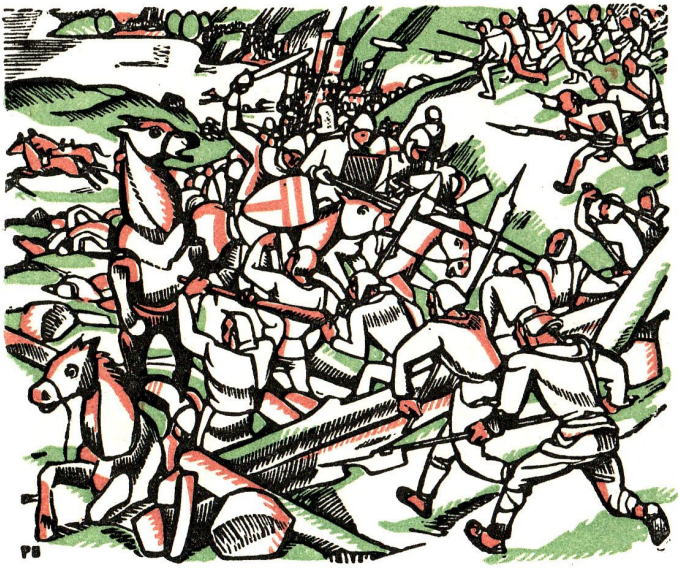
Und die kriegerische Vergangenheit der alten Eidgenossen vom 14. bis 16. Jahrhundert? Ist sie wahr oder nur das schriftlich niedergelegte Ergebnis von barocken Geschichts- und Heldenphantasien?

Bei den alten Schwyzer Eidgenossen fällt zum Beispiel auf, daß diese zwar viel gekämpft haben, die Früchte ihrer Kriege aber mehr als mager und teilweise sogar ungünstig ausfielen.

Abbildung 2: *Hie Eidgenossenschaft* - Die Schlacht bei Morgarten

Holzschnitt von Paul Boesch

aus: *Hie Eidgenossenschaft*, Bern 1941, 16



MORGARTEN **15. NOVEMBER 1315**

Der Mut zur Freiheit musste mit der Tat erhärtet werden. Das Haus Habsburg war nicht gewillt, seinen Anspruch auf die drei Länder leichthin aufzugeben. Zwischen Ritter und Bauer sollte endgültig Rechnung gezogen werden. Im Engpass von Morgarten fiel die Entscheidung. Vom Aegerisee her ritt Leopold mit seinen Edlen den Hohlweg hinan, hinter ihm der Tross der Knechte. Auf halbem Wege brach ein Hagel von Steinen und Stämmen nieder und zerriss die Kolonne. Von vorn, von der Sattelhöhe her, stürmte der Gewalthaufe der Eidgenossen auf die Ritter ein, sicheren Fusses im vertrauten Gelände, indes der Feind weder Halt noch Ordnung finden konnte. So wälzte Kampf und Tod sich bergab, dem See zu. Die Knechte wurden überritten, und viele ertranken im See. 350 Edle lagen bei den Toten. Mit Not entkam der Herzog. Der Bauer hatte sich als Krieger erwiesen.

Hie Eidgenossenschaft! – Die Schlacht bei Morgarten

Wohl kaum eine alteidgenössische Schlacht ist im populären Bewußtsein so bekannt wie Morgarten. – Man weiß zumindest, daß dort die Schwyzer Bauern gegen ein adeliges Heer der Österreicher oder Habsburger unter einem Herzog Leopold einen prächtigen Sieg errungen haben.

Auch die Strategie der Waldstätte ist ungefähr bekannt: Man lockte das feindliche Heer zu einem Engpaß am Aegeri-See und überfiel es dort. Dabei ließ man auch Felsblöcke und Baumstämme über die steilen Talhänge hinunter rollen. Die Ritter mit ihren Pferden wurden dadurch verwirrt, die Ordnung des Heeres kam durcheinander, viele Feinde wurden erschlagen oder ertranken im See.

Eine alle zwei Jahre gefeierte Schlachtjahrzeit erinnert an das angebliche Ereignis.

Dabei sind die heutigen Historiker grundsätzlich offen: *Unsere Kenntnisse der Schlacht sind recht mangelhaft* (*Handbuch der Schweizer Geschichte*, I, 189). – Man sollte im Klartext sagen: Die Schlacht von Morgarten ist eine Geschichtserfindung.

Und ein Ortstermin am Morgarten zeigt, daß sich der Kampf unmöglich so abgespielt haben kann wie auch das obige Bild behauptet: Steilhänge nämlich, um Baumstämme und Blöcke herunter zu rollen, gibt es in der fraglichen Gegend am Aegeri-See keine.

Eine kritische Analyse der Quellen zu Morgarten zeigt, daß diese Schlacht ein Parallel-Ereignis aus der erfundenen Berner Geschichte ist. Zuerst schlug Bern eine glorreiche Schlacht gegen die Habsburger. Die Waldstätte übernahmen diese angebliche Heldentat und wandelten sie entsprechend ab.

Die Schlacht bei Morgarten ist übrigens nach einer fiktiven antiken Schlacht gestrickt: Bekanntlich hätten die Griechen im Engpaß der Thermopylen ein zahlenmäßig überlegenes Heer der Perser zwar nicht zurückgedrängt, aber doch mit heldenhaftem Mut aufgehalten.

Und im biblischen Buch Judith werden die Vorbereitungen des Gebirgslands Israel zur Abwehr der Assyrer gleich geschildert wie die der Waldstätte gegen die Habsburger (Judith, 4, 1 ff.).

Der Holzschnitt von Paul Boesch von 1940/41 hingegen hat künstlerische Qualitäten. Er verwertet geschickt Anleihen von alten Schweizer Holzschnitten – etwa aus Petermann Etterlin – mit der neuen Sachlichkeit der 1930er Jahre.

Paul Boesch entwarf zu dieser Zeit auch eine Briefmarke zum Jubiläum der Stadt Bern (Abbildung 33).

So haben die Eidgenossen die Burgunderkriege zwar siegreich beendet, aber im Ergebnis nicht einmal die Waadt gewonnen. – Das ist doch reichlich merkwürdig!

Und da in *Hie Eidgenossenschaft* jede Seite mit einer genauen Jahrzahl versehen ist, könnte man auch dort Argwohn schöpfen.

Ist es bloßer Zufall, daß die Eidgenossenschaft „1291“, also genau hundert Jahre nach der angeblichen Gründung Berns „1191“ geschaffen wurde?

Dann die nachreformatorische Geschichte der alten Eidgenossenschaft.

Wie gesagt gab es auch da kriegerische Auseinandersetzungen. Aber es waren allesamt Bruderkriege, Bürgerkriege und Aufstände einzelner Regionen, Gruppen und Personen. Diese Dinge sind viel weniger glorreich als die „spätmittelalterliche“ Heldengeschichte der Schwyzer Eidgenossen und werden deswegen auch weniger gern behandelt und beschworen.

Es gibt eine Sempacher Schlachtjahrzeit und eine Solennität in Murten, aber keine solche für die Villmerger Kriege.

Und weder der Ort Villmergen noch Samuel Henzi haben je ein Denkmal bekommen.

Dagegen hat man im 20. Jahrhundert sogar für das unbedeutende Geplänkel von Giornico am Rande des dortigen Tessiner Dorfes ein pathetisches Schlachtenmonument errichtet (Abbildung 33).

Als Fazit ergibt sich, daß nur die in unwirklicher Ferne angesiedelte erfundene Schwyzer Geschichte Stoff abgibt für Heldentaten und Glorienschein, nicht aber die wahre Überlieferung der letzten zwei bis drei Jahrhunderte.

Einen Jugendlichen mögen die knappen Texte und die eindrucksvollen Bilder von *Hie Eidgenossenschaft* faszinieren; und die schwierige Lage der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges rechtfertigte vielleicht das Erscheinen des Büchleins. Aber heute ist dieses ein Anstoß, an der älteren Geschichte der Eidgenossen zu zweifeln.

Ursprung der Freiheit

Seit den 1940er Jahren gibt der Berner Verlag Paul Haupt die *Schweizer Heimatbücher* heraus. – Parallel dazu wird auch eine Reihe *Berner Heimatbücher* geführt.

Bis in die 60er Jahre sind in jenen gleichlaufenden Reihen eine stattliche Anzahl Titel herausgekommen, alle mit ganzseitigen Illustrationen und schmalem Text.

Bei den Schweizer Heimatbüchern reicht die Themenvielfalt von Gottfried Keller über das Puschlav, den Greifensee, Schwyzer Bauernhäuser bis zu den Brissago-Inseln und die Luzerner Volkskunst.

Bei der Berner Reihe gehen die Titel vom Emmentaler Bauernhaus über bernische Landsitze, das ehemalige Kloster Münchenwiler, den Tierpark Dählhölzli bis zu Niklaus Manuels Totentanz und den Hohgant, die Bergkrone des Emmentals.

Vor kurzem entdeckte ich in der Schweizer Reihe einen Titel *Ursprung der Freiheit. Historische Stätten in der Urschweiz*.

Die 1965 erschienene Broschüre von Georges Grosjean verdient als kurze Zusammenfassung der Schwyzer Gründungslegende aus jener Zeit besprochen zu werden.

Der Verfasser war Professor für Geographie an der Universität Bern. Als solcher befaßte sich Grosjean auch mit historischen Themen. Unter anderem forschte er über die römische Landvermessung in der Schweiz.

Als Anlaß des schmalen Buches wird das 650-Jahr-Gedächtnis der Schlacht am Morgarten und des Bundesschwurs zu Brunnen „1315“ genannt.

Ursprung der Freiheit gibt zuerst die Quelle für die Bundesgründung der Waldstätte, die entsprechenden Passagen des Weißen Buchs von Sarnen wieder.

Anschließend wird der angebliche Freiheitskampf im Lichte der Urkunden und der modernen Geschichtsforschung beleuchtet.

Fazit dieser Übersicht ist für den Verfasser: *Durch die neuesten Forschungen haben die Erzählungen der Bundeschronik ihren Platz in der Geschichte zurückerhalten. Rütli und Hohle Gasse, Tellenplatte und das Gemäuer der alte Burgen sind geschichtlicher Boden und mit der Bundesgründung verknüpft* (22).

Abbildung 3: Titelseite von Wilhelm Oechsli: *Die Anfänge der Schweizerischen Eidgenossenschaft*, Zürich 1891

Das Datum der Gründung der Schwyzer Eidgenossenschaft

Im 19. Jahrhundert hat sich eine eigentliche historische Festkultur entwickelt – auch in der Schweiz. Bedeutsame Jahrzahlen wurden mit Festen gefeiert. Häufig wurden dabei auch Denkmäler enthüllt.

1891 war der heutige Bundesstaat 43 Jahre alt. Und mit großem Aufwand wurde das angeblich 600-jährige Jubiläum der Gründung der Schweizer Eidgenossenschaft in Szene gesetzt.

Der Historiker Wilhelm Oechsli bekam vom Bundesrat den Auftrag, für den Anlaß ein Buch zu schreiben.

Der Inhalt ist nicht sehr erhebend. Das Werk gibt nur Altbekanntes wieder.

Einen Wert hat jedoch das Titelbild des Jubiläumsbuches. Es zeigt, wie damals alte Geschichte in Szene gesetzt wurde.

Und der Titel des Buches spricht den ersten ewigen Bund der Eidgenossen vom „1. August 1291“ an.

1891 war eine Feier für ein pseudohistorisches Ereignis, aber gleichzeitig auch das historische Stiftungsjahr für den Schweizer Nationalfeiertag.

Die Zentenarfeier von 1891 markiert eine historiographische Wende in der Schweiz, nämlich die Rückverlegung des Gründungsjahres der Eidgenossenschaft. Bis dahin galt 1307 als Ursprungsdatum. Noch auf dem bekannten Tell-Denkmal von Altdorf ist diese Jahrzahl eingemeißelt.

Wie kam es zu dieser Rückverlegung? – Um 1760 wurde in Basel der Bundesbrief von 1291 entdeckt und herausgegeben. Aber damals waren die großen Chronik-Werke schon geschrieben. Und diese kannten nur das Gründungsdatum 1307 und einen Bundesbrief von 1315.

Der Bundesbrief von 1291 ist eine späte Urkundenfälschung oder Urkundenschöpfung. Aber im Laufe von mehr als einem Jahrhundert erhielt dieses Dokument gleichwohl einen Nimbus, der dazu führte, daß man darob die Geschichte umbog: Die Eidgenossenschaft wurde also früher gegründet. Nur sei die entscheidende Urkunde im Augenblick der ersten Geschichtsschreibung nicht greifbar gewesen.

1291 war in der historischen Darstellung der Chronisten tatsächlich ein bedeutendes Jahr. Allerdings in einem anderen Sinne.

Und bei der Diskussion um 1291 oder 1307 vergaßen die neueren Historiker ein wesentliches Element: Die ältesten Chroniken nennen nicht 1307, sondern 1314 als Ursprung des Schwyzer Schwurbundes (vgl. dazu: Pfister: *Die Entstehung der Jahrzahl 1291*, 2012). – Was soll man von einer Geschichtswissenschaft halten, welche Inhalte und Daten nach Belieben ändert?

Grosjean war ein gewissenhafter Forscher. Also erkennt der kritische Leser die Schwachstellen der Argumentation: Die ganze Geschichte der Bundesgründung ruht auf den paar Seiten des Weißen Buches. Aber dieses nennt keine Jahrzahlen und erwähnt die Schlacht bei Morgarten nicht.

Und überdeutlich wird auch, daß die ältere Chronistik den angeblichen Bundesbrief von 1291 nicht kennt.

Auch der Ort der sagenhaften Schlacht am Morgarten ist umstritten. Die Vorstellung, daß die Schwyzer bei jenem Kampf Lawinen von Felsblöcken und Baumstämmen auf den Gegner hinuntergewälzt hätten, bezeichnet Grosjean sogar als naiv.

Die Broschüre über die Gründung der Waldstätte läßt den Widerspruch erkennen, den keine wissenschaftliche Bemühung beseitigen kann: Die Bundesgründung wird als eine Legende angesehen, soll aber nichtsdestoweniger einen wahren Hintergrund haben.

Das Heft ist wie die anderen Titel jener beiden Reihen mehrenteils ein Bilderbuch: 32 schöne Schwarzweiß-Fotos stellen Landschaften rund um den Vierwaldstättersee dar, bilden Burgruinen wie die Schwanau, den Meierturm in Silenen, die Zwing Uri, die Gesslerburg und Alt Habsburg ab, zeigen Tell-Darstellungen, eine Ansicht des Bundesbriefarchivs in Schwyz, eine Musterseite aus dem Weißen Buch und eine Illustration aus der Spiezer Chronik von Diebold Schilling.

1965 war die Auffassung von der Bundesgründung der Schwyzer noch unwidersprochen. Aber schon wenige Jahre später wurde die erste Kritik laut.

Die wundersame Entstehung der Eidgenossenschaft

Als ich die Vorarbeiten für dieses Buch begann und Literatur sammelte, erinnerte ich mich an ein Buch, das ich vor über dreißig Jahren gelesen hatte und genau mein Thema war, nämlich eine kritische Auseinandersetzung mit der älteren Geschichte der Eidgenossen. – Unter Umständen könnte mir jenes Werk viel Arbeit abnehmen, stellte ich mir vor.

Bald hatte ich das Buch gefunden. Es stammt von Otto Marchi und ist betitelt mit *Schweizer Geschichte für Ketzer oder die wundersame Entstehung der Eidgenossenschaft*.

Wie ich aber wieder darin las, erkannte ich bald, daß dieses Werk schon ziemlich Staub angesetzt hatte und nur bedingt nützlich war.

Marchi schrieb sein Buch 1968. In den beiden folgenden Jahren erschien es als Zeitungsserie und wurde darauf für die Erscheinung 1971 in die vorliegende Form umgeschrieben. Die ursprünglich journalistische Abfassung des Werkes erkennt man deutlich am Stil des Inhalts und an Kapitelbezeichnungen wie: *Die sagenhafte Apfelschützen GmbH, Die pränatalen Gründerjahre, Die Pensionierung der Bösewichte* und *Rütli – Rebellion der Sennen?*

Die *Schweizer Geschichte für Ketzer* ist reich, aber chaotisch illustriert – und auch das textliche Layout ist der Lesefreude nicht angetan. - Um das Gewicht des Werkes zu erhöhen, wurde der Zürcher Geschichtsprofessor Marcel Beck um ein Vorwort gebeten – und die bekannten Schweizer Schriftsteller Peter Bichsel und Kurt Marti schrieben je einen Text als Anhang.

Bei der erneuten Lektüre hatte ich Mühe, die Grundidee des Buches herauszufinden. Gewiß, es geht um eine Entmystifizierung der aufgebauschten und heroisierten Geschichte der frühen Schwyzer Eidgenossenschaft.

Endlich nach über hundert Seiten erklärt Marchi sein Anliegen, durch die Widerlegung der historischen Existenz Wilhelm Tells *Sage und Geschichte auch in der Befreiungsgeschichte exakt zu trennen* (Marchi, 124).

Erst jetzt erfährt der Leser, daß der Autor nicht die Entstehungsgeschichte der Schwyzer Eidgenossen als solche entlarven will, sondern nur deren märchenhafte Ausschmückung.

Die Tell-Geschichte zum Beispiel sei geschaffen worden, um Herausforderungen einer späteren Zeit zu begründen. Dies sei aber heute nicht mehr nötig. Die heutige Schweizer Schule habe den jungen Staatsbürgern *statt unreflektierter Abziehbildchen ein kritisches Geschichtsverständnis beizubringen* (Marchi, 124).

Das sind kluge und große Worte von Otto Marchi. Aber der Autor beläßt es mit allgemeinen Deklamationen. Wie ein kritisches Geschichtsbild der Schweiz beschaffen sein müßte, bleibt unklar.

Und mit der Forderung, in der Geschichte Dichtung und Wahrheit zu trennen, zeigt sich Marchi nicht als Einzelner, sondern als einer unter vielen. Diese Absichtserklärung haben andere Historiker abgegeben. Sogar der berühmte Karl Meyer bekannte sich dazu. Aber daraus lei-

tete letzterer den Schluß ab, daß die ganze Befreiungsgeschichte der Waldstätte authentisch und Wilhelm Tell eine historische Person sei.

Je weiter man das Buch liest, desto deutlicher merkt man, daß Marchi eine theoretische und methodische Grundlage fehlt. Er möchte die glorifizierte Schwyzer Geschichte auf ein Normalmaß zurückführen, aber nicht abschaffen. Der Autor betrachtet die einheimische Geschichte kritisch, aber er greift kritiklos auf die allgemeine Geschichte zurück. Die kaiserlosen, die schrecklichen Jahre von „1250 bis 1273“ sind für ihn unreflektierte Wirklichkeit, so gut wie Rudolf von Habsburg und Kaiser Albrecht I.

Dabei enthält das Werk auch brauchbare Ansätze einer neuen Geschichtsbetrachtung. Dank seiner kritischen Haltung erkennt Marchi zum Beispiel Parallelitäten oder *Präfigurationen*, wie er sie nennt, und bringt sogar etwas Geschichtsanalyse.

Über die Motive zur Erdichtung der Gründungssage wird zum Beispiel gesagt: *Das Recht auf eine eigenständige Entwicklung wird damals noch durch eine Anknüpfung an irgendwelche möglichst berühmte Präfigurationen aus der Vergangenheit bewiesen, von denen die eigenen Einrichtungen hergeleitet und damit auch gerechtfertigt werden* (Marchi, 39). - Der Stil der Aussage ist allzu historisch, aber der Kern stimmt.

Im Laufe seiner Darlegungen bringt Marchi auch konkrete Beispiele für Präfigurationen oder Parallelitäten. So erwähnt der Autor, daß Doktor Eck, der Anwalt der katholischen Kirche an der Badener Disputation von „1526“, mit dem Riesen Ecke in der Dietrichssage, in dem eidgenössischen *Laupenlied* und in Niklaus Manuels Gedicht *Des Baders und Eggers Badenfahrt* zu vergleichen sei. - Nur zieht Marchi nicht die Folgerung, daß die erwähnten Ereignisse und Personen erfunden sein müssen.

Die *Schweizer Geschichte für Ketzer* ist nicht so ketzerisch wie sie behauptet. Deshalb konnte diese Geschichtskritik nicht greifen und ist teilweise schon vergessen.

Der Autor des Werkes verließ danach die Historie und wurde Romanschriftsteller.

Otto Marchi ist im Dezember 2004 bei der Flutkatastrophe in Südasien ums Leben gekommen.

Das Bundesbriefmuseum in Schwyz

Ich hatte dieses Museum vorher nie besucht. Mir fehlte das Motiv, jenen Ort aufzusuchen. Gemeint ist das Bundesbriefarchiv in Schwyz, das seit 1998, nach einem Umbau und einer Neukonzeption Bundesbriefmuseum heißt.

Als ich das erste Mal dort eintrat, war meine Spannung groß. Denn bei den Vorarbeiten zu diesem Buch war jenes Museum für mich hoch interessant geworden.

Dabei gibt es in diesem Archiv oder Museum wenig zu sehen. - In der Eingangshalle werden verschiedene Dinge der Waldstätte und der Landschaft Schwyz vorgestellt und erklärt. Dann geht es über einen breiten Treppenaufgang hinauf in einen riesigen Saal, in welchem die Weihegegenstände der Schwyzer Eidgenossenschaft ausgestellt sind: verschiedene Banner und einige Urkunden, allen voran natürlich der Bundesbrief von „August 1291“ *die wichtigste nationale Profanreliquie* (*Entstehung*, Sablonier: *Bundesbrief*, 132).

Auch Dokumente des patriotischen Bewußtseins des 19. Jahrhunderts werden gezeigt. Man erfährt, daß erst mit der 600-Jahr-Feier der Bundesgründung 1891 der Bundesbrief mit dem Datum 1291 jene überragende Bedeutung im allgemeinen Bewußtsein und in der historischen Betrachtung gewann.

Und niemals vergessen sollte man den Anlaß zum Bau dieses Archivs oder Museums. Die Idee wurde anfangs der 1930er Jahre entwickelt und ausgeführt. 1936 weihte man diese nationale Gedenkstätte mit ziemlichem Pomp ein.

Seine größte Bedeutung erlebte das Bundesbriefarchiv kurz darauf im Jahre 1941, als die Schweizer Eidgenossenschaft vor einer existentiellen Bedrohung wegen der vollständigen Umklammerung durch die Achsenmächte stand.

Die Feierlichkeiten zum 650-Jahr-Jubiläum bedeuteten den Höhepunkt der Bundesbrief-Verehrung.

Der damals auch in der Bundesregierung einflußreiche Historiker Karl Meyer, ein bewußt handelnder staatlicher Propagandapublizist, ein *selbsternannter Chefideologe* (*Entstehung*, Sablonier: *Bundesbriefmuseum*, 174) holte dafür sogar Wilhelm Tell als angeblich historische Figur zurück.

Unterdessen sind viele Jahrzehnte vergangen und der Zeitgeist hat sich gewandelt. Auch das Bundesbriefarchiv bekam einen neuen Namen und eine neue Konzeption. Die heutige Präsentation und die Erklärungen auf den Tafeln erstaunen durch eine verblüffende Offenheit und Aufgeschlossenheit. Unumwunden wird erklärt, daß das traditionelle Bild von der Entstehung der Eidgenossenschaft falsch und Gemeinplätze wie der Burgenbruch der Waldstätte historisch nicht zu belegen seien.

Das Bundesbrief-Museum in seiner heutigen Konzeption will *die monumentale Aufbauschung der mittelalterlichen Frühgeschichte unseres Landes* (Marchal: *Bundesbriefarchiv*, 158) korrigieren und zur historischen Selbstbescheidung anleiten, hat man den Eindruck. Aber reicht das aus oder ist das der richtige Weg?

Die Betreiber haben sich Mühe gegeben, ein *aggiornamento* des Archivs zu versuchen. – Doch die Frage der Fragen wird nicht beantwortet: Wie steht es um die Echtheit der Urkunden?

Als Fazit habe ich den Eindruck, als sei die Neugestaltung auf halbem Wege stehen geblieben. Man müßte mehr tun.

Schon im Garten des Museums gäbe es etwas aufzuräumen. Dort steht noch immer ein unpassendes, überdimensioniertes Kriegerdenkmal von 1939: ein Bronzesoldat in pathetischer Pose, mit Nagelschuhen und Gamaschen (Abbildung 30). Die Figur stört nicht nur den Ausblick auf die Mythenstöcke hinter Schwyz, sondern tötet jede Besinnung und weckt dafür Ärger und Aggression. – Doch zur Wegschaffung dieses unzeitgemäß gewordenen Monumentes konnte man sich offenbar bisher nicht durchringen.

Die Stiftsbibliothek Sankt Gallen

Sankt Gallen bezieht seinen historischen Ruhm von dem ehemaligen Kloster, richtiger der Fürstabtei Sankt Gallen. Diese wurde 1805 aufgehoben. Aber die barocke Anlage am Rande der Altstadt besteht noch immer.

Berühmt ist in diesem ehemaligen Stift der Lesesaal im Stile des Barocks oder Rokoko, etwa in den späten 1770er Jahren errichtet.

Und vor allem wird der Reichtum der Bibliothek gepriesen: etwa 15’000 alte Bücher und 2000 Handschriften bilden einen Schatz, der nach außen strahlt.

Kein Wunder, daß Sankt Gallen 1983 in die angesehene Liste des UNESCO-Weltkulturerbes aufgenommen wurde.

Für die Vermarktung der ostschweizerischen Stadt mag dieses Etikett gut sein. Doch wir suchen die historische Wahrheit. Also erlauben wir uns einige Fragen zu stellen.

Es gab sicher ein Kloster Sankt Gallen, wenngleich die Stadt die Reformation mitmachte. Fortan bildete das religiöse Zentrum eine fürstliche Abtei der alten Eidgenossenschaft. In diesen Zeiten sind die heutige Stiftskirche, die Stiftsbibliothek und die übrigen Gebäude entstanden.

Aber die Abtei gab sich nicht mit ihrer bloßen Existenz zufrieden. Mit großem Aufwand stellte sie eine monumentale Geschichtslegende her von einem blühenden Kloster, das 1000 Jahre vorher entstanden sei.

Die Abtei sammelte vor allem einen eindrucksvollen Stock Handschriften, die aus der ganzen Zeit des „Mittelalters“ stammen sollen.

Die gewaltige Geschichtslüge von einem reichen Kloster Sankt Gallen und kostbaren Handschriften in urgrauen Zeiten wird noch heute geglaubt und staatlich gepflegt.

Die Stiftsbibliothek Sankt Gallen ist zu einer Propagandastätte für das angebliche christliche Mittelalter geworden.

Danach lägen die Ursprünge des Klosters Sankt Gallen in einer nebulösen „frühmittelalterlichen“ Zeit. Es gab damals kaum schriftliche Aufzeichnungen, und die Kultur muß gegenüber der Römerzeit auf ein jämmerliches Niveau gesunken sein.

Das *Handbuch der Schweizer Geschichte* weiß nichtsdestoweniger erstaunlich viel über jene Anfänge zu berichten:

720 gründete der alemannische, aber in Rätien am Bischofshof erzogene Priester Otmar an der Grabstätte des Gallus, wo sich ja schon immer eine kleine Einsiedelei befunden hatte, das Kloster St. Gallen. In der Folge unterstellte er es der Benediktinerregel. Den Auftrag zur Gründung gab ihm der Tribunus Waltram von Arbon, der Grundherr der Gegend. Unterstützt wurde er aber auch vom Präses Viktor und den alemannischen Herzögen (*Handbuch*, I, 119).

Der pseudohistorische Nonsens dieser Zeilen ist nicht zu überbieten.

Aus der Einsiedelei und dem Kloster soll im Laufe der Zeit eine reiche und mächtige Abtei entstanden sei.

Auch hier weiß das *Handbuch* sehr viel mit vielen Einzelheiten:

Dank der Schenkungen, die seit dem Ausgang des 8. Jahrhunderts rasch zunahmen, und um die Mitte des 9. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichten, wurde St. Gallen zu einem der reichen karolingischen Königsklöster. So entstand ein in unzählige kleine und kleinste Einzelstücke aufgesplitterter Großgrundbesitz, nicht etwa ein zusammenhängendes Gebiet, das im Großbetrieb hätte bebaut werden können. Zu Beginn des 10. Jahrhunderts dürften es schätzungsweise 4000 Hufen oder 16000 Jucharten gewesen sein, die sich im Raum zwischen Limmat, Aare und Donau, d.h. in ganz Alemannien verteilten (*Handbuch*, I, 133).

Es ist schwer zu glauben, daß eine solche hirnrissige Pseudogeschichte noch heute geglaubt und geschrieben wird.

Die gefälschten Urkunden stellen tatsächlich den Grundbesitz des karolingischen Sankt Gallens als riesigen Splitterbesitz dar, der sich sogar auf einem großräumigen Kartenausschnitt kaum ganz darstellen läßt.

Aber was soll ein solcher Streubesitz in einer unendlich fernen Zeit, als Europa angeblich politisch und wirtschaftlich am Boden lag, als es weder Münzen, noch Fernstrassen, noch eine entwickelte Kultur gab und die an sich schon armen Landschaften von fremden Kriegsscharen geplündert und verheert wurden?

Offenbar standen den Verwaltern zur Inspektion ihrer Güter geländegängige Autos mit Allradantrieb zur Verfügung. - Und die Zinszahlungen der Untertanen an das Kloster besorgte wohl die Raiffeisenbank oder der Credit Suisse.

Zu Beginn des 18. Jahrhundert blühte das Kloster und danach die Fürstabtei Sankt Gallen auf. – Doch der riesige Grundbesitz achthundert Jahre vorher scheint sich verflüchtigt zu haben, als hätte er nie existiert.

Die Geschichte des Klosters Sankt Gallen nach dem Jahr „1000 AD„ liest sich als ein achthundertjähriger Abstieg, wie auch der Blick auf die Handschriftensammlung des Stifts zeigt.

Die Wissenschaft behauptet hier, fast alle diese Handschriften stammten aus der Zeit bis zum Ende des Mittelalters, also bis zum „16. Jahrhundert“.

Ein Fünftel der Manuskripte soll sogar aus der Zeit vor dem Jahr „1000 AD“ stammen.

Was soll das? Hat denn das Kloster Sankt Gallen in der Neuzeit überhaupt nichts mehr Handschriftliches hervorgebracht? War die Abtei bis zu ihrer Aufhebung nur mehr von einfältigen Mönchen und geistig beschränkten Äbten bewohnt?

Man kann die Absurdität der pseudohistorischen Behauptungen auch vom Bau her aufrollen: Da hat man etwa zu Beginn des letzten Viertels des 18. Jahrhunderts eine Bibliothek für Handschriften gebaut, die schon viele Jahrhunderte, teilweise schon vor tausend Jahren existiert hätten. – Glaubt jemand an eine tausendjährige Aufbewahrungszeit von empfindlichen Manuskripten?

Über tausend Jahre hätte man in einem legendären Kloster in der Ostschweiz die gleichen Handschriften der Bibel, der Kirchenväter und ausgewählter klassischer Autoren hergestellt, gesammelt und gelesen.

Dabei scheute man in dieser angeblich bettelarmen Zeit keine Mühe und keine Kosten. Gewisse illuminierte Manuskripte müssen ein Vermögen gekostet haben – abgesehen von der Kunstfertigkeit und dem Arbeitsaufwand.

Eine verquere Chronologie und ein absurdes Geschichtsbild führten zu dieser schrägen Optik.

Jeder, der mit etwas kritischem Verstand die Sankt Galler Handschriften betrachtet, wird die falschen Zuschreibungen und Datierungen entlarven.

Auch in der Stiftsbibliothek Sankt Gallen wird nur mit Wasser gekocht. Alle dortigen Handschriften stammen demzufolge aus dem 18. Jahrhundert. – Die „Karolingerzeit“ und das übrige „Mittelalter“ ist eine Erfindung der Renaissance und des Barocks.

Die Kuratoren und Wissenschafter, die noch heute das Märchen von der karolingischen Blüte eines Klosters Sankt Gallen verbreiten, blenden die einfachsten kritischen Überlegungen aus.

Bei Sankt Gallen, dem Kloster und der Stiftsbibliothek mit ihren Handschriften, fragt man sich einmal mehr: Weshalb muß denn alles

so alt, wenn möglich „uralt“ sein? Kann man sich nicht auch an Dingen freuen, die höchstens ein paar Jahrhunderte alt sind?

Hie Schweizerland, hie Bern! - Die *Geschichte Berns* von Richard Feller

Als Mittelschüler war dies meine erste große historische Lektüre: die monumentale *Geschichte Berns* von Richard Feller.

Der erste Band - der literarisch am meisten beeindruckt - erschien 1946, behandelt die Geschichte der Stadt von den Anfängen „im 13. Jahrhundert“ bis „1516“.und ist 600 Seiten stark. Der zweite Band mit noch mehr Seiten geht bis 1653, also bis zum Bauernkrieg. - Bis 1798 folgen nochmals zwei Bände, wobei der letzte und dickste nur mehr die Jahre 1790 bis 1798 abdeckt. – Alles in allem eine gewaltige Leistung jenes 1958 verstorbenen Berner Professors.

Fellers Werk ist das *große Epos von den wechselvollen Schicksalen des mächtigsten Stadtstaates diesseits der Alpen, seinem Aufstieg, seiner Blüte und seinem Untergang* (Feller/Bonjour, II, 759).

Man ist gespannt zu erfahren, wie Bern dieses staunenswerte politische Ergebnis fertiggebracht hat. Und Feller in seiner nüchtern-disziplinierten, aber manchmal auch pathetischen Sprache gibt dem Leser eine Antwort:

In tiefer Not verstrickt, gab dieses Geschlecht den nachfolgenden das Beispiel der Selbstüberwindung; der Gemeinsinn siegte über die Leidenschaft. Das ist das Außerordentliche, das Bern durch Jahrhunderte Frucht trug und bereits andeutete, daß in Bern die politische Begabung die anderen Fähigkeiten überragte (Feller, I, 68).

Die scheinbar geniale Einsicht Fellers in die Geheimnisse des staunenswerten Aufstiegs von Bern ist jedoch weit weniger aufsehenerregend, wenn man sie mit der chronikalischen Quelle dieser Aussage vergleicht.

Valerius Anshelm nämlich schrieb am Anfang seines Werkes, er wolle darstellen, *daß eine so löbliche, mächtige Stadt Bern durch semliche tugendsame Regierung angefangen, zugenommen, erhalten und so hoch gebracht* (Anshelm, I, 8).

Aber nicht nur die außerordentliche politische Begabung sei es nach Feller gewesen, die Bern groß gemacht habe, sondern auch eine geradezu phantastische divinatorische Begabung seiner Führungsschicht:

In Bern stieg aus dem Dunkel der Frühe ein Wille auf, der die Umstände mit einer Sicherheit erfaßt, als ob er seine Absichten schon durch Jahrhunderte erblickte (Feller, I, 9).

Bern muß wirklich eine politische Sonderbegabung ersten Ranges gewesen sein. Feller nährt mit seiner Diktion und seiner Darstellung diese Meinung. Nach ihm bekommt man den Eindruck, daß diese Stadt eine Art historisch-politisches Utopia gewesen sei, ein Land Kanaan, wo Milch und Honig fließt:

Das Jahr 1420 war wundersam fruchtbar; die Natur spendete so verschwenderisch, daß man schon Ende August mit der Weinlese begann. Wein und Korn wurden so billig, als sich kein Mensch besinnen konnte. Der Wohlstand nahm zu, das Handwerk hatte goldenen Boden, seine Gesellschaften erwarben eigene Häuser und schmückten sie mit schönem Gerät (Feller, I, 258).

Wäre hier nicht eine Jahrzahl drin, so würde man meinen, das sei eine freie Übersetzung von Ovids Gedicht über das goldene Zeitalter.

Wahrhaftig, in Bern war alles im Überfluß vorhanden. Mißernten, Teuerung und Pest machten vor den Stadttoren halt. Da begreift man, weshalb diese gottbegnadete Stadt ringsherum für jeweils Tausende von Goldgulden Städte und Landschaften zusammenkaufen und dennoch einen Staatsschatz äufnen konnte, dessen Größe sich im 18. Jahrhundert in ganz Europa herumsprach.

Aber bleiben wir nüchtern und fragen uns, woher Feller die Inspiration holte, um ein solch unwirklich-verklärtes Geschichtsbild einer Stadt Bern in alten Zeiten zu malen. Die kritischen Einwände kamen mir erst mit der Geschichtsanalyse. Vorher war ich Jahrzehnte von Fellers Darstellung voreingenommen und blind gegen Einwände.

Dabei hätte ich schon vor einigen Jahrzehnten auf das Geheimnis von dessen selbstsicherem Urteil kommen können. An einer Tagung sprach ich einmal einen Professor an, der selbst noch bei Feller studiert hatte. Dieser Mann teilte meine Begeisterung für den Autor der *Geschichte Berns* keineswegs. Der Hochschullehrer sagte, daß Feller in seinen Seminarien überhaupt keine Quellenkritik betrieben habe. Die alten Zeugnisse wurden gelesen und kommentiert, nicht mehr.

Erst heute habe ich diese Bemerkungen begriffen und ergründe das Geheimnis dieses historiographischen Monuments über Bern.

Feller kann deshalb so selbstsicher die Geschichte der Stadt darzustellen und deren Entfaltung als Werk der göttlichen Vorsehung hinzustellen, weil er getreu die chronikalischen Quellen wiedergibt. Für die ältere Zeit bis nach der Reformation sind das Justinger und Anshelm.

Hat man die letzteren Chronisten analysiert, so versteht man auch Feller. Die Theodizee, die göttliche Bestimmung im menschlichen Handeln, welche der Geschichtsschreiber des 20. Jahrhunderts bringt, folgt teilweise wörtlich derjenigen der genannten alten Historiographen.

Weil Feller unkritisch die alten Chronisten wiedergibt, fallen ihm auch die gröbsten Widersprüche in seiner Darstellung nicht auf. Er stellt keine Fragen, weshalb Bern „in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts" das Städtchen Aarberg insgesamt dreimal gekauft hat. Feller erkennt auch die anderen Merkwürdigkeiten in Berns Expansionspolitik nicht. So wird nicht hinterfragt, warum die Stadt häufig ein fremdes Städtchen kriegerisch einnimmt, um es nachher rechtmäßig durch Kauf zu erwerben – geschehen etwa mit Burgdorf.

Auch sucht man bei Feller vergeblich nach einer Antwort, weshalb Berns Westpolitik, also die Beherrschung der Waadt, während drei Jahrhunderten erfolglos war.

Noch gröbere Widersprüche treten hervor, wenn Feller die Bildung und das Latein in der Stadt behandelt. Getreu seiner fixen Meinung, daß hier die Außenpolitik den Vorrang über den Kommerz und die Bildung hatte, zeichnet dieser Historiker ein abstruses Bild der Bildungsverhältnisse im älteren Bern. Zwar hätte es schon „ab dem 14. Jahrhundert" in der Stadt eine Lateinschule gegeben, aber diese sei nur auf die praktischen Bedürfnisse, also besonders die Kanzlei ausgerichtet gewesen:

Zumeist erreichten geistige Bewegungen anderer Länder den Berner nicht. … Die geistige Speise blieb durch Jahrzehnte unerfrischt. … Berns Durchgang durch das Latein war dürftig, weil man nicht nach dem Geist trachtete, den das Latein erschloß … Mit dem Latein versagte sich Bern den gangbarsten Weg zur geistigen Welt. ... Die geistige Ausstattung darbte, weil die Kopfarbeit in Bern gering geachtet war (Feller, II, 57 f.).

Die Idealstadt Bern war also eine geistige Wüste. Da verwundert, daß der Ort so bedeutsam wurde, obwohl er doch von Spießern beherrscht wurde. Und man kann kaum begreifen, daß Bern neben Zü-

rich so unglaublich schnell die Reformation übernommen hat, obwohl nach Feller fremde geistige Einflüsse nicht durch die Stadttore eingelassen wurden.

Manchmal muß man sich in Fellers Darstellung sogar wundern, was er überhaupt meint:

Die Verehrung der Ahnen bestimmte das Antlitz der Vergangenheit. Der Berner übte unbewußt die Fähigkeit, in die Vergessenheit zu verstoßen, was ihr Andenken trübte (Feller, II, 64).

War Bern rückwärts gerichtet oder nur traditionsbewußt? Und wie kann man eine kritische Geschichte Berns schreiben, wenn die Altvordern doch bewußt aus ihren Quellen und Darstellungen alles herausgefiltert haben, was das Andenken an die Ahnen trübte?

Schon eine kurze Betrachtung dieser monumentalen *Geschichte Berns* zeigt, daß wir es bei Feller mit unkritischer Historiographie zu tun haben. Das nüchterne Pathos und die geglättete Darstellung verhüllen nur unzulänglich die Mängel, Widersprüche und Absurditäten in dem Werk. Für die ältere Zeit – und das sind seinen Bänden immerhin die ersten tausendfünfhundert Seiten, folgt Feller nicht nur den ersten Chronisten, er übernimmt auch ihre Tendenzen, ohne es zu merken.

Nur in Einzelheiten gibt es Kritik. So hält Feller dafür, daß die goldene Handfeste Berns in ihrer heutigen Gestalt erst um etwa 1300 entstanden sei. – Und an einer anderen Stelle verneint er die Überlieferung, daß die Stadt „1271“ gegen die Habsburger eine Niederlage eingefangen habe, weil dies seiner Meinung nach den Urkunden widerspreche.

Richard Feller hat es noch gewagt, die ältere Geschichte Berns darzustellen.

Nach der Mitte des 20. Jahrhunderts schrieben nicht mehr Einzelne Geschichte. Die Geschichtsbücher kamen als Sammelwerke von verschiedenen Autoren heraus.

Berns mutige, große, mächtige und goldene Zeit oder der Bankrott der Berner Geschichtsforschung

Berns Geschichte ist gut erschlossen und wird fast regelmäßig neu geschrieben. - Nach Richard Fellers großem Werk erschien 1971 ein kurzer Abriß über die Vergangenheit der Stadt und des Kantons von Hans Strahm.

Und zu Beginn der 1980er Jahre kam die vierbändige *Illustrierte Enzyklopädie des Kantons Bern* heraus, die neben der Geschichte und Kunstgeschichte auch die Geographie und Naturkunde einschloß.

1999 dann erschien in einer neuen Reihe *Berner Zeiten* ein umfangreiches Werk über die ältere Geschichte Berns: *Berns große Zeit. Das 15. Jahrhundert neu entdeckt*.

Als ich den 685-seitigen Wälzer in der Hand hielt, stellte ich mir bereits Fragen: Was war an diesem „15. Jahrhundert" so groß? Und wie schafft man es, über diese doch sehr entfernte Zeit so viel zu schreiben?

Nun, die „große Zeit" bezieht sich auf die „Burgunderkriege". – In diesem gewaltigen Ringen sei Bern zu einer Macht von fast europäischer Bedeutung aufgestiegen. Und alle frühen Chroniken, von „Justinger" bis „Diebold Schilling", sind zeitlich um dieses Ereignis herum angesiedelt.

Ein Blick ins Inhaltsverzeichnis und eine erste Durchsicht zeigt *Berns große Zeit* als Sammelband. In ihm sind die verschiedensten Autoren mit den verschiedensten Themen vertreten. Eine Geschichte jener Zeit wird nicht geboten. Die Burgunderkriege werden kursorisch abgehandelt; die politische Entwicklung in jenem angeblich großen Jahrhundert kaum skizziert.

Durchgeht man das umfangreiche Werk, so staunt man, was es in diesem Bern in einem sagenhaften 15. Jahrhundert alles gegeben hat. – Die Stadt war also damals keineswegs die geistige und kulturelle Wüste, als welche sie Richard Feller beschrieben hat.

Man erfährt in *Berns großer Zeit* Dinge, die vorher vollkommen unbekannt waren. Der Untertitel des Werkes lügt also nicht: Die ältere Geschichte der Stadt wird tatsächlich neu entdeckt.

Beispielsweise wird erklärt, weshalb es in Berns angeblichem Mittelalter immer wieder zu Stadtbränden kam. – Man erfährt Details über die Trinkwasserversorgung. - Einzelne Architekten wie Bartholomäus May werden vorgestellt. – Der bernische Schloßbau im 15. Jahrhundert mit Worb und Reichenbach wird monographisch in allen Einzelheiten beschrieben.

Wirtschafts-, Sozial- und Verwaltungsgeschichte als moderne historische Themen werden auf das ältere Bern angewendet. Auch von da erfährt man staunenswerte Einzelheiten. Beispielsweise gibt es ein Kapitel über *Verwaltungsstrukturen und Verwaltungspersonal*. –

Und eine Graphik zeigt die durchschnittlichen Getreidepreise in Bern „1435 bis 1474“.

Auch die Technikgeschichte wird gestreift: Die Räder-Uhr am Zytglogge-Turm soll ebenfalls aus jenem 15. Jahrhundert stammen.

Sogar Musik soll es in Berns großer Zeit gegeben haben. Jedenfalls werden einige Komponisten mit ihren Tonwerken vorgestellt.

Ausführlich wird selbstverständlich der Münsterbau beschrieben. Denn nach „Justinger“ hätte Bern „1421“ mit jenem großen Architekturwerk begonnen.

Beim Durchblättern kommen die ersten Vorbehalte gegen *Berns große Zeit*: Das Werk ist zu groß, zu unhandlich und lädt trotz reich illustriertem Aussehen nicht zum Lesen ein. Die meisten Beiträge behandeln marginale Themen. Eine Gesamtschau wird nirgends geboten.

Und die zeitliche Abgrenzung jener angeblich großen Zeit Berns gegen die Neuzeit hin ist verschwommen. – Kulturgeschichtlich wird die ganze erste Hälfte des 16. Jahrhunderts, also auch die Epoche der Reformation, dem Thema einverleibt.

Abbildungen aus Berner Bilderchroniken sind reichlich eingestreut. Aber sonst müssen Illustrationen des 17. oder 18. Jahrhunderts die weit zurückliegende Zeit verdeutlichen.

Nicht mehr das Gesamtbild *eines* Historikers scheint in *Berns großer Zeit* durch, sondern ein bunt zusammengewürfeltes Spezialistentum.

Die Kunstgeschichte und Mittelalter-Archäologie, dazu die Sozialgeschichte, haben das Zepter übernommen. Sie sollen dem Publikum weis machen, daß man über jene entfernte Zeit bestens Bescheid wisse – und vor allem genau datieren könne.

Beim Erscheinen jenes Werkes über das Bern im angeblichen 15. Jahrhundert stand ich erst am Anfang meiner Geschichts- und Chronologiekritik.

Doch klar war für mich schon damals: So viel über eine so ferne Zeit konnte man unmöglich wissen. Die Herausgeber und Autoren stellen die ganze Sache aber dar, also gäbe es überhaupt keinen Zweifel, weder an den Quellen, noch an den Inhalten – und schon gar nicht an den Zeitstellungen.

Mit *Berns großer Zeit* war die Sache aber nicht abgeschlossen.

2003 erschien ein Folgeband des neuen historischen Unternehmens: *Berns mutige Zeit,* welcher das „13. und 14. Jahrhundert", also die ersten beiden Jahrhunderte nach der sagenhaften Stadtgründung behandelt.

Schon als ich die Vorankündigung und den Titel hörte, hatte ich dunkle Vorahnungen: Wenn schon *Berns große Zeit* ein zweifelhaftes Unternehmen darstellte, dann mußte es *Berns mutige* Zeit erst recht sein.

Als ich das Buch bekam und drin zu blättern begann, war ich wie erschlagen. Hier wird eine Geschichte dargestellt, so als hätte es sie wirklich gegeben. – Im gleichen Jahr, in welchem ich endgültig nachwies, daß es die alten Eidgenossen und das mittelalterliche Bern nicht gegeben hatte, erscheint ein Werk, das offenbar von nichts wußte.

Berns große Zeit ist ein anspruchsvoller Titel für eine zweifelhafte Epoche; und *Berns mutige Zeit* eine Anmaßung: Da hätte es also in einem weit entfernten Zeitalter, vor achthundert Jahren, in der Aareschlaufe große und mutige Leute gegeben. Diese hätten es gewagt, allen Widrigkeiten zum Trotz eine neue Stadt zu gründen, die sie Bern nannten.

Wo sind denn die Helden jener Stadt geblieben? Gibt es heute nur noch Duckmäuser, Anpasser, Opportunisten?

Bereits der Titel zeichnet also ein verqueres Geschichtsbild: glorreiche ferne Vergangenheit und – unausgesprochen – mickerige Neuzeit und Gegenwart.

Eine Durchsicht von *Berns mutige Zeit* läßt den Kopf schütteln. Eine Riege von Dutzenden von Fachleuten schreibt über eine Nicht-Zeit und einen Nicht-Ort ein dickes Buch, ohne sich die geringsten Gedanken über die Plausibilität des Gegenstandes zu machen.

Mit seinen fast 600 Seiten ist das Buch wie der Vorgängerband unförmig dick, überreich illustriert, dabei ein Sammelsurium verschiedenster bedeutungsvoller und bedeutungsloser Themen, ohne einen rechten Zusammenhang. - Von den Grafen von Neu-Kyburg über die Genfer und Zurzacher Messen bis hin zu Berner Kachelöfen ist alles vertreten.

Verschiedene Autoren erörtern die Entstehung Berns, wobei sogar archäobotanische (!) Argumente für das Gründungsdatum „1191"

vorgebracht werden und „präurbane“ (nicht pränatale!) Siedlungen im Stadtgebiet vermutet werden.

Weil für das „13. und 14. Jahrhundert“ keine erzählenden Quellen vorliegen, muß einmal mehr „Justinger“ in den Himmel gelobt werden. Von dessen doch reichlich dürren und inkohärenten Chronik wird behauptet, sie stütze sich auf Quellen, sei kritisch und biete eine plastische Darstellung. – Haben die Autoren, die das geschrieben haben, den Justinger überhaupt gelesen?

Die wichtigsten pseudogeschichtlichen Ereignisse jener angeblichen Zeit werden kaum behandelt. Der Laupenkrieg wird nur in anderen Zusammenhängen erwähnt. - Die Schlacht von Jammertal fehlt völlig.

Dafür aber wissen die heutigen Berner Historiker besser Bescheid als die alten Chronisten: Justinger habe sich an einer Stelle verschrieben, wird gesagt: Es sollte heißen „1271“, statt „1241“. – Die Besserwisserei der modernen „Fachleute“ ist unerträglich.

Auch sonst staunt man, wie viel Wissen über Berns sagenhafte Zeit angeblich existiert. Schon „1394“ notierte man zum Beispiel genau, wer in der Stadt wieviel Steuern bezahlte und in welcher Gasse er wohnte.

Man wird fast erschlagen von dem Haufen historischer Trivia, die hier ausgebreitet werden.

Was sollen acht Seiten über die Glasfenster in der Kirche von Königsfelden im Aargau? – Will man etwa glaubhaft machen, die alte Technologie hätte schon vor 700 Jahren Fensterglas herzustellen vermocht?

Und was soll die Nennung der Ordensburg Marienburg bei Danzig samt Bild – sicher ein Bau des frühen 18. Jahrhunderts – in diesem Werk? – Aber korrekt wird dieser Ort mit dem heutigen polnischen Namen *Malbork* wiedergegeben.

Wie schon in *Berns großer Zeit* hat auch in *Berns mutiger Zei*t die Kunstgeschichte und die Mittelalter-Archäologie die Beweisführung übernommen.

Bezeichnenderweise ist der zweite Artikel nach dem Vorwort eine Betrachtung über *Gotik in Bern*. – Was man damit bezweckt, wird bald klar: Die Architekturgeschichte liefert zu ihren Bauwerken exak-

te Daten. Damit hofft man, die absurde Konstruktion eines „spätmittelalterlichen“ Berns chronologisch zu stützen.

Nach den Autoren hat zum Beispiel die Französische Kirche in Bern schon „1300“ gestanden – über vierhundert Jahre, bevor jener Bau zeitlich glaubwürdig ist!

Man staunt, wie viele uralte Kunstwerke es im Kanton Bern gibt.

Die Wandmalereien in der Kirche von Aeschi bei Spiez sollen „im 1. Viertel des 14. Jahrhunderts“ entstanden sein. – Und im alten Schloß Köniz soll es Balken geben, die aus der Zeit „um 1260“ stammen.

Bedenkenlos werden auch Kunstgegenstände, die eindeutig nicht in einen „mittelalterlichen“ Zusammenhang gehören vereinnahmt, um zu belegen was nicht zu belegen ist.

Unerhört ist etwa die Wiedergabe des Fragments eines jüdischen Grabsteins. – Dieser wurde vor hundert Jahren an der Kochergasse am Ort des ehemaligen Juden-Friedhofs gefunden. Das Dekor und die Schrift verweist diesen Überrest in das 18. oder sogar 19. Jahrhundert.

In *Berns große Zeit* aber dient das Fragment dazu, Juden und hebräische Sprache in einem Bern „in der Mitte des 14. Jahrhunderts“ zu beweisen.

Der Archäologie-Exzesse greifen zuletzt ins Lächerliche: Was sollen die Ausgrabungen über Holzhütten und einen Wohnturm in Court-Mévilier im Berner Jura aussagen? - Oder archäomedizinische Untersuchungen an Skeletten von einem alten Klosterfriedhof auf der Sankt Petersinsel im Bielersee?

Die Einleitung des Werkes über *Berns mutige Zeit* ist in einem abgrundtief schlechten Deutsch geschrieben. – Und im ganzen Buch gibt es ärgerliche Druckfehler. – Ein Lektorat scheint es nicht gegeben zu haben. Man merkt die Hast: Das Werk mußte auf Teufelkomm-raus zum Jubiläum „2003 – Bern 650 Jahre im Bund der Eidgenossen“ herausgebracht werden.

Das Werk ist wiederum überreich illustriert – und man merkt warum: Wenn man historisch kein mittelalterliches Bern beweisen kann, so sollen das die Bilder tun.

Bis zum Überdruß werden zum Beispiel Bilder aus Diebold Schillings Spiezer Chronik reproduziert. Wohlweislich wird verschwiegen, daß dieses Werk aus viel späterer Zeit stammt.

Ebenfalls allzu häufig werden Aquarelle des Berner Burgenmalers Kauw wiedergegeben. – Auch hier wird nicht die Frage gestellt, wie Bilder aus dem 18. Jahrhundert für eine Zeit gut sein sollen, die damals schon vor über 300 Jahren zu Ende gegangen war.

Selbstverständlich werden viele Urkunden und Seiten aus illuminierten Handschriften reproduziert, dazu Siegel, Münzen und andere Gegenstände. – Aber die Herausgeber wußten nicht oder wollten nicht wissen, daß alle diese Dokumente nicht einmal ein Alter von 300 Jahren erreichen.

Man fragt sich, für wen dieses ärgerliche Werk von Berns angeblich mutiger Zeit zusammengestellt wurde. - Die veraltete Geschichtsauffassung, die darin vertreten wird, taugt höchstens noch für Zentenarfeiern, nicht für eine fortschrittliche Wissenschaft.

Man hat bei diesen Bänden wohl an das Publikum gedacht. Die opulente Bebilderung und der unförmige Umfang sollten etwa aussagen: Seht ihr Leute, die vielen schönen alten Dinge! Soll noch jemand an einem Mittelalter in Bern zweifeln!

Man könnte einwenden, die verantwortlichen Leute der Redaktion und die wichtigsten Mitarbeiter an diesem unqualifizierbaren Sammelwerk hätten nichts von der Geschichtskritik und den fehlenden Quellen gewußt.

Doch je länger man das Buch studiert, desto mehr merkt man, daß sehr wohl viel überlegt wurde. Eine geheime Blaupause läßt sich herausfiltern, die man etwa so umschreiben kann.

Zuerst sollte nirgends auch nur ein Anflug von Kritik an den Inhalten und Datierungen geäußert werden. Alles wird so dargestellt, wie es sich angeblich zugetragen hat, mit samt den Jahrzahlen und Zuschreibungen.

Vor allem sollte geflissentlich verschwiegen werden, daß alle erzählenden Quellen zu Berns angeblicher mittelalterlicher Geschichte aus späteren Zeiten stammen.

Man behalf sich mit Tricks, etwa dem, daß man einmal mehr die Behauptung auftischt, die vier Pergamentseiten der *Cronica de Berno* seien ein Vorläufer von „Justinger“ aus der „ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts“ – und nicht der billige lateinische Auszug aus der Entstehungszeit jenes Werkes.

Wenn die erzählenden Quellen nichts hergeben, so werden um so mehr Urkunden, Steuerbücher und einige andere Dokumente ausgequetscht, die angeblich die Existenz einer Schriftlichkeit in einer weit entfernten Nichtzeit an einem Nicht-Ort beweisen.

Wie in *Berns großer Zeit*, so haben an *Berns mutiger Zeit* Dutzende von Wissenschaftern mitgearbeitet. – Aber wenn man den Aufwand betrachtet, so ist der Zweck verfehlt worden. Berns Mittelalter wird nicht bestätigt, sondern widerlegt.

Mit diesen beiden Werken hat die Berner Geschichtswissenschaft ihren Bankrott erklärt. Einem Grossaufgebot an Mitteln, an Leuten und Papier steht ein Erklärungsdefizit gegenüber. Auch einem ganzen Harst von willigen Fachleuten ist es nicht gelungen, eine Epoche und einen Ort glaubhaft zu machen, die es nicht gegeben hat.

Die beiden Werke – *Berns große Zeit* und *Berns mutige Zeit* - sind, von den Abbildungen und einzelnen Beiträgen abgesehen, unbrauchbar und nicht zitierwürdig.

2006 gesellte sich ein neuer Band zu dem monumentalen Unterfangen der *Berner Zeiten*: Unter dem Titel *Berns mächtige Zeit* erschien eine Darstellung über ein angebliches 16. und 17. Jahrhundert bernischer Geschichte und Kultur.

Über diesen Band habe ich bereits ein Jahr vor dem Erscheinen eine Rezension geschrieben. Denn auf Grund der beiden vorherigen Bände konnte man ungefähr erraten, was darin stehen wird und mit welchen Problemen die Herausgeber und Autoren kämpfen werden.

Ich hatte mich nicht getäuscht: *Berns mächtige Zeit* ist gegenüber den vorherigen beiden Bänden vergleichsweise harmlos. Denn in jenen knapp zwei Jahrhunderten nach der Reformation ist bekanntlich in der Eidgenossenschaft nichts mehr passiert.

Und vor allem hat man schon für die ersten beiden Bände fast alles Pulver verschossen: Der Bau des Münsters war abgehandelt, die Burgen und Schlösser bereits besprochen, sogar die Reformation größtenteils vorbesprochen. – Und für die Bebilderung hatte man schon alle Aquarelle von Kauw und Illustrationen des Spiezer Schillings aufgebraucht.

Die Herausgeber haben die Leere der nachreformatorischen Zeiten bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts offenbar bemerkt. Aber statt das einzugestehen und ein inhaltliches und chronologisch richtiges

Bild zu präsentieren, winden sie sich in einem grotesken stilistischen und grammatikalischen Kauderwelsch:

Von „Berns mächtiger Zeit“ zu sprechen, heißt, daß angesichts der Ambivalenz der Kategorie Macht und angesichts der Tatsache, daß Macht nie einfach gegeben ist, sondern permanent behauptet und realisiert werden muß, auch die Brüchigkeit und Prekarität von Machtansprüchen, die Vielschichtigkeit von Machtausübung, der Zwang zur Legitimation von Machtpositionen und die Fragwürdigkeit bernischer Machtentfaltung behandelt werden müssen. (Aus der Vorankündigung des Werkes, 2005)

Berns universitäre Geschichtswissenschaft stellt wirklich eine mächtige Macht dar!

Bern hätte eine andere Optik seiner Anfänge nötig. Sowohl der Kanton wie die Stadt sind hoch verschuldet und kämpfen mit wirtschaftlichen Standortproblemen.

Wie aber soll sich in der Zukunft etwas zum Besseren ändern, wenn weiter ein absurdes Bild einer märchenhaften Heldenzeit Berns propagiert wird?

Je mehr man sich mit dem unsäglichen Sammelwerk beschäftigt, desto mehr bekommt man fast wieder Sehnsucht nach Richard Fellers *Geschichte Berns*. Diese gibt zwar nur eine Geschichtserfindung wieder. Aber das Werk ist wenigstens lesenswert. Und dahinter steht ein Mann mit seiner Schaffenskraft und seiner Liebe zur Heimatstadt.

Aber die *Berner Zeiten* lassen sich nicht aufhalten: 2008 erschien *Berns goldene Zeit*, eine Darstellung des 18. Jahrhunderts.

Jenes Jahrhundert ist in unseren Augen das erste plausible, also sollten wenigstens hier die Sachen im allgemeinen stimmen. Aber das ist eine Fehlauffassung: In jenem Jahrhundert ist die Stadt Bern erst entstanden. Die historische Optik ist auch hier falsch.

In *Berns goldene Zeit* gibt es – getreu der herrschenden Auffassung – wenig Bewegendes zu berichten. Also muß der bernische Wissenschafts- und Schriftsteller-Riese Albrecht von Haller die Lücken füllen. – Aber hat dieser Mann sein Riesenwerk alleine geschrieben? Und stimmt dessen Biographie? – Kritik findet man auch hier nicht.

Zweiter Teil: Quellen, Daten, Kunst, Bauwerke

Die große Geschichtserfindung und ihre Matrix

In der *Matrix der alten Geschichte* weise ich an einer Fülle von Beispielen nach, daß die ältere Geschichte mit ihren Inhalten und Zeitstellungen erfunden ist. Beweis dafür sind die vielen Parallelitäten, Duplizitäten oder Isomorphismen, die in der älteren Geschichte vorkommen. Alte Geschichte ist eine Abfolge ständiger Wiederholungen.

Die verschiedenen Teile der alten Geschichte erweisen sich bei der Analyse keineswegs als willkürlich geschaffen. Vielmehr treten in ihnen Bausteine, Prinzipien, Elemente hervor, die genau befolgt wurden. Es ist geradezu ein Kennzeichen der älteren Kulturschöpfungen, ob Kunst, Musik oder Literatur, daß diese nach strengen Regeln geschaffen wurden, welche ich die Matrix oder die Blaupause nenne.

Die ältere Geschichte ist erfunden, weil sich darin überall dieselben Elemente finden. – Die Ausformung mag variieren wie bei einem Kaleidoskop, die Struktur bleibt die gleiche.

Die alte Geschichte stellt Literatur dar. So werden die bisherigen Epocheneinteilungen wie „Altertum“, „Mittelalter“ und „Neuzeit“ unbrauchbar und irreführend. – Grundsätzlich kann man die Vergangenheit nur zweiteilen, nämlich in Vorgeschichte und Geschichte. Die erste ist erfunden und kennen wir nicht, die letztere kennen wir.

Irgendwo nach einer gewissen Zeit rückwärts auf der Zeitsäule hört die plausible und datierbare Geschichte auf. - Aber gleichwohl wird noch eine Vergangenheit mit genauen Inhalten und Zeitstellungen behauptet. Dieser ältere Teil der Geschichte ist gefälscht oder erdichtet.

Zu einer gewissen Zeit muß eine gewaltige Fälschungsunternehmung stattgefunden haben. Durch diese wurde die ältere Überlieferung vernichtet – sofern eine solche überhaupt bestanden hat - und durch eine Geschichtsdichtung entsprechend einer Matrix ersetzt.

Für diese Aktion sind von früheren Forschern verschiedene Namen vorgeschlagen worden.

Wilhelm Kammeier, der große deutsche Kritiker der „mittelalterlichen“ Überlieferung, sprach von einer „Grossen Aktion“.

Edward Johnson in den 1890er Jahren nannte diese Unternehmung den „runden Tisch der Mönche“.

Gemeinsam ist beiden genannten Autoren, daß sie eine klerikale Autorschaft dieser Geschichtsfälschung behaupten. – Das ist aber nur mit Einschränkungen richtig, wie wir bei der alten Schwyzer Geschichtsschreibung sehen werden.

Fomenko, der russische Forscher, hat die Matrix mit mathematisch-statistischen Mitteln nachgewiesen, also daß die Inhalte der älteren Geschichte sich chronologisch und inhaltlich entsprechen und auf wenige Vorlagen zurückgehen. Er spricht vom „Textbuch“ der alten Geschichte und der Chroniken.

Um die Begriffe braucht man sich nicht zu streiten. Unleugbar ist, daß die ältere Geschichte, ob sie nun in die biblische, die antike oder die mittelalterliche Zeit gesetzt wird, Erzählungen sind. Diese folgen alle einem vorgegebenen Strickmuster und stimmen deshalb in ihren Inhalten weitgehend überein.

Die Figur des Herrschers Salomo zum Beispiel findet sich in allen wichtigen Epochen der älteren Geschichte, mit oft verblüffenden Parallelitäten und Übereinstimmungen (Pfister, *Matrix*). – Der byzantinische Kaiser Justinian ist ebenso ein Salomo wie Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen.

Aber nicht nur weltliche Herrscher, auch religiöse Führer haben ihre Doppelgänger oder Parallelitäten.

Die Lebensgeschichte von Jesus Christus nach den Evangelien stellt zum Beispiel eine exakte Übersetzung und Mißdeutung der Vita Caesaris dar.

Und in die erfundene Gestalt des Zürcher Reformators Huldrych Zwingli ist sowohl das Vorbild von Jesus eingeflossen wie dasjenige des oströmischen Kirchenvaters Basilius des Grossen (Pfister: *Matrix*).

Die Geschichtserfindung geschah zu einer bestimmten Zeit, ist deshalb inhaltlich und strukturell homogen. Alle Geschichten stehen grundsätzlich auf der gleichen Ebene. Daraus ergibt sich ein bisher nicht erkannter monumentaler Treppenwitz der Weltgeschichte: Die ältere, die erfundene Geschichte wird von Historikern dargestellt, die bestimmen wollen, was früher und was später war. – Aber die historische Betrachtungsweise bei der Vorgeschichte ist falsch, weil wir es mit Literatur, nicht mit Geschichte zu tun haben.

Als Beispiel möge Johannes von Müller dienen. Dieser schrieb Ende des 18. Jahrhunderts die erste allgemeine Schweizer Geschichte. Aber Müllers Werk nennt sich zutreffend *Geschichten der Schweizer*. Der Schreiber gab also zu, literarische Geschichten mit historischem Hintergrund und nicht wahre Geschichte zu schreiben. – Und sogar der Druckort war fingiert, nämlich Boston statt Bern. – Vielleicht ist sogar das Erscheinungsdatum 1780 unrichtig.

Die einzelnen Geschichten der Grossen Aktion stehen in einem wechselseitigen Verhältnis, sie bedingen einander.

Die biblischen Schriften gehören zweifellos zum ältesten Schriftbestand. Aber der zeitliche Abstand zu den anderen Texten, etwa den Kirchenvätern und nachher den Chroniken ist gering. Und es ist fast aussichtslos zu bestimmen, ob die Bibel oder die „antiken“ griechischen und lateinischen Autoren früher oder gleichzeitig geschrieben wurden.

Im Folgenden soll das wahrscheinliche maximale Alter der historischen Quellen an Beispielen aus der Schweiz untersucht werden. Dabei ist eine allgemeine Feststellung voranzustellen. Diese hat keine fixen Eckpunkte, ist aber als richtig anzunehmen.

Schrift und Schriftsprachen reichen kaum mehr als dreihundert Jahre vor heute zurück.

Vielleicht steht Griechisch und das griechische Alphabet am Anfang. Aber jene Sprache ist nicht dort entstanden, wo heute der Name Griechenland haftet, sondern vielleicht in Syrien oder Ägypten.

Auf der Grundlage des Griechischen wurde in Westeuropa das Latein als Reichs- und Verkehrssprache entwickelt.

Hebräisch und die Nationalsprachen sind vor dem beginnenden 18. Jahrhunderts undenkbar.

Das genannte Hebräisch fußt auf dem Griechischen und enthält lateinische Lehnwörter.

Und das heutige Deutsch muß gleichzeitig wie das Hebräische entstanden sein. Der deutsche Wortschatz ist zu einem beachtlichen Teil hebräisch.

Je besser eine Sprache sich darbietet, desto jünger ist sie. Das ciceronianische Latein und das homerische Griechisch haben eine Raffinesse, die erst weit nach 1700 vorstellbar ist.

Die ersten Geschichten, die aufgeschrieben wurden, waren religiöse Erbauungsgeschichten, nicht Geschichte in unserem Sinne.

Die ältesten schriftlichen Zeugnisse, also die Bibel, die Kirchenväter und die antiken Schriftsteller, kennen noch keine Zeitangaben, die sich mit den heutigen verbinden ließen.

Erst nachher also ist die heutige Jahrzählung entstanden.

Mit der Erfindung von Zeitstellungen wurden die Geschichten in eine absurde pseudohistorische Chronologie gezwängt. So entstand die Meinung, daß hier eine geschriebene Geschichte der Vorzeit vorliege.

Auf die Geschichte der Eidgenossen angewendet bedeutet dies: Eine Schwurgenossenschaft hat es gegeben, aber sie ist im vorgeschichtlichen Dunkel entstanden. Die Entstehung des alten Bundes ist von den ältesten Chronisten falsch oder verzerrt dargestellt worden. Wir kennen nur das Ergebnis, die alte Schwyzer Eidgenossenschaft, wie sie etwa seit der Mitte des 18. Jahrhunderts dastand.

Die Quellen und ihr Alter

Geschichte braucht Quellen, das ist eine Binsenwahrheit. Deshalb gibt es innerhalb der Geschichtswissenschaft eine eigene Abteilung Quellenkunde. Dort wird aufgezählt, was für Quellen für die betreffende Zeit, Personen oder Ereignisse zur Verfügung stehen.

Aus dem Gesagten ahnen wir schon, wo der Pferdefuß bei diesen naiven Hinweisen zu finden ist: Irgendwo nach ein paar Jahrhunderten vor heute hört jede zuverlässige Geschichte auf, werden die Quellen unzuverlässig.

Auch die Geschichte der alten Eidgenossen steht und fällt mit der Quellenfrage. - Für die Ursprünge der Eidgenossenschaft führt dies bereits zu einem Alptraum. Die vorhandenen Quellen sind ausnahmslos schmal und ihre Beziehung zu den behaupteten Zeiten mehr als fragwürdig.

Nun kann man auch aus schmalen Quellen sehr viel herausholen. Mit dieser Methode ist zum Beispiel nur über den Bundesbrief von „1291“ - etwa zwei Druckseiten - eine fast sechshundertseitige (!) Dissertation geschrieben worden.

Und in den 1930er Jahren – gleichlaufend mit der Schaffung eines Bundesbrief-Archivs - unternahm man das große Werk einer Sammlung aller Quellen über die angebliche Bundesgründung 1291.

Herausgekommen ist das *Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft*. Bis anfangs der 1980er Jahre sind in dieser monumentalen Quellensammlung zwölf Bände und ein Registerband erschienen, gegliedert in drei Teile: Urkunden, Urbare und Rödel, so wie Chroniken und Dichtungen. Das Prinzip war, alle für die Entstehung des Schwyzer Bundes wichtigen Dokumente zu sammeln.

Vor kurzem las ich in einem Geschichtsbuch, wie sich ein Historiker darüber beklagte, daß dieses Quellenwerk keine neue Diskussion über die Ursprünge der Eidgenossenschaft ausgelöst habe. – Anders herum wird hier gesagt, die ganze riesige, von der öffentlichen Hand finanzierte Arbeit der Aufarbeitung von Quellen sei unnütz gewesen.

Mit der Geschichtskritik und Geschichtsanalyse begreift man, weshalb das genannte Werk nicht zu einem neuen Bild der Anfänge der Schwyzer Eidgenossenschaft geführt hat: Die Herausgeber vertrauten vollständig auf die konventionelle Chronologie. Also daß sie nur Urkunden bis etwa „1350“ berücksichtigten und weitere Dokumente bis „1400“. Man ahnte nicht, daß es eine zeitliche Untergrenze für erhaltene schriftliche Aufzeichnungen gibt.

Aber bei den Chroniken und Dichtungen mußte man notgedrungen Ausnahmen machen, weil von der Befreiungsgeschichte keine Aufzeichnungen aus so früher Zeit existieren. Also wurde auch das *Weiße Buch von Sarnen* neu ediert – in der Meinung, daß dessen erzählender Teil „um 1470“ entstanden sei und etwas mit Geschehnissen „um 1300“ zu tun habe.

Die Herausgabe von Urkunden wäre überflüssig gewesen. Man hätte dafür mehr auf die Neuedition von Chroniken verwenden sollen. Die Berner Chronik von Justinger in ihren verschiedenen Versionen zum Beispiel hätte längst eine kritische Neuausgabe verdient. Dieses Werk nämlich ist für die Befreiungsgeschichte der Waldstätte viel wichtiger als die übrigen Texte und Dokumente.

Man hätte zuerst überlegen sollen, bevor man ein großes und kostspieliges Werk unternimmt. - Aber die Devise hieß offenbar: Zuerst etwas schaffen, nachher überlegen.

Wenn wir die verschiedenen Arten von Quellen Revue passieren lassen, sie kurz auf ihren Wert und Unwert analysieren, so erkennen wir das ganze Elend der Geschichtsforschung. Diese glaubt alles, was über die Vorzeit erzählt wird, mit ihren Inhalten und Datierun-

gen. Das kann nur gelingen, indem man die Quellenkritik vernachlässigt. Diese ist ein Stiefkind der historischen Forschung.

Bis ins zwanzigste Jahrhundert existierte wenigstens da und dort eine kritische Grundhaltung gegenüber alten Quellen. Danach haben sich die Verhältnisse ins Gegenteil verkehrt. Heute dominiert eine geradezu verbrecherische Quellen- und Überlieferungsgläubigkeit. Quellenkritik wurde ersetzt durch Quellenanbetung. Das gilt für alle Arten von Überlieferung: geschriebene Dokumente, Kunstgegenstände, Bauwerke: Diese Dinge stammen gemäß den heutigen Forschern aus den Zeiten und von den Autoren, welche die Handbücher und Lexika nennen.

In der Geschichtswissenschaft herrscht eine Art philosophischer Nominalismus: Die Quellen sind echt und die behaupteten Zeiten ebenfalls, weil das so bestimmt worden ist. Zweifel und Veränderungen sind ausgeschlossen. Man muß diese Geschichte auch glauben, wenn sie absurd ist. *Credo quia absurdum!*

Die neuere schweizergeschichtliche Forschung weiß von der Quellenproblematik. Zum Beispiel stellt der Historiker Michael Jucker fest, daß in der Zeit „um 1470“ ein deutlicher Verschriftlichungsschub einsetzt (Jucker, 2004). – Aber dieses „Spätmittelalter“, in welchem die Quellen zu sprudeln beginnen, muß um zweieinhalb Jahrhunderte nach vorne verschoben werden.

Handschriften

Die älteste Quellenüberlieferung ist ausschließlich handschriftlich, weil der Buchdruck erst später erfunden wurde.

Nicht einmal dieser scheinbar einleuchtende Lehrsatz der historischen Quellenkunde stimmt, wie wir bald sehen werden. – Aber lassen wir die Aussage fürs erste.

Die alten Texte wurden zuerst auf Papyrus, dann auf Pergament geschrieben, weil das Papier erst später erfunden wurde.

Auch dieser zweite Lehrsatz der Quellenkunde ist nicht richtig.

Schon am Anfang unserer kurzen Betrachtung über die alten Handschriften haben wir es also mit unbewiesenen und falschen Behauptungen zu tun. Wir gehen die Axiome der handschriftlichen Überlieferung im Einzelnen durch.

In den europäischen Bibliotheken und Archiven lagern riesige Bestände an Handschriften. Sie bilden den Stolz jener Institutionen und werden von ihnen dementsprechend herausgestrichen.

Wer wollte nicht vor Demut stumm werden über die erwähnten Schätze der Sankt Galler Stiftsbibliothek oder der einzelnen Kantons- und Universitätsbibliotheken! Eine Aura der Ehrfurcht vor angeblich uralten Schriften wird geschaffen, die einer kritischen Betrachtung abträglich ist. – Es geht hier um Quellenanalyse, nicht um Quellenbewunderung.

In Cologny bei Genf gibt es die bekannte Handschriftensammlung der Bodmeriana, genannt nach dem Schweizer Mäzen Martin Bodmer. Dieser sammelte zwischen 1930 und 1970 die erlesensten Kostbarkeiten, um das schriftliche Vermächtnis der Menschheit zu dokumentieren.

In der Sammlung Bodmer kann man etwa Papyrustexte mit dem Johannesevangelium bewundern, die angeblich weniger als hundert Jahre nach dem Tode Jesu geschrieben worden sind. - Man darf ruhig sagen, daß Bodmer aus hehren Absichten die primitivsten Textfälschungen des 20. Jahrhunderts erworben hat.

Wie bestimmt man überhaupt das Alter von Handschriften?

Die Forscher huldigen hier einem doppelten Positivismus, dem des Inhalts und dem der Schrift.

Eine Evangelienhandschrift ist grundsätzlich schon „ab dem 2. Jahrhundert nach Christus“ möglich – weil der Beginn der Redaktion der Frohbotschaft vor sage und schreibe 1900 Jahren begonnen habe.

Und eine Handschrift ließe sich auch nach der Schrift datieren. Eine Capitalis sei älter als eine Unziale, und die karolingische Minuskel immerhin Jahrhunderte älter als die spätmittelalterlichen und Renaissance-Schriften.

Aber die Sache mit den „mittelalterlichen“ Schriften ist ein einziger riesiger Betrug. Schon Kammeier hat festgestellt, daß die angebliche Schriftentwicklung ein Phantasieprodukt ist (Kammeier, 166).

Die Unterschiede in alten Schriften sind konstruiert. Mehr noch: Ob „spätrömisch“ oder „mittelalterlich“, jede Buch- und Urkundenschrift zeigt bei genauer Betrachtung, daß dort die gotische Schrift einer einzigen Schreibepoche durchscheint.

Und diese Zeit unterschreitet nicht das zweite Viertel oder sogar das zweite Drittel des 18. Jahrhunderts.

Das muß so sein. Ein Schreiber kann unmöglich über längere Abschnitte seine gewohnte Schreibweise verleugnen. „Die mittelalterlichen“ Schriften haben also nichts mit einem Zeitablauf zu tun, sondern sind in Fälschungsabsicht hergestellte Kunstprodukte.

Vielleicht die berühmteste „karolingische“ Handschrift in der Schweiz ist der sogenannte *Abrogans*, der in der Stiftsbibliothek Sankt Gallen aufbewahrt wird. Es ist dies ein Wörterbuch, das lateinische Ausdrücke ins Althochdeutsche überträgt. Das Werk gilt als Kostbarkeit für die Germanisten, die sich daran laben, daß sie hier das älteste deutsche Sprachzeugnis, „ etwa 1200 Jahre alt“, vor sich haben. – Aber leider werden wir die Sprachforscher enttäuschen müssen: Die „karolingische“ Schrift wurde erst um vielleicht 1750 erfunden.

Und überhaupt ist die Geschichte des Klosters Sankt Gallen, wie bereits erwähnt, die eines 800-jährigen Verfalls: Im „Hochmittelalter“ wurde noch viel geschrieben, im „Spätmittelalter“ schon weniger.

In den beiden letzten Jahrhunderten seiner Existenz – bis zur Aufhebung während der Napoleonischen Zeit – leisteten die Mönche überhaupt nichts mehr Produktives: *Von einer qualitativ hochstehenden und breit abgestützten St. Galler Buchkunst kann im 17. oder 18. Jahrhundert nicht mehr gesprochen werden* (Cimelia, 10).

Der Sachverhalt ist umgekehrt: Die dortigen Handschriften unterschreiten in keinem Fall die historische Zeitbarriere des entwickelten 18. Jahrhunderts.

Auch wenn man nichts von der jungen Entstehung der Handschriften wüßte, so müßte der gesunde Menschenverstand dagegen sprechen, tausend- bis tausendfünfhundertjährige Handschriften anzunehmen.

Wie hätte man in alter Zeit solche Schriften sicher und über riesig lange Zeiträume aufbewahrt? Die Manuskripte hätten ständig geschützt werden müssen vor Feuer, Wasser, Diebstahl, Tierfraß, organischer Zersetzung – und dies ohne die modernen Techniken der Konservierung.

In alten Chroniken wird ständig von verheerenden Stadtbränden berichtet. - Merkwürdigerweise haben diese der Textüberlieferung überhaupt nicht geschadet. Es gibt nirgends Beispiele von angebrannten oder halbverbrannten Pergamenten.

Die Sache mit den alten Handschriften ist auch von den langen Zeiträumen her zu widerlegen. Normalerweise stammt ein Text aus der Zeit, in der er überliefert worden ist – und das ist ausnahmslos die Neuzeit, wie wir sehen werden.

Eine andere Masche, um ein angeblich hohes Alter von Handschriften zu begründen, ist das oft verbreitete Märchen, daß irgendein findiger Forscher in einer Bibliothek oder einem Archiv längst vergessene Aufzeichnungen gefunden habe.

Beispielsweise habe der Humanist Poggio Bracciolini – Conrad Ferdinand Meyer setzte ihm mit seinem *Plautus im Nonnenkloster* ein literarisches Denkmal – während des Konstanzer Konzils „1415 und 1416“ mehrere Abstecher ins Kloster Sankt Gallen gemacht und dort zahllose römische Schriftsteller entdeckt: Quintilian, Valerius Flaccus, Pedianus, Lukrez, Silius Italicus, Ammianus Marcellinus (Baldauf, 5 ff.).

Aber die Quellen lassen einen im Unklaren, ob Poggio die Manuskripte abgeschrieben, ausgeliehen oder gestohlen hat. Und weshalb waren die Sankt Galler Mönche so ungebildet, daß sie nicht ahnten, was für literarische Schätze in ihrem Kloster herumlagen?

Das ist nur eine von Dutzenden von haarsträubenden Auffindungsgeschichten, welche die Humanisten erfunden haben, um zu verheimlichen, daß sie selbst die Texte geschrieben haben.

Die Handschriftenforscher haben sich unendliche Mühe gegeben, Schriften zu vergleichen und so einen „reinen“ Text, etwa der Bibel herzustellen. – Dabei vergessen die Gelehrten, daß diese Handschriften alle aus der gleichen Zeit stammen und sich somit kaum feststellen läßt, was älter oder jünger ist.

Schlimmer noch: Hinter diesem Wirrwarr verschiedener Manuskripte steht eine bewußte Fälscherabsicht. - Weshalb etwa wurden vier Evangelien geschaffen, wo doch eine Frohbotschaft gereicht hätte?

Auch bei Chroniken über die alte Eidgenossenschaft, etwa dem Berner Diebold Schilling, gibt es eine komplexe und letztlich unentwirrbare Folge von Fassungen. Aber dieses Durcheinander wurde künstlich geschaffen, um eine Entstehung über Jahre und Jahrzehnte behaupten zu können.

Die „antiken“ griechischen und römischen Schriftsteller sind uns sämtlich nur aus „mittelalterlichen“ Handschriften überliefert. Aber aus welcher Zeit stammen diese?

Wir ahnen es: Die Schriftüberlieferung des Altertums und des Mittelalters sind in einer einzigen Zeit geschaffen worden, wie dies schon vor hundert Jahren der geniale Schweizer Philologe Robert Baldauf erkannt hat (Baldauf, 98).

Eine alte Handschrift und damit ein alter Autor dürfen nicht nach den willkürlichen Zuschreibungen und Datierungen eingeordnet werden, sondern nach der Zeit des Bekanntwerdens, der Verbreitung und der Wirkung.

Als Beispiel soll die prachtvoll illustrierte sogenannte Manessische Liederhandschrift erwähnt werden.

Angeblich entstand dieses Sammelwerk der mittelhochdeutschen Dichtung „um 1370“ in Zürich oder in der Ostschweiz. Aber bekannt geworden ist das Buch-Juwel erst „gegen Ende des 16. Jahrhunderts“ – und auch das ist noch viel zu früh. - Was tat ein Manuskript fast drei Jahrhunderte im Verborgenen? Wer hat es aufbewahrt, wer gepflegt?

Man kann jedes beliebige alte Dokument untersuchen, sei dies nun eine Urkunde, eine Chronik oder eine alte Dichtung. Immer ergibt sich, daß das Werk erst in der Renaissance oder im Barockzeitalter entdeckt oder bekannt wurde.

Konventionelle Forscher räumen häufig ein, daß nicht Originale überliefert worden seien, sondern Abschriften. Aber die Sache mit den „Abschriften“ ist höchst verdächtig, wie wir an mehreren Beispielen sehen werden.

Beispielsweise soll die Zürcher Reformationschronik von Heinrich Bullinger „um 1550“ geschrieben worden sein. Aber erhalten ist das Geschichtswerk nur in einer Abschrift von „1605“.

Viele alte Handschriften sind auf Pergament geschrieben. Das war erstens ein dauerhafter Beschreibstoff und in ganz alter Zeit auch der einzige neben dem in Europa ungebräuchlichen Papyrus.

Aber der Sachverhalt ist so nicht richtig.

Als die heute bekannte Schriftlichkeit hergestellt wurde, gab es bereits Papier. Weshalb wählte man häufig gleichwohl die viel teurere Tierhaut? – Auch das hat mit Fälschung zu tun: Pergament gibt den Anschein von hohem Alter und läßt offenbar kritische Einwände zum Vornherein verstummen.

Wenn die alten Handschriften gar nicht so alt sind, kommt die zweite Grundannahme der handschriftlichen Textüberlieferung ins Wanken. Zu der Zeit, als diese Schriften geschrieben wurden, gab es bereits den Buchdruck.

Was soll das? Da wurden also Tausende von kleineren und größeren Texten, ganze Bücher, riesige Werksammlungen von Hand abgeschrieben, wenn man es doch viel bequemer mit der schwarzen Kunst hätte machen können!

Mit der Geschichte des Buchdrucks und mit den Handschriften stimmt etwas nicht.

Drucke

Bisher galt als historische Grundwahrheit, daß der Buchdruck „kurz nach der Mitte des 15. Jahrhundert“ von einem gewissen Johann Gutenberg aus Mainz erfunden worden war. Dieser Mann soll das erste Buch gedruckt haben. Und als Text wählte er natürlich die Grundlage des christlichen Glaubens, die Bibel. Eine zweiundvierzigzeilige sogenannte Gutenberg-Bibel wird heute als kostbare Rarität gehandelt.

Bücher aus den Anfangsjahrzehnten des Drucks heißen Wiegendrucke, weil diese technische Erfindung damals angeblich noch in den Kinderschuhen steckte.

Unterdessen haben Forscher herausgefunden, daß der berühmte Johannes Gutenberg ein notorischer Querulant war und gar kein Buch gedruckt hat. – Es muß sich um eine Kunst-Figur handeln.

Und die sogenannten Wiegendrucke sind undatiert. Das aber spricht nicht für eine frühe Entstehungszeit, sondern für Fälschungsabsicht. Man wollte damit ein hohes Alter vortäuschen.

Ein kurzer Blick auf frühe Drucke im Gebiet der alten Eidgenossenschaft zeigt exemplarisch, wie verschwommen die zeitliche Bestimmung von frühen gedruckten Büchern ist.

Normalerweise muß man annehmen, daß sich eine technische Erfindung schnell und gleichmäßig verbreitet. Aber mit dem Buchdruck war das offenbar nicht so.

Die frühesten Druckzentren lagen am Rhein, von Mainz bis Straßburg, behauptet das Geschichtsbuch. „Gegen 1500“ soll die schwarze Kunst in Basel angekommen sein, „um 1530“ in Zürich. In Bern

hingegen soll erst „1537“ eine Druckerei eingerichtet worden sein; in Freiburg im Üechtland sogar erst „1585“.

Kann jemand die schleppende Verbreitung des Druckwesens auf einem so kleinen Gebiet wie der Schweiz und Süddeutschland vernünftig erklären?

Und wenn man frühe eidgenössische Druckerzeugnisse kritisch betrachtet, wird die Verwirrung vollständig. Ein paar Beispiele sollen das beleuchten.

Basel war bekanntlich die große schweizerische Humanistenstadt. Deshalb kamen dort frühe und wichtige Werke heraus.

So soll Erasmus von Rotterdam in der Stadt am Rheinknie „1516“ ein vollständiges Neues Testament auf Griechisch mit lateinischer Übersetzung herausgegeben haben. Diese Ausgabe kam merkwürdig früh und ist nachträglich gesehen unerklärlich, findet Uwe Topper (Topper: *Die Grosse Aktion*, 70).

Neben Zürich nahm Bern ohne Verzug die Reformation auf. Bereits „1523“ erließ die Berner Regierung ein Predigt-Mandat zum Nutzen und Frommen aller Prediger in seinem Herrschaftsgebiet. Da man angeblich noch keine eigene Druckerei hatte, ließ man das Dekret in Basel drucken (Abbildung 4).

Das Berner Predigtmandat ist ein dicker Brocken für einen kritisch urteilenden Historiker. Auf dem Druckblatt fällt die reich ornamentierte Initiale W auf. – Angeblich habe diese der bekannte Berner Dichter und Künstler Niklaus Manuel Deutsch geschaffen.

In der Initiale findet sich auch eine figürliche Darstellung: Da schießt ein Wilhelm Tell seinem Sohn mit der Armbrust den Apfel vom Kopf!

Haben die Fälscher gemeint, sie würden damit das unmöglich frühe Datum von „1523“ plausibel machen?

Die Tell-Illustration führt geradewegs zur „frühesten“ gedruckten Chronik der Schwyzer Geschichte, der *Kronica von der loblichen Eydtgnoschaft, jr harkommen und sust seltzam strittenn und geschichen* von Petermann Ettelin, „1507“ in Basel erschienen.

Bei dieser Gelegenheit soll auf das sonderbare Deutsch des Titels hingewiesen werden. Angeblich ist das frühes Neuhochdeutsch. Aber bei vielen alten Darstellungen bekommt man den zwingenden Verdacht, die Chronisten hätten absichtlich in altertümelnder Sprache geschrieben, um ein höheres Alter ihrer Texte vorzuspiegeln.

Abbildung 4: Das Berner Predigt-Mandat von "1523"

(linker Teil)

Die Initial-Block W (*Wir der Schultheſs*) enthält eine Darstellung von Tells Apfelschuß.

Staatsarchiv Bern: B III 38, p. 193

Das angebliche Berner Predigt-Mandat von „1523“

Mit *Datum Viti und Modesti* („15. Juni 1523“) ließ die Berner Regierung ein Mandat an alle Geistlichen, Vögte und Regierungsmitglieder drucken, worin sie offiziell Stellung zu den immer stärker werdenden reformatorischen Tendenzen nahm.

Das Dekret fordert die Geistlichen auf, nur das zu predigen, was in den vier Evangelien, dem heiligen Paulus, den Propheten und dem Alten und Neuen Testament steht. – Im Besonderen solle man alles auslassen, was *vom Luther oder anderen Doctoribus* geschrieben und gesagt werde.

Da Bern zu dieser Zeit noch keine eigene Druckerei besaß, wurde das Mandat in Basel gedruckt – angeblich in einer Auflage von tausend Stück. – Erhalten hat sich aber heute nur noch ein Exemplar.

An dieser Geschichte stimmt überhaupt nichts:

Die Reformation - oder besser gesagt die Glaubensspaltung - kann erst im 18. Jahrhundert stattgefunden haben.

Der Buchdruck ist ebenfalls erst um diese Zeit aufgekommen.

Die biblischen Schriften, auf welche das Mandat Bezug nimmt, haben auch erst um diese Zeit existiert.

Aber das Ungeheuerlichste an diesem Druck ist die Initiale W für *Wir*.

Der Anfangsbuchstabe hat als Hintergrund ein Bildchen mit einer Darstellung von Tells Apfelschuß! – Man glaubt sogar sicher zu sein, daß der Berner Künstler und Dichter Niklaus Manuel Deutsch diese Grafik geschaffen habe.

Die Tell-Sage ist wie die ältesten chronikalischen Aufzeichnungen erst vielleicht 1740 schriftlich und bildlich greifbar.

Die Fälscher dieses Mandats meinten wohl, mit einem Bild von Wilhelm Tell ein so frühes Datum des Druckes besser begründen zu können. Geschichtsanalytisch aber entlarven sie sich eben dadurch.

Gewisse Passagen des Mandats sind sogar amüsant zu lesen:

Beispielsweise steht geschrieben, daß es gewissenhafte Prediger gebe, die dann aber von anderen *Ketzer, Schelme und (Spitz-)Buben* genannt werden!

Der abgebildete Bild-Buchstabe ist übrigens kein Unikat. Der Zürcher Buchdrucker Froschauer verwendete ihn für eine Bibelausgabe und für einen gedruckten Zwingli-Brief.

Die Chronik von Petermann Etterlin ist interessant, aber vom Inhalt her nicht überragend. Für die ältere Zeit - und das sind in seinem Werk ungefähr zwei Drittel - schreibt er vorwiegend Justinger ab. - Und in welche Zeit dieser Justinger zu setzen ist, werden wir bald sehen.

Eigentlichen Quellenwert schreibt man der Etterlin-Chronik nur für den Burgunderkrieg zu. Und gerade für die „Zeitgeschichte", also die Jahre vor dem angeblichen Druckdatum, wird der Chronist unzuverlässig und bricht schließlich ganz ab.

Berühmt ist Etterlins Druckwerk, dieses *Programm einer gesamteidgenössischen Chronik* (Bodmer, 60) nicht wegen des mittelmäßigen Textes, sondern wegen seiner Holzschnitte.

Besonders zwei Bilder aus Etterlin sind es, die in fast jedem illustrierten Geschichtswerk über die alte Eidgenossenschaft wiedergegeben werden: das Bild von der Besiedlung der Waldstätte und die Tell-Szene.

Das letztere Bild schafft einen Zusammenhang mit der erwähnten Tell-Abbildung in der Initiale des Berner Predigtmandats – auch mit der Darstellung aus einer Handschrift (Abbildung 34). Diese stammen aus der hohen Zeit der Geschichtsschöpfung stammen, sind als zeitgleich anzusehen.

Das Verhältnis zwischen Handschriften und Drucken ist völlig anders als von der konventionellen Wissenschaft dargestellt.

Bisher galt das Axiom, daß Handschriften grundsätzlich älter sein können als Drucke, weil der Buchdruck später erfunden wurde.

Eine genaue Betrachtung der alten schriftlichen Überlieferung läßt jedoch keinen Altersunterschied zwischen Drucken und Handschriften feststellen.

Damit fällt eine kapitale Behauptung der Textüberlieferung: Es ist nicht wahr, daß die erhaltenen alten Schriften deshalb von Hand geschrieben und illustriert worden seien, weil es den Buchdruck noch nicht gegeben habe. Zu der Zeit, als man begann, die alten Texte niederzuschreiben, existierte die schwarze Kunst schon.

Weshalb um Himmels willen schreibt man von Hand riesige Mengen Handschriften, Urkunden, Codices, Manuale, Rechnungsbücher, wenn der Buchdruck existiert? – Vermutlich unterschätzen wir die Triebfedern der Grossen Aktion der Geschichtserfindung.

Inschriften

Inschriften in Stein oder Metall sind grundsätzlich dauerhafter als Papier und Pergament. Und weil deren Herstellung mehr Aufwand erfordert, so könnte man meinen, daß hier die Fälschungsgefahr geringer sei. – Aber das ist nicht der Fall.

Inschriften gibt es im Allgemeinen nur aus der „Antike“, nicht aus dem „Mittelalter“. Das ist die genaue Umkehrung zu den Urkunden: Diese decken das „Mittelalter“ ab, nicht das „Altertum“. – Ein Zufall oder eine Grundsatzentscheidung der Leute, welche die Grosse Aktion der Geschichtserfindung steuerten?

Nun werden die Forscher einwenden, daß es sehr wohl und viele „mittelalterliche“ Inschriften gebe. - Aber stammen diese Dokumente wirklich aus der behaupteten Epoche?

Man braucht nur ein paar Beispiele genauer zu betrachten, um festzustellen, daß die Inschriften die gleichen unlösbaren Probleme schaffen wie die Handschriften.

Im Ausstellungskatalog *Bildersturm* (2001) wird als Beispiel für das reformatorische Wüten gegen Bildwerke unter anderem das prächtige Grab des Priors Henri de Sévery erwähnt, der „von 1371 bis 1380“ dem Kloster Romainmôtier im Waadtland vorstand.

Dieses angeblich von dem Geistlichen errichtete Monument wurde bei der Einführung des neuen Glaubens in tausend Stücke zerschlagen. Vollständig erhalten und im Historischen Museum Lausanne ausgestellt ist die Liegefigur, weil sie zu einem Brunnenstock umfunktioniert wurde.

Beide Langseiten der Figur ziert ein gotisches Schriftband, welches von diesem Sévery erzählt.

Die Fundumstände des Prachtgrabes sind unverdächtig: Die Fragmente wurden 1986 – im gleichen Jahr wie der Skulpturenfund von der Plattform des Berner Münsters – entdeckt.

Aber gotische Schriftbänder auf einem Grabmonument des 14. Jahrhundert? – Die Gotik blühte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Inschrift ist folglich nicht älter als die anderen alten Schriftstücke auf Papier und Pergament.

Der 1986 entdeckte Berner Skulpturenfund ist erwähnt worden. Dort gibt es einige Jahrzahlen und kurze Inschriften – und alle in der gleichen gotischen Inschriften-Schrift geschrieben. Beispielsweise die

Standfigur eines männlichen Heiligen (Sladeczek, 328 ff.) mit einer Widmung: *Meinrat der gol(d)smit mcccc* (1500). Dieser Goldschmied ist um diese Zeit auch urkundlich belegt – aber das will nichts heißen.

Viel klarer, weil offensichtlich eine barocke Fälschung, ist die lateinische Inschrift an einer alten Glocke in der ehemaligen Propstei Wagenhausen, am linken Rheinufer gegenüber Stein am Rhein. *Eine Glocke, so alt wie die Eidgenossenschaft*, betitelte die Neue Zürcher Zeitung vor Jahren einen Bericht über diesen Kunstgegenstand (NZZ, 31.7.2002). Und weshalb? Weil die gotische Inschrift neben der Widmung an die Muttergottes „1291“ als Stiftungsjahr angibt!

Nun ist die Vorstellung, eine Glocke läuten zu hören, die genau im angeblichen Gründungsjahr der Schwyzer Eidgenossenschaft eingeweiht wurde, ganz hübsch. Aber nur ein Fingerhut kritischer Geschichtsanalyse widerlegt diese Behauptung.

Der Dachreiter, in welchem die Glocke von Wagenhausen angebracht ist, stammt sicher aus dem 18. Jahrhundert. Der Klangkörper wurde erstmals „1679“ erwähnt – immer noch zu früh, aber nicht mehr weit von der sicheren Entstehungszeit entfernt.

Zudem gleicht die Marienglocke von Wagenhausen in Form und gotischer Inschrift derjenigen der Pfarrkirche des benachbarten Ortes *Burg* an der Stelle des früheren spätrömischen Kastells Tasgetium. – Statt beide Klangkörper der Geschichtszeit zuzuweisen, wo sie hingehören, wird „Ende des 13. Jahrhundert“ angenommen!

Wie kann man ein Datum „1291“ glauben, wenn die nächste Erwähnung vierhundert Jahre später ist?

Auch aus dem Bernbiet sind zwei alten Glocken mit fragwürdigen Datierungen und Inschriften zu erwähnen.

Da gibt es eine Kirchenglocke, die der lateinischen Schutzinschrift zufolge „1434“ gegossen und in Romont verwendet wurde.

„1475“ holten die Berner den Klangkörper nach Bern – gewissermaßen als Teil der „Burgunderbeute“. Die Glocke von Romont soll hernach in Belp, dann in Zimmerwald gedient haben und befindet sich heute im Historischen Museum Bern (*Bildersturm*, 165).

Und aus der ehemaligen Wallfahrtskirche Oberbüren bei Büren an der Aare hat sich ein Glockenfragment von angeblich „1508“ erhalten. Dargestellt ist ein sogenanntes Bern-Rich, ein Reichsschild mit

Bügelkrone und zwei sich zugewandten bernischen Standeswappen (*Bildersturm*, 253). - Aber heraldisch sind die Bügelkrone und die ganze Anordnung der Elemente erst im 18. Jahrhundert möglich.

Hier wie bei den anderen Glocken war es das Prestige des hohen Alters und der bedeutenden Zuschreibung, welche die inhaltlichen und chronologischen Absurditäten veranlaßte.

Die Kunsthistoriker, welche das angeblich hohe Alter von Kirchenglocken nachbeten, vergessen die Technikgeschichte. Auch diese stellt unbequeme Fragen: Ab wann beherrschte man die Technik, Klangkörper von mehreren Zentnern Gewicht fehlerfrei zu gießen?

Wenigstens sind die „römischen“ Inschriften alle echt, könnte man meinen – aber nur so lange, wie man keine Einwände erhebt. Denn die Masse der „antiken“ Inschriften stellt bei näherem Zusehen teilweise alptraumhafte Probleme, so daß man diese Quellen bald wieder fallen läßt.

Auch aus der Schweiz sind uns zahllose „römische“ Inschriften bekannt. Die Auswahl der wichtigsten Dokumente bei Gerold Walser (1979/80) ist auf drei kleine Bände verteilt. Und noch immer kommen bei Ausgrabungen neue Inschriften zu Tage.

Die meisten schriftlichen Zeugnisse in Stein aus der Römerzeit sind Grab-, Weih-, Widmungs- und Ehreninschriften, die zwar eine Menge Namen nennen, oft etwas über Berufe, Beamtenfunktionen, die Götterwelt und andere Dinge aussagen, deren Quellenwert aber nicht überschätzt werden darf.

Für aufschlußreich halte ich die „römische“ Inschrift über die Erbauung des Wachtturms bei Koblenz im Kanton Aargau, an einer Stelle, die *Summa rapida* genannt wurde (Abbildung 5 oben).

Die Inschrift gilt wegen ihren teilweise unbeholfenen Lettern und ihrer rustikalen Sprache als spätrömisch – was richtig ist. Aber jene Spätzeit ist identisch mit der Frühzeit der Eidgenossen, vielleicht dem Beginn des 18. Jahrhunderts.

Und der Bau eines Wachtturms am linken Ufer des Hochrheins muß einen realen Hintergrund haben. Wir finden ihn in der eidgenössischen Geschichtserfindung in dem „Schwabenkrieg“. – Eine solche Konfrontation muß stattgefunden haben. Aber mit den „Römern“ waren wohl frühe Eidgenossen gemeint, die gegen die anderen „Römer“, die man später Schwaben nannte, kämpften.

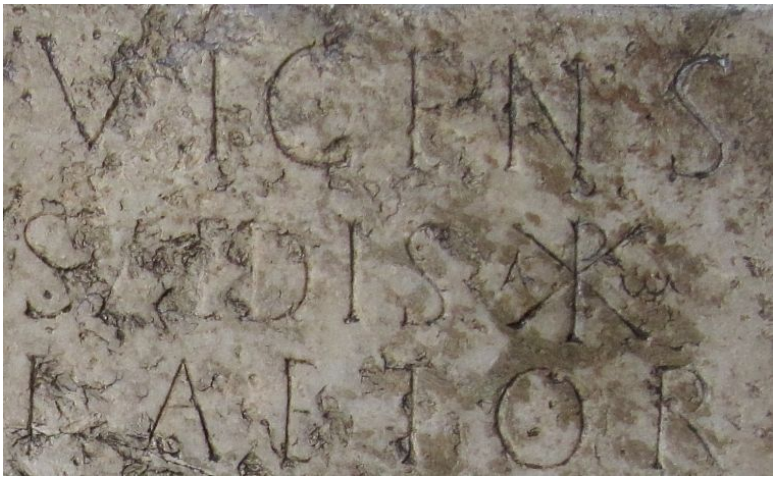
Abbildung 5: Zwei römische Inschriften aus Helvetien

Oben: Inschrift über die Errichtung eines Wachtturms bei den Oberen Stromschnellen *(Summa Rapida*) am Rhein bei Koblenz (Kanton Aargau)

aus: Andres Furger: *Die Schweiz zur Zeit der Römer*; Zürich 2001; 289

Unten: Detail einer Inschrift von „377 AD“ über die Restaurierung eines Gebäudes. Gefunden in Sion – Sitten (Wallis). – Das Christogramm befindet sich in der Mittelzeile rechts und ist von einem Alpha und Omega flankiert.

Foto: 17.9.2012



Römische Inschriften als Geschichtsquelle

Rund um das Mittelmeer sind Zehntausende von römischen Inschriften ganz oder als Fragment bekannt geworden. Diese werden als gewichtige Geschichtsquelle ausgewertet.

Schriftliche Aufzeichnungen auf Stein oder Metall gelten gemeinhin als zuverlässig: Niemand hätte die Mühen und die Kosten in Kauf genommen, um Wörter und Texte auf solchen Beschreibstoffen aufzuzeichnen.

Doch tatsächlich taugen die Inschriften als Geschichtsquelle wenig. Es fehlen zuverlässige Datierungen, die Inhalte stellen oft mehr Fragen, als sie Antworten geben. Die meisten Aufzeichnungen beziehen sich auf Weihungen, auf Ehrungen und auf Verstorbene. - Geschichtliches ist wenig drin.

Und auch auf Stein und Metall wurde gefälscht.

Ein besonders krasser Fall ist die Inschrift von Sion – Sitten (unten). Diese wurde „Ende des 17. Jahrhunderts“ dort gefunden und gilt als ältester Beleg für das christliche Wallis. Denn auf ihr findet sich – mitten in den Text eingefügt - ein Christogramm mit den griechischen Buchstaben CHI – RHO. – Zur Vervollständigung des christlichen Inhalts wird das Zeichen noch von einem ALPHA und OMEGA flankiert.

Die Konsulatsangabe datiert die Widmung von Sion - Sitten ins Jahr „377 AD“.

Aber die Inschrift ist eindeutig eine barocke Fälschung: Die römischen Konsularlisten wurden im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts im Umkreis von Joseph Justus. Scaliger erfunden. – Und das Jahr 377 enthält 7 Mal die Jesus-Zahl 11. – Die christliche Kabbala und Zahlenmystik ist ein Gewächs der Renaissance.

Die oben abgebildete Inschrift vom Ort eines römischen Wachtturms bei Summa Rapida – den Stromschnellen bei Laufen am Rhein bei Koblenz - kann jedoch als echt gelten.

Allerdings soll man das Alter der Inschrift nicht überschätzen. Das Dokument hat kaum ein Alter von dreihundert Jahren.

Die Inschrift ist „römisch“, in lateinischer Sprache verfaßt und nennt die Cäsaren Valentinian, Valens und Gratian. – Das sind Imperatoren, welche vor der großen Geschichtsschöpfung nicht existiert haben.

Der Bau des Wachtturms bezog sich jedoch sicher auf eine Auseinandersetzung zwischen den Vorläufern der alten Eidgenossen diesseits und den Römern jenseits, also nördlich des Rheins.

Paradoxerweise stellt diese Inschrift mehr eine Quelle zur Entstehung der alten Eidgenossenschaft als einen Beleg für die alten Römer dar.

Interessant ist etwa eine Bauinschrift aus Avenches, worin sich die offenbar bedeutende Korporation der Aare-Schiffer (*nautae Aruranci*) verewigt hat (Walser, I, 186 f.).

Ebenso bedeutend ist der Altar aus dem Tempelbezirk Allmendingen bei Thun, welcher eine Widmung der Leute aus der Lindt-Region an die Alpengötter enthält (*Alpibus ex stipe regionis Lindensis*) (Walser, II, 32 f.).

Doch wenn Ortsnamen, römische Kaiser und historische Ereignisse erwähnt werden, geraten diese angeblich römischen Inschriften bald ins Zwielicht des Fälschungsverdachtes.

Beispielsweise sind aus dem Gebiet der Schweiz etliche Meilensteine bekannt geworden. Es gibt auch sogenannte Leugen-Steine, weil das keltische Wegmaß die Leuge war, die hier einen Wert von 2225 Metern hatte.

Nun wird behauptet, die „Römer“ hätten ihre eigene Meile eingeführt, aber nach zwei Jahrhunderten „auf vielseitigen Wunsch der Bevölkerung“ wieder die Leuga zugelassen, die anderthalb römische Fußmeilen hat. Doch von wo weiß man, daß die Meilensteine älter, die Leugen-Steine jünger sind?

Die Althistoriker wenden ein, daß die Wegsteine neben Distanzangaben Widmungen an römische Kaiser enthalten und somit datierbar seien. Aber die römische Kaiserfolge ist so eine Sache. Sie enthält eine Menge Verdoppelungen und Duplizitäten, auch mit Herrscherreihen aus anderen angeblichen Geschichtsepochen. Fomenko und ich haben diese Parallelitäten ausführlich analysiert.

Die Nennung eines römischen Kaiser auf Inschriften ist ein Synonym für Fälschung.

Beispielweise hat man in Sitten einen Leugen-Stein entdeckt, der 17 keltische Meilen von Aventicum angibt, folglich nach der Meinung der Forscher verschleppt sein muß (Walser, III, 166 f.).

Aber wer hat ein Interesse, schwere Blöcke über weite Distanzen zu verfrachten? – Und diese Wegsäule nennt als Herrscher Trebonianus Gallus aus der Zeit der Soldatenkaiser. – Schon früher ist mir aufgefallen, daß dieser Herrschername unmöglich antik sein kann. TREBONIANUS GALLUS nämlich liest sich als *(un) très bon Gaulois = ein sehr guter Franzose* und verweist auf die relativ junge Entstehung dieser Geschichte.

Eine Bauinschrift für das spätantike Kastell Vitudurum (Ober-Winterthur) führt nicht nur inhaltlich in die Barockzeit, sondern nennt auch eine Person, die fast synonym steht für die Fälschung der alten Schwyzer Geschichte:

In einer pompösen Inschrift loben sich Diokletian und seine drei Mitherrscher, daß sie diese Wehranlage von Grund auf und auf ihre Kosten hätten errichten lassen (Walser, II, 178 f.).

Aber statt die Großzügigkeit römischer Kaiser gegenüber Helvetien zu loben, stutzen wir über die Fundumstände. Die Inschrift nämlich kam *schon im Mittelalter* (Walser, II, 178) nach Konstanz. – Beiläufig gesagt ist das angebliche Mittelalter aber sehr lang; es dauerte über tausend Jahre!

Bemerkt, kopiert und interpretiert hat diese Kastell-Inschrift allerdings erst „1520“ der damals 15-jährige (!) Gilg Tschudi, der nachmals berühmte angebliche Verfasser des *Chronicons*. Dieser hatte auch das Glück, daß er noch den ganzen Text lesen konnte, denn nach ihm ist der rechte Teil des Blockes auf unerklärliche Weise „abgebrochen“ und „verschollen“.

Die Inschrift aus Winterthur stammt aus dem Umkreis der Chronisten Stumpf und Tschudi. Diese haben die römische Geschichte Helvetiens geschaffen und chronologisch fixiert.

Ebenfalls mit dem Namen Gilg Tschudi ist eine andere Inschrift verbunden, welche die gleichen haarsträubenden Überlieferungsschicksale und Fundumstände wie bei dem Winterthurer Dokument behauptet.

„1536“ - also im Jahr der Eroberung der Waadt durch die Berner - habe der gleiche Aegidius Tschudi eine in die Kirchenmauer von Avenches verbaute Ehreninschrift für einen hohen senatorischen Beamten bemerkt und kopiert (Walser, II, 172 ff.).

Tschudi sei damals als Condottiere (!) auf dem Weg nach Südfrankreich gewesen. – Wie der Mann nebenbei noch Zeit und Muße hatte, sich in waadtländischen Kleinstädten nach römischen Inschriften umzusehen, wird nicht erklärt.

Obwohl die Inschrift also eingemauert war, ist der linke Teil der Platte später – schön sauber wohlgemerkt – „entzwei gebrochen und verloren gegangen“. - Tschudi hatte also die Gnade, daß er noch den ganzen Text lesen konnte – genau wie in Konstanz!

Das ist noch nicht alles: Der hohe römische Beamte muß unter Trajan gewirkt haben. Und niedergeschrieben wurde die Inschrift auf Grund des Inhalts „zwischen 110 und 116 AD“.

Aber für die nächsten 1400 Jahre werden die Angaben zur Inschrift von der Kirchenmauer in Avenches sehr summarisch. Man behauptet, daß die Platte eine obere Hälfte hatte, die aber „im Mittelalter“ weggebrochen sei – längs einer schönen waagrechten Schnittkante wohlgemerkt!

Die viergeteilte Inschrift ist interessant und entlarvend zugleich. Dank dieser wissen wir, wie Aventicum mit dem vollen offiziellen Namen hieß:

COLONIA PIA FLAVIA CONSTANS EMERITA HELVETIORUM FOEDERATA! – Die Namen und Begriffe in dieser Titulatur seien *eine Sammlung stolzer historischer Reminiszenzen*, sagt Gerold Walser (Walser, II, 174). – Das ist richtig; aber es sind Geschichtserinnerungen aus dem Nachhinein.

Seit Jahren hegte ich einen Verdacht gegen die antike Bezeichnung von Aventicum. Sie kam mir zu „barock“ vor. Heute aber kann man sicher sein, daß diese Inschrift in der Renaissance oder Barockzeit geschaffen wurde.

Auch Aventicum wurde ausgiebig zur Gewinnung von Baumaterial geplündert. Nicht nur in der Kirche in Avenches, auch in der Abteikirche Payerne und im Kloster Münchenwiler bei Murten wurden Trümmer aus dem alten Aventicum verbaut. Aber wenn diese wiederverwendeten Teile noch Inschriften aufweisen, ist allergrößte Zurückhaltung geboten.

So gibt es einen Block mit einer Inschrift aus dem Kloster Münchenwiler, der eine Weihung an den Tiguriner-Gau enthält (Walser, I, 160).

Aber die Nennung von Helvetiern und Tigurinern spricht sicher für Fälschung.

Überhaupt werden die wichtigsten „römischen“ Inschriften bereits in den Chronik-Werken von Stumpf und Tschudi wiedergegeben – häufig sogar in Abbildungen. Unter der Antike scheinen also überall die Renaissance und der Barock durch.

Und das eben genannte Münchenwiler bei Murten und andere Klöster scheinen zu einer gewissen Zeit Zentren der Inschriftenfälschung gewesen zu sein.

Eine andere unmögliche „römische“ Inschrift stammt aus dem Wallis (vergleiche: Walser III, 24).

Angeblich „gegen Ende des 17. Jahrhunderts“ wurde in Sion - Sitten eine Widmungs-Inschrift gefunden – aber vor etwa 1740 – 1750 kann das nicht gewesen sein.

Auf dieser Inschrift, die heute im Innern des Rathauses von Sion - Sitten zu sehen ist, wird ein gewisser Funktionär namens Pontius Asclepiodotus genannt, welcher einen nicht näher bezeichneten Bau auf seine Kosten habe wiederherstellen lassen.

Interessant ist an der Inschrift, daß neben dem Namen des Gönners ein Christogramm erscheint (Abbildung 5 unten). Der hohe Beamte muß also Christ gewesen sein. Die Inschrift stelle das älteste Zeugnis für das Christentum im Wallis dar.

Datiert wird die Inschrift von Sion – Sitten durch die Angabe von Konsulatsjahren auf „377 AD“!

Leider ist der römische Konsularstil für die Datierung unbrauchbar. Die Liste der römischen Konsuln wurde im 18. Jahrhundert im Umfeld des berühmten Chronologen Joseph Justus Scaliger erstellt.

Und die Jahrzahl 377 ist voll von christlicher Zahlensymbolik: Die Drei stehen für die Trinität, und 77 enthält sieben Mal die Jesus-Zahl 11!

Die „römische“ Inschrift von Sitten stellt einen Gallimathias der besonderen Sorte dar.

Neben einer Menge solcher unglaubwürdigen Inschriften gibt es auch vereinzelte Beispiele, die Beachtung verdienen. Ich erwähne hier besonders das Zinktäfelchen vom Thormannbodenwald auf der Engehalbinsel bei Bern, mit dem ich mich ausführlich befaßt habe (Pfister: *Ursprünge Berns*).

Das 1984 von Laien gefundene Metallplättchen, das von dem Archäologen Rudolf Fellmann analysiert und gedeutet wurde, kann als Jahrhundert-Fund bezeichnet werden. Die Inschrift mit den vier in griechischen Buchstaben eingepunzten Worten DOBNOREDO GOBANO BRENODOR NANTAROR (etwa*: Dem Wagner-Gott Gobanus die Leute von Brenodurum im Aaretal*) ist echt in dem Sinne, daß sie

tatsächlich in einer „gallorömischen Zeit“ geschaffen wurde. – Aber viel weiter als gut dreihundert Jahre kann das nicht gewesen sein.

Ein anderer bedeutender früher Inschriften-Fund aus der Schweiz ist das sogenannte Korisios-Schwert. Die Waffe, deren Klinge in der Mitte absichtlich gekrümmt und damit unbrauchbar gemacht wurde, stammt aus der alten Zihl in der Gegend von Port bei Biel. Berühmt ist der Fund, weil am oberen Ende der Klinge in griechischer Schrift der Name *Korisios* – als Besitzer oder Hersteller der Waffe - eingepunzt ist.

Das Schwert ist echt und alt, gleich wie die Inschrift. Aber der Name KORISIOS (CRSS) klingt an CHRISTIANUS an. – Und den Schmiedegott Gobanus auf dem Zinktäfelchen kannte man später in Frankreich als Saint-Gobain.

Die Kelten- oder Römerzeit war also schon frühchristlich geprägt.

Münzen

Urkunden gibt es aus dem Mittelalter, nicht aus der Antike; Inschriften nur aus dem Altertum, aber fast keine aus dem Mittelalter. Und es existieren kaum Münzen aus dem Mittelalter, aber jede Menge aus dem Altertum. – Die Verwirrung beginnt schon bei der Aufzählung der Quellen.

Auch hier wenden die konventionellen Forscher ein, daß man sehr wohl Münzen aus dem „Mittelalter“ kenne. Beispielsweise soll es ein reiches „merowingisches“ Münzwesen in Frankreich gegeben haben. Dieses sei aber in „karolingischer“ Zeit fast vollkommen zusammengebrochen.

Nicht sonderlich beeindrucken lassen sich die Mediävisten von der Tatsache, daß es von den berühmten deutschen Kaisern des Hochmittelalters, von Otto dem Grossen bis zu Barbarossa, keine Prägungen gibt. Womit haben diese Herrscher ihr dauerndes Vagantentum im Reich bestritten, wie ihre kostspieligen Italien-Züge finanziert? Und wie haben die Klöster jener sagenhaften Epoche zum Beispiel die Herstellung der kostbaren illuminierten Handschriften – vom Utrechter Psalter bis zum Evangeliar Ottos III. bezahlt? – Besser keine Fragen stellen!

Städte sind ohne ein entwickeltes Münz- und Finanzwesen undenkbar. Deshalb kann man wenigstens abklären, ab wann unsere Städte begannen, eigene Prägungen herzustellen.

Über die Anfänge der Münzprägung in Bern gibt es einen neueren wissenschaftlichen Artikel. Aber die Schlußfolgerungen sind enttäuschend. Es heißt, daß die ersten bernischen Münzen in ihrem Aussehen über lange Zeit gleichbleibend gewesen seien und deshalb kaum Anhaltspunkte für ihre zeitliche Einordnung böten. Anders ausgedrückt weiß man nicht, wann die Prägung eingesetzt hat.

Eine Jahrzahl „1480“ wird für den Beginn der Berner Münzprägung genannt – aber aus geschichtsanalytischer Hinsicht ist das frühe Datum unmöglich. Man muß annehmen, daß Bern und damit die anderen eidgenössischen Orte erst zu Beginn der sicheren Geschichtszeit – im 18. Jahrhundert - begonnen haben, eigene Münzen herzustellen.

Das „römische“ Münzwesen ist überreich belegt, ein eigenes Wissensgebiet und ein begehrtes Objekt der Münzsammler. Und es erstaunt, wie gut die ganze Kaiserfolge des klassischen Römerreiches mit Gold-, Silber- und Kupfermünzen abgedeckt wird.

Schon von der Fundmenge her scheint jeder Zweifel an der Existenz eines Römerreiches und seinen Herrschern ausgeschlossen. – Oder doch nicht?

Römer-Münzen werden noch heute gefälscht und es praktisch unmöglich, solche Falsifikate nachzuweisen. Seit langem halte ich deshalb, alle diese Münzen für echt zu halten. - Man kann sich auf die Frage beschränken, ab wann solche Prägungen in Umlauf gesetzt wurden.

Auffällig ist zuerst, daß es von allen römischen Kaisern Münzen in Gold, Silber und Kupfer gibt, gleich ob diese nun ein paar Monate regiert haben oder Jahrzehnte. Dabei weiß man doch, daß sich gemünztes Geld schnell abnützt und deshalb bald ersetzt werden muß. Aber erstaunlicherweise gibt es von Kaisern, die in der Zeitstellung früher angesetzt werden, genau so viele Münzfunde wie von Herrschern, die später regiert haben sollen.

Dann gibt es einen kulturgeschichtlichen Einwand: Geld in Form von Münzen ist eine große wirtschaftshistorische Errungenschaft. Wie kann man plausibel erklären, daß die „Römer“ vor angeblich „2000 Jahren“ ein hochentwickeltes Kreditsystem besaßen, das nachfolgende „Mittelalter“ hingegen nur mehr Kümmerformen von Geld und Kredit? – Hier zeigt sich an einem Beispiel mehr, wie absurd das konventionelle Geschichtsbild ist.

Und die „römischen“ Kaiser zeigen auf ihren eigenen Prägungen häufig die sonderbarsten Dinge und Widersprüche. Beispielsweise begann angeblich Kaiser Vespasian mit dem Bau des Kolosseums in Rom. Verständlich, daß er seinen Prestige-Bau auch auf Münzen abbildete. Aber wie kommt es, daß er ein vollendetes Amphitheater abbildet, wo man mit dem Bauwerk doch eben erst begonnen hatte?

Der berühmte Kaiser Trajan schuf angeblich seine nach ihm benannte und erhaltene Bildsäule in Rom.

Aber weshalb wußten die Bildner nicht, wie das Bildband auf der Säule herumläuft? Es gibt nämlich Münzen, die eine Trajans-Säule mit rechtswindigem und solche mit linkswindigem Band abbilden. - Richtig läuft das Band rechts herum.

Und je mehr man die Porträts auf diesen Römer-Münzen studiert, desto mehr fallen die fast naturalistischen Gesichtszüge auf: Die Zügellosigkeit eines Nero springt förmlich in die Augen, ebenso die Brutalität eines Caracalla und der rastlose Organisations-Wahn eines Diokletian.

Eine solche Porträtkunst aber ist erst in der Renaissance vorstellbar.

Wir greifen hier die Münzen des Kaisers Vespasian heraus, weil man von diesem Herrscher auch in der Schweiz schöne Exemplare gefunden hat. Der Geiz und die Disziplin als Charakterzüge jenes Caesars sind in seinen Münzbildnissen überdeutlich zu erkennen.

Doch nicht das war es, was bei mir die ganze Geschichte der Römer-Münzen zum Einsturz brachte.

Vespasian bedeutet nämlich Vesuvkaiser: VESPASIANUS ist eine leichte Verschleierung von VESULIANUS = vesuvianisch.

Nun haben Fomenko und ich nachgewiesen, daß die Stadt Pompeji endgültig irgendwann in der Renaissancezeit zerstört wurde.

Den Namen Pompeji aber kann jene Stadt erst nach einer ersten Zerstörung bekommen haben. Übersetzt heißt der Name: *römisches Ilium*, also *römisches Troja*. - Auch Troja ist durch einen gewaltigen Brand untergegangen.

Die römischen Prägungen haben meiner Meinung vor kaum mehr als dreihundert Jahren begonnen – einfach weil die Namen der Kaiser vorher nicht existierten.

Auch die Münzinschriften unterschreiten also nicht ein bestimmtes Alter. Die Römermünzen müssen weit nach vorne verschoben wer-

den. Die „Römerzeit“ war zeitgleich zum „Mittelalter“ in der frühen Neuzeit.

Die Münzen wurden gebraucht, sonst würde man sie nicht überall im Boden finden. – Aber aus ihnen läßt sich keine Geschichte belegen, nur eine Geschichtsdichtung.

Der größte Hortfund von römischen Silbermünzen wurde in Kastelen bei Augst gemacht. Hier kamen über zwei Kilo Silbermünzen mit Prägungen vornehmlich des ephemeren spätrömischen Kaisers Postumus zum Vorschein. – Doch wie man den Schatz zeitlich und geschichtlich einordnen soll, ist und bleibt rätselhaft.

Der berühmteste Fund von römischen Goldmünzen in der Schweiz hingegen ist sicher einer Fälschung:

1936 kamen bei Ausgrabungen im römischen Vicus von Lausanne-Vidy am Genfersee in einem Gebäude zwei Mal 35 Goldmünzen mit einem Gesamtgewicht von einem halben Kilo zum Vorschein.

Die Münzen reichen vom Kaiser Vespasian bis zu Antoninus Pius. – Die Prägungen sind stempelfrisch. – Einige Autoren behaupten jedoch,die älteren Münzen zeigten Abnützungsspuren. – Was soll man da noch glauben?

Die Goldmünzen von Vidy wurden geschaffen, um einer Ausgrabung etwas goldenen Glanz zu verleihen.

Kunstgegenstände

Wenn die konventionelle Geschichte der älteren Zeit unwissentlich noch heute eine Magd der Theologie ist, so die Kunstgeschichte eine gehorsame Dienerin der Geschichtswissenschaft.

Die Betrachtung der Künste folgt in ihren Datierungen blind den Vorgaben der allgemeinen Geschichte. Also daß jede der behaupteten Epochen mit Artefakten vertreten sein muß. Und jeder zeitlich irgendwo eingeordnete Gegenstand dient als Referenzwert für weitere Zuordnungen. Daß sich dabei die größten Widersprüche und Absurditäten ergeben, versteht sich von selbst.

Lassen wir die Antike beiseite und betrachten kurz einige „mittelalterliche“ Kunstgegenstände. Als erste große Stil-Epoche müßte die karolingische Zeit mit Karl dem Grossen vertreten sein. *Doch der große Kaiser hinterließ bei uns kaum Spuren*, schreibt das *Handbuch der Schweizer Geschichte* vielsagend (*Handbuch*, I, 123). Neben einem

Münzschatz aus „frühkarolingischer“ Zeit von Disentis existiert nichts, was diese bedeutende Zeit belegt.

Aber weil keine Epoche ohne Artefakte sein darf, so sucht man eben nach Kunstgegenständen, die man dorthin versetzen kann. Für unser Land wird die karolingische Zeit durch die berühmte Goldkanne von Saint-Maurice im Wallis belegt, welche heute im Landesmuseum ausgestellt ist (vgl. Furger, *Antike und Mittelalter*, 90).

Das Weihgefäß aus Gold mit eingelegten Edelsteinen und Emails ist sehr schön und kostbar. Aber wie kann man einen solchen Gegenstand, dessen Aufbewahrung und Weitergabe schon für wenige Jahrhunderte ein Wunder darstellt, auf ein Alter von sage und schreibe 1200 Jahren festlegen?

Und wie erlaubt sich ein kritischer Historiker, immer noch das fromme Märchen weiterzuerzählen, die Kanne von Saint-Maurice stelle ein „Weihgeschenk Karls des Grossen“ dar? - Hier wie bei anderen Dingen bekommt man den Eindruck, daß die Forscher krampfhaft versuchen, die unendlich langen Zeiten des „Mittelalters“ mit irgendwelchen Zeugnissen zu füllen.

Seit Jahren befasse ich mich immer wieder mit der Goldbüste aus Avenches, die angeblich Mark Aurel darstellt und 1939 in einem Abwasserkanal im Hofe des Haupttempels des römischen Aventicum gefunden wurde. Alle Indizien sprechen dafür, daß diese 1,6 kg schwere Büste aus 22-karätigem Edelmetall eine Fälschung der späten 1930er Jahre sein muß.

Dieser Fund wurde sicher als unmittelbare Fortsetzung zu dem drei Jahre vorher entdeckten Goldschatz von Vidy geschaffen, der eben erwähnt wurde.

Der Porträt-Kopf des „Mark Aurel“ ist stilistisch aus zwei Teilen zusammengesetzt:

Der Schulterteil ist „römisch“ und von der Silberbüste des Lucius Verus aus Marengo inspiriert. Das Haupt hingegen ähnelt den „mittelalterlichen“ Reliquiarköpfen, besonders dem des heiligen Maurizius und des heiligen Candidus. Beide Büsten aber stammen aus der Werkstatt des Klosters Saint-Maurice in Wallis – genau wie die eben erwähnte „karolingische“ Goldkanne. Eine einzige kunstgewerbliche Manufaktur deckt also das schweizerische Kunsthandwerk des „Mittelalters“ ab. Sind hier nicht die Zeiten massiv überzogen?

Betrachtet man die drei Kunstgegenstände, die Goldkanne, den heiligen Maurizius und den heiligen Candidus unvoreingenommen, so kann man diesen Kunstwerken wohl ein gewisses Alter zubilligen. Sie sind vorreformatorisch und vom Stil her „romanisch". – Nach reiflicher Überlegung kann man diese sakralen Gegenstände auf weniger als 300 Jahre schätzen.

Die ältesten erhaltenen Ölgemälde müssen nochmals jünger sein. Die Malerei auf Leinwand ist eine Erfindung etwa der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Erwähnt werden sollen als Beispiele die Tafelbilder von Hans Leu dem Älteren, genannt der Zürcher Nelkenmeister. Von ihm sind die ältesten bildlichen Darstellungen der Stadt Zürich erhalten: eine Stadtansicht des rechten Limmat-Ufers mit dem Großmünster in der Mitte (Abbildung 13), und eine solche des linken Ufers mit der Fraumünster-Kirche in der Mitte und dem Üetliberg im Hintergrund.

Die Tempera-Bilder dieses Hans Leu werden auf etwa „1500" datiert. Als Beweis für die frühe Entstehung wird bei dem Fraumünster-Bild unter anderem angeführt, daß hier nachreformatorische Übermalungen zu finden sind: Die Heiligenfiguren sind weg retouchiert und wurden erst im 20. Jahrhundert wieder sichtbar gemacht.

Aber schaut man sich die Tafelbilder von Hans Leu dem Älteren genau an, so kommt man zum Schluß, daß hier die Stadt Zürich im Zeitalter der Gotik dargestellt ist. Die angeblichen Übermalungen der Heiligen sind wahrscheinlich bewußt hinein gearbeitet worden, um ein früheres Entstehungsdatum zu behaupten.

Die Geschichtserfindung beschränkte sich nicht auf Texte, Inschriften und Münzen, sondern erstreckte sich auch auf Kunstgegenstände.

Alle großen Künstler der Zeitenwende zwischen Vorgeschichte und Geschichte wie Dürer, Hans Holbein der Jüngere, Michelangelo, Raffael, die Schweizer Nelkenmeister, Konrad Witz oder Niklaus Manuel Deutsch, unterschreiten ein Alter von dreihundert Jahren.

Man muß noch einmal unterstreichen, daß die ersten datierten Schriftwerke wie Kunstwerke absichtlich falsch datiert oder rückdatiert wurden.

Der bereits erwähnte bedeutende Berner Skulpturenfund führt zu ähnlichen Schlüssen. Angeblich sollen diese Steinbildnisse nach der Reformation in Bern „um 1528" zerschlagen und in die Münsterplatt-

form als Füllschutt abgelagert worden sein. Die Skulpturen aber bezeugen einen voll entwickelten gotischen Stil, der erst im 18. Jahrhundert plausibel ist (Abbildung 22).

Mit der Datierung der Berner Skulpturen „um 1520“ folgen die Kunsthistoriker den Vorgaben der Historiker. – Und die Entstehungszeit der Skulpturen wurde auch hier zeitlich in unsinniger Weise gespreizt, indem die ältesten Werke schon „um die Mitte des 15. Jahrhunderts“ angesetzt werden. – Die stilistische Homogenität der Steinbildnisse ist aber so groß, daß man eine Entstehungszeit von höchstens einer Generation annehmen muß.

Besonders schwer zu erklären, sind die Wappen von führenden Berner Geschlechtern, die sich auf einigen Skulpturen finden - sogar mit gut erhaltenen Bemalungen.

Das Erlach-Wappen ist glaubwürdig, denn diese Familie war das bedeutendste regimentsfähige Geschlecht der Stadt. Die Scharnachtal stellen ebenfalls keine Probleme.

Aber was macht das Wappen der Bubenberg auf dem Sockel eines Kruzifixes? - Dieses Geschlecht soll „zu Beginn des 16. Jahrhunderts“ ausgestorben sein. – Ich meine, daß es die Bubenberg gar nie gegeben hat. Diese sind als eine Erfindung der Erlach zu betrachten, welche durch den Untergang ihrer angeblichen Opponenten noch ruhmreicher herauskommen wollten.

Je mehr man überlegt, desto mehr reift die Überzeugung, daß in dem Berner Skulpturenfund, der heute im Historischen Museum in Bern zu besichtigen ist, die große Geschichtsfälschung hineingearbeitet ist.

Zeitrechnung und Jahrzahlen

Geschichte bedeutet sicheres Wissen mit sicheren Zeitstellungen über vergangene Ereignisse. Schon aus den bisherigen Bemerkungen zu den älteren Quellen ist deutlich geworden, daß dieses Wissen dünner wird, je weiter man von heute aus auf der Zeitachse zurückschreitet.

Und noch beunruhigender: Hinter einer gewissen Zeit verschwindet jede sichere Kenntnis, hört jede sichere Zeitbestimmung auf. Eine historische Zeitbarriere führt über in die dunkle Vorgeschichte. Dort kann man Ereignisse nur mehr mutmaßen und Zeiten nur mehr schätzen.

Unser Wissen von der Vergangenheit entlarvt sich bei näherem Hinsehen als ungesichert, sagt Gérard Serrade (Serrade, 7). Das trifft den Stolz der Historiker, die meinen, auch über weit entfernte Epochen, wie „Mittelalter“ und „Altertum“ eine Menge zu wissen und genau datieren zu können.

Die Geschichtswissenschaften mit ihren verwandten Gebieten, der Archäologie, der Kunstgeschichte und auch der Erdgeschichte, sind von einem eigentlichen Datierungswahn besessen, gegen den schwer anzukommen ist.

Der Grund für diesen Wahn leuchtet ein: Wenn man keine genauen Daten hätte, würde das ganze kunstvolle Gebäude der älteren Geschichte zu einer einzigen Ebene zusammenfallen. „Altertum“ und „Mittelalter“ sind primär nicht durch Inhalte, sondern durch festgesetzte Zeitrahmen strukturiert. Das Gleiche gilt für Epochen-Bezeichnungen wie „Steinzeit“, Bronzezeit“ und „Eisenzeit“.

Der Datierungswahn ist begleitet von der menschlichen Neigung, dem höheren Alter ein größeres Prestige zuzubilligen. Schon erwähnt wurde, wie sich jeder Ort eines hohen und noch höheren Alters zu rühmen sucht, wozu dann die entsprechenden Belege wie Urkunden gesucht werden.

Um ein hohes Alter zu beweisen sind alle Mittel recht.

1957 wollte die Stadt Basel ihr 2000-jähriges Jubiläum feiern. Zu diesem Zweck wurden alle örtlichen Historiker in die Pflicht genommen. Sie sollten durch die absonderlichsten Interpretationen beweisen, daß die Stadt Basel - und nicht das zehn Kilometer östlich gelegene „römische“ Augusta Raurica - der früheste Ort war.

Da ich die wesentlichen Dinge über Zeitstellungen und Zeitrechnungen in der Geschichte bereits in meiner *Matrix* behandelt habe (Pfister: *Matrix*), sollen hier nur die wichtigsten Elemente wiederholt werden.

Zuerst ist festzuhalten, daß die Gegenwart der einzig sichere Ankerpunkt für eine Zeitbestimmung ist. Es ist absurd, einen solchen in 2000-jähriger Entfernung zu bezeichnen. - Und um Zeit zu messen, braucht es Uhren. Diese aber existierten in alter Zeit nicht. Und es gibt auch heute keine Methode, um aus älteren Zeiten sichere Daten zu ermitteln.

Aus dem Publikum wird häufig eingewendet, daß es naturwissenschaftliche Datierungsmethoden gebe: die C-14-Methode, damit

verwandt die Dendrochronologie, und in der Erdgeschichte die Isotopen-Methode für Gesteine. Aber wenn diese Zeitmessungen auch nur annähernd exakt wären, wäre die ganze Chronologiekritik ohne Grundlage.

Weil aus älterer Zeit keine zuverlässigen und datierbaren Nachrichten existieren, führen auch astronomische Rückrechnungen ins Leere. Der Himmel ist kein Uhrwerk, in das man nach Belieben rückwärts blicken kann.

Aus vorgeschichtlicher Zeit lassen sich keine Zeitstellungen bestimmen. Die ganze Chronologie und alle Daten der älteren Geschichte und der Vorzeit sind ein riesiger Unsinn.

Die offiziellen Zeitstellungen der Vorgeschichte sind grotesk übertrieben. Die Millionen Jahre Erdgeschichte existieren nur in den Hirnen der Geologen; die Jahrtausende und Jahrzehntausende prähistorischer Epochen nur in der Einbildung der Archäologen, die mehreren Jahrtausende Altertum nur in der Meinung der Altertumswissenschaften und ein tausendjähriges Mittelalter nur als Dogma der Mediävisten.

Die Kulturepochen der Vorgeschichte sind als viel kürzer anzusehen und haben sich häufig überschnitten. Es besteht kein Grund, eine tausendjährige Bronzezeit und eine ebenso lange Metallzeit anzunehmen.

Die großen technischen Errungenschaften der Menschheit sind in einem kurzen Zeithorizont zu sehen.

Alle Daten der Geschichte gründen wie selbstverständlich auf der Anno Domini-Zählung. Aber seit wann gibt es diese überhaupt? Kaum ein Forscher stellt sich die Frage nach dem Ursprung und Alter jener Jahrzählung. - Chronologie ist wie Quellenkritik ein Stiefkind der Geschichtsforschung.

Die christliche Zeitrechnung ist die erste und einzige Jahrzählung, die wir in der Geschichte kennen. Von älteren Rechnungen wissen wir nichts. Aber die christliche Jahrzählung wird erst zuverlässig mit zuverlässigen Quellen.

Die christliche Jahrzählung mit arabischen – oder römischen - Zahlen ist wie die gesamte historische Zeitrechnung im 18. Jahrhundert entstanden und vornehmlich das Werk dreier Gelehrter, nämlich von Scaliger, Calvisius und Petavius

Die Biographien dieser drei Wissenschafter sind gefälscht. Man weiß nicht, wer sich dahinter verbirgt. Sicher ist nur: Statt dem 16. und 17. Jahrhundert, wo die drei genannten Männer angesetzt sind, gehören sie irgendwo in das zweite Drittel des 18. Jahrhunderts.

Joseph Justus Scaliger heftete auf einer künstlich errechneten Zeitsäule von 7980 Jahren alle Epochen und Ereignisse an. Die Geburt Christi kam dort also etwa im Jahr 6500 zu stehen.

Scaligers Einfluß auf die Chronologie geht bis in die Begriffe.

Beispielsweise reden wir von dem älteren „Julianischen Kalender", welcher „1582" durch den „Gregorianischen Kalender" abgelöst worden sei.

Aber nicht ein sagenhafter Julius Caesar hat diesen Kalender „45 AC" eingeführt. Die Bezeichnung stammt von dem gleichen Chronologen, der damit seinen Vater ehrte, der angeblich JULIUS CAESAR (!) Scaliger hieß.

Sethus Calvisius wird in Leipzig angesiedelt und soll dort Kantor im Thomas-Chor gewesen sein. Er war Zeitgenosse von Scaliger. Beide standen zusammen in einem Briefwechsel.

Calvisius ist für die Schwyzer Chronistik wichtig. In seinem Hauptwerk *Thesaurus temporum* fügt er auch schweizergeschichtliche Ereignisse in die Weltgeschichte ein.

Der angebliche französische Jesuiten Denis Pétau nannte sich latinisiert Dionysius Petavius. Er war es, welcher das Märchen von einem Mönch des „6. Jahrhunderts AD" in Rom erfand, der angeblich forderte, daß man die Jahre fortan nach Christi Geburt zählte.

Von wo hätte ein einfacher Mönch in Rom nach fünf Jahrhunderten von einem genauen Geburtsdatum Jesu Christi wissen sollen? Das wußte nur sein Alter ego: Der Mönch hieß angeblich Dionysius *Exiguus* (= der Kleine). Damit verrät sich sein Erfinder, der Dionysius *Petavius* (= *petit* = klein) hieß.

Petavius schuf ein großes Zeitregister für alle Herrscher und Ereignisse der Weltgeschichte. Dieses hatte auch für die Erfindung der alten Schwyzer Geschichte große Bedeutung.

Die Helvetische Chronologie des Johann Rudolf Schweizer (Suicerus) hatte in ihrer ersten Ausgabe einen Anhang mit Herrscherreihen, die nach dem Vorbild von Pétau gefertigt waren.

Neben der Gregorianischen wird auch eine protestantische Kalenderreform von 1700 behauptet: Am Ende jenes Jahres sprangen die reformierten Orte - darunter Basel, Zürich und Bern – unmittelbar auf den 14. Januar 1701.

Auch diese Reform ist völlig ungesichert. Aber sie hat zweifellos einen wahren Kern: Die neue Jahrzählung Anno Domini, nach Christi Geburt setzte mit einem Jahr 1700, also einem 18. Jahrhundert ein.

Doch weshalb man mit einer vierstelligen Zahl begann, statt mit einem Jahr 1, bleibt schleierhaft.

Ortsnamen und Personennamen

Orts- und Personennamen sind für die Deutung der Vorgeschichte und der Geschichtserfindung nicht nur ein Hilfsmittel, sondern in gewissem Sinne ein zentrales Argument. Diese Erkenntnisse ergaben sich für mich über die Jahre und formten sich in jüngster Zeit zu einem umfassenden Bild.

Weil wir schriftliche Quellen erst ab dem 18. Jahrhundert besitzen, wissen wir nicht, wie die Orte, Länder und Völker früher geheißen haben. Wenn Forscher alte Schreibweisen bringen, so stützen sie sich auf urkundliche Schreibweisen. – Aber von Urkunden ist nichts zu halten.

In meiner *Matrix* habe ich nachgewiesen, daß alle wichtigen Orts-, Fluß- und Bergnamen des „römischen“ Ostens, also von Griechenland, Thrakien, Anatolien, Syrien, Palästina und Ägypten aus dem Westen stammen und nicht vor dem 18. Jahrhundert plausibel sind.

Die Namensparallelen zwischen West und Ost hat bisher niemand problematisiert. - Oder ist es nicht auffällig, daß die kleinasiatische Ruinenstadt PERGAMON eine Entsprechung im oberitalienischen BERGAMO hat?

Einzig Francesco Carotta hat in seinem genialen Buch erkannt, daß die Namensgeographie von Palästina aus dem Westen stammt (Carotta, 1999): GALILEIA kommt von GALLIA und der JORDAN von (J)ERIDAN/OS, dem griechischen Namen für den oberitalienischen Strom PO.

Carotta hat den Ländernamen PALESTINA von der Analyse ausgenommen. Dabei wäre es leicht zu erraten, daß hier das Bergstädtchen PALESTRINA, 30 Kilometer östlich von Rom gemeint ist.

Fomenko hat in seiner Darstellung von 1994 ausführlich den trojanischen Krieg in seinen wichtigsten Parallelgeschichten und Ausformungen analysiert. Ich habe diese Darstellung zusammengefaßt und ergänzt (Pfister: *Matrix*)

Bei der erfundenen Geschichte der alten Eidgenossen wird sich zeigen, daß diese zum großen Teil aus Elementen des trojanischen Sagenkreises aufgebaut ist. Die Beliebtheit dieses Stoffes ergab sich dadurch, daß hier in antikem Gewande eine christlich-religiöse Auseinandersetzung geschildert wird.

Von Fomenko habe ich auch die Elemente der Namenanalyse übernommen. Die wichtigsten Grundsätze sind folgende:

Ein alter Name ist als Sinn-Name zu betrachten, der eine religiöse Bedeutung enthält.

Für die Analyse eines Namens zählen grundsätzlich nur die Konsonanten. Wie im Hebräischen kann ein Wort also beliebig vokalisiert werden.

Die Konsonantenfolgen können vorwärts oder rückwärts gelesen werden. – Manchmal sind sie sogar anagrammatisch vertauscht.

Und bei den meisten Namen schaute man bei der Formung darauf, die gemeinte Bedeutung zu verschleiern.

Für die Namensbildung bediente man sich eines Grundstocks an Begriffen und Namen, welche beliebig variiert werden konnten. So schuf man die Vielzahl von Ortsnamen und Personennamen, die äußerlich keinen Zusammenhang zum gleichen Grundwort erkennen lassen.

Einer der ersten Ortsnamen, den ich mit der neuen Methode analysierte war Laupen, jenes Städtchen südwestlich von Bern, am Zusammenfluß der Sense mit der Saane.

Vor mehr als zehn Jahren war ich verblüfft, daß jener Ort Neapel bedeutet:

LAUPEN ergibt entvokalisiert LPN. Diese Konsonantenfolge rückwärts gelesen ergibt NPL. Hier braucht es keine langen Versuche, um die Folge als NEAPEL zu revokalisieren.

Damals aber machte ich noch nicht die Verbindung mit der Legende von der Belagerung und der Schlacht von Laupen. Denn Neapel liegt wie Pompeji oder Troja am Fuße des Vesuvs. - Die Sage vom Lau-

penkrieg ist jedoch eine Abwandlung des trojanischen Krieges. Also mußte jenes Städtchen einen Namen erhalten, der Troja enthielt.

Die Diesbach waren eines der führenden bernischen Herrschergeschlechter am Anfang der Geschichtszeit. Sie müssen einen bedeutenden – vermutlich trojanischen Namen tragen:

DIES ergibt entvokalisiert TS. Da aber ein altes Wort mindestens drei Konsonanten haben muß, ist ein ausgestoßener Mitlaut einzusetzen. Durch Vergleichswörter erschließt man ein fehlendes R. Also lautete die Folge TRS. Diese ergänzt man zu TROJANUS.

Die Geschichten um die Diesbach beweisen, daß sich diese als Trojaner sehen wollten. In einer Kapelle im Berner Münster wird der Held Niklaus von Diesbach des Burgunderkrieges sogar ausdrücklich als Hektor bezeichnet.

Selbstredend war die Konsonantenfolge T(R)S namensbildend für Ortsnamen wie TESSIN; TESSENBERG; DEISSWIL.

Aus einer beschränkten Anzahl von Wörtern und Begriffen wurden alle Ortsnamen und Sinn-Namen der älteren Geschichte gebildet.

An Orten wie Laupen, Murten oder Sempach, wo die Geschichtserfindung bedeutende Ereignisse angesiedelt hat, wurden eigene Namenlandschaften gebildet, welche den Sinn und die Bedeutung der Geschichte in geographischen Namen festhielten.

Die alten Ortsnamen haben nur eine zeitliche Ebene. Und die Benennung der Orte, Berge und Flüsse geschah nach bestimmten politischen und religiösen Vorgaben.

Ganz Europa und der ganze Vordere Orient wurden zu einer bestimmten Zeit nach bestimmten Gesichtspunkten neu benannt. Keine älteren Namen sind erhalten oder bekannt.

Eine solche Benennungsaktion braucht einen Urheber. Ich sehe diesen in einem gewalttätigen Reich, das zu einer bestimmten Zeit rund um das Mittelmeer geherrscht hat.

Den Gewaltstaat nannte man später das Römische oder das spätrömische Reich. Ein solches hat tatsächlich existiert, aber nicht in gewaltiger zeitlicher Ferne, sondern vor weniger als vielleicht dreihundert Jahren.

Und das Motiv der geographischen Neubenennung Europas war die Einführung einer neuen, der altchristlichen oder vesuvianischen Re-

ligion, die ihren symbolischen Mittelpunkt in Neapel, Troja, Pompeji am Fuße des Vulkanbergs Vesuv hatte.

Diese Zusammenhänge habe ich dem Buch *Die Ortsnamen der Schweiz. Mit einer Einführung über die vesuvianische Namensprägung Europas* behandelt. – Die Namenanalysen – besonders von Ortsnamen – sind hier in dieser Neubearbeitung gegenüber der ersten Ausgabe stark gekürzt worden.

Die Ortsnamen unterschreiten nirgends eine bestimmte Zeitschwelle. Dasselbe gilt von den Namen und den Wörtern unserer Sprache. „Uralte“ Wörter und Sprachen in dem Sinne gibt es nicht, alle sind gleich jung.

Der Bischof, italienisch *vescovo,* zum Beispiel ist ein Vesuv-Priester (VSC > VSL = VESULIUS, Vesuvius), der *Bison* oder das *Wisent* ein Byzanz-Tier (BSNT = BYZANTIUM), *lieben* ist ein von Neapel (LPN > NPL = NEAPEL) abgeleitetes Verb; in lateinisch und italienisch *amare* = *lieben* steckt Rom (MR > RM = ROMA).

Der Vesuv, Neapel und Troja sind die Ursprungswörter der heutigen abendländischen Kultur.

Urkunden

Kaum ein Jahr vergeht, daß nicht ein Ort sein 750-, 900-, 1000- oder 1100-jähriges Bestehen feiern kann. Das sind dankbare Anlässe für einen Lokalpatriotismus, aber jedesmal eine Niederlage für ein kritisches Geschichtsverständnis. Denn Grund für solche Feiern sind die windigsten und am wenigsten angefochtenen pseudohistorischen Dokumente, die es gibt: die Urkunden.

Diplome oder Urkunden sind des Mittelalter-Forschers liebstes Kind. Mit ihnen kann er eine tausendjährige Epoche belegen. Die Urkunden beginnen nämlich schon „im 6. Jahrhundert AD“ mit den *Variae* von Cassiodor. Dieser soll Hofkanzler des Ostgotenkönigs Theoderichs des Grossen gewesen sein und im hohen Alter in Kalabrien ein Kloster Vivarium gegründet haben. Von diesem Kloster und seinen angeblichen Buchschätzen hat sich nichts erhalten. Aber *Vivarium* = *Fischteich* muß für die Rettung der ganzen schriftlichen Hinterlassenschaft der Antike hinhalten.

Wie mit Handschriften und Codices, so bekommt kaum jemand eine Urkunde im Original zu sehen. Dafür seien sie zu kostbar, heißt es. Nur in Abbildungen und hinter Glas anläßlich einer Ausstellung kann

man solche pergamentene Schreibstücke mit ihren für den Laien fast unlesbaren Schriften betrachten. Die Diplome sind meistens mit Siegeln behangen und erinnern unwillkürlich daran, daß die Diplomatik oder Urkundenlehre einem Buch mit sieben Siegeln gleicht.

Die Diplomatik und die damit verbundene Lehre von den „mittelalterlichen“ Schriften, die Paläographie, entstanden aber zur gleichen Zeit wie diese Dokumente.

Wenn die Urkunden ausnahmslos im 18. Jahrhundert geschrieben wurden, aber frühere Daten behaupten, so ist klar, daß diese Dokumente allesamt Fälschungen sind.

Die Urkundenwissenschaft gesteht das indirekt ein; denn diese ist ursprünglich entstanden, um echte von gefälschten Urkunden zu unterscheiden.

Aber wie erkennt man den Unterschied zwischen echt und falsch?

Grundlegend für den Urkundenforscher ist noch heute das nunmehr über ein Jahrhundert alte zweibändige *Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien* von Harry Bresslau. Aber wenn man dieses Werk studiert hat, bekommt man keinen Durchblick, sondern nur einen wirren Kopf. Unentwegt wird dort versucht, eine „mittelalterliche“ Urkundengeschichte zu begründen.

Dabei haben schon einige Geschichtsforscher der Barockzeit alle Urkunden als Fälschungen erklärt.

Unendlich viel interessanter und allein aufschlußreich ist das geniale Werk des deutschen Privatgelehrten Wilhelm Kammeier: *Die Fälschung der deutschen Geschichte* (Kammeier, 2000), das 1935 erstmals erschienen ist. Richtig sollte das Buch heißen: Die Fälschung der mittelalterlichen Urkunden und Chroniken.

Anhand von vielen Beispielen weist Kammeier nach, daß alle Quellen des Mittelalters spätere Schöpfungen sind und entwickelt dabei eine Art Typologie der Fälschungen.

Die meisten Urkunden offenbaren bei einer genaueren Betrachtung grobe Unstimmigkeiten, Anachronismen und Widersprüche. – Sie können nicht älter sein als die übrigen schriftlichen Quellen.

Urkunden belegen gar nichts; ihr Inhalt ist stereotyp und ermüdend langweilig: Während endlosen Jahrhunderten sollen Privatpersonen ihre Güter an Klöster und Stifte verschenkt haben; sollen Könige und Kaiser Städte, Dörfer, Klöster und Adelige mit Privilegien bedacht

haben. Würde man all die Schenkungen und Begünstigungen zusammenfassen, so wäre jeder Winkel Mitteleuropas im Laufe der Zeit gleich mehrfach beschenkt und begünstigt worden.

Für die Schrift und die Form der Urkunden gilt das Gleiche wie für die übrigen Handschriften: Die gotische Schrift scheint überall durch. Die Redaktion der Texte ist oft schludrig und enthält die gröbsten Ungereimtheiten. – Aber davon erfährt das Publikum nichts.

Das Gebiet der heutigen Schweiz ist schon für die Frühzeit, also das „Frühmittelalter" mit Urkunden gut bedacht, zu einer Zeit als Chroniken und andere schriftliche Aufzeichnungen noch völlig fehlen.

Hat es während fast tausend Jahren nur Notare und Rechtskundige, aber keine Geschichtsschreiber gegeben?

Mit einem Riesenaufwand an Gelehrsamkeit werden seit zwei Jahrhunderten Urkunden übertragen und herausgegeben. Stattliche Sammlungen sind daraus entstanden: die *Monumenta Germaniae Historica*, und für die Schweiz das schon erwähnte *Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft*; ganz abgesehen von den seit der Mitte des 19. Jahrhundert begonnenen umfangreichen *Quellen zur Schweizer Geschichte*.

Urkunden tragen nichts zur historischen Wahrheit bei und können deshalb übergangen werden.

Trotzdem ist es nötig, wenigstens kurz einige bedeutende Urkunden aus der Schweiz zu erwähnen.

Da gibt es in Sankt Gallen eine Urkunde vom „16. März 779", in welcher ein gewisser Hiso mit seinem Sohn Hattinus seine in der Ostschweiz verstreuten Güter dem Gallus-Kloster vermacht. Für die Schenkung sollen die beiden Männer und ihre Nachkommen jedoch jährlich gegen einen Zins von mehreren Mütt Getreide und dreißig Eimer Bier (!) die Güter weiterhin nutzen können.

Eine Anno Domini-Datierung vor 1200 Jahren! Die pseudoalten Namen Hiso und Hattinus! Klöster in einer städte- und kulturlosen Zeit? Das Mütt – ein Hohlmaß des 18. Jahrhunderts - und Bier vor über tausend Jahren? – Soll jemand, der noch bei Verstand ist, an einen solchen absurden Mischmasch von Zeiten, Namen und Gütern in einer sagenhaften „Karolingerzeit" glauben?

Am Ende der eben genannten „karolingischen" Epoche hat Zürich die Gnade erfahren, seine „älteste" Urkunde zu bekommen. In einem

mit dem „21. Juli 853“ datierten Diplom gründet Kaiser Ludwig der Deutsche das Fraumünsterstift für adelige Frauen und beschenkt es dabei reichlich mit Gütern: dem Sihlwald, Ländereien am Albis und – für die Schwyzer Geschichte besonders wichtig – mit dem Gau Uri.

Damenstifte sind erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts plausibel; die Karolinger ein typisches Element der Geschichtserfindung der Barockzeit. - Eine Stadt Zürich hat es um diese Zeit noch längst nicht gegeben, sie wird nicht einmal behauptet. Der Name Zürich kann frühestens vor gut dreihundert Jahren entstanden sein. – Alle in diesem Diplom genannten Namen und Zustände sind anachronistisch und absurd.

Aber dank diesem Pergament kann sich Zürich als 1150-jährige Stadt bezeichnen und das dortige Staatsarchiv mit der ältesten Stadturkunde der Schweiz angeben.

Dabei zeigt jede genaue diplomatische und paläographische Betrachtung der Zürcher Fraumünster-Urkunde, daß diese plump auf alt gemacht ist: Der Schriftkörper ist bewußt klein gehalten. Das soll hohes Alter vorgaukeln. - Dafür hat die Schrift auffallend hohe Oberlängen, von der Wissenschaft *Hasten* genannt, welche typisch sein sollen für karolingische Schreibstuben.

Eine genaue Betrachtung der Hasten führt zur überraschenden Erkenntnis, daß diese verdächtig an barocke Schnörkel erinnern.

Das beweist einmal mehr, daß kein Fälscher seine wahre Zeit verleugnen kann.

Während Zürich also schon „853“ urkundlich erwähnt wurde, mußte sich das gleich bedeutende Bern noch sage und schreibe 350 Jahre gedulden, bis ihm die gleiche Ehre widerfuhr. – Erklärt jemand vernünftig diese gewaltigen zeitlichen Unterschiede zwischen vielen Ereignissen jenes sogenannten Mittelalters?

In Gestalt der Handfeste vom „15. April 1218“ besitzt Bern eine Art Verfassungsurkunde, welche verschiedenste zivil- und handelsrechtliche Bestimmungen zu einer Satzung zusammenfaßt. Das Diplom wurde in Frankfurt am Main vom jungen Hohenstaufenkönig Friedrich II. ausgestellt und trägt sein vergoldetes Siegel. Deshalb wird die Urkunde auch die goldene Handfeste genannt. Das etwa 40 mal 40 cm messende, gefaltete Pergamentstück ist eng beschrieben und fällt durch die schmucklose Gestaltung auf, die in einem grellen Kontrast steht zu der Bedeutung, die diesem Dokument beigemessen

wird. Die Anfangs-Initiale der Urkunde ist sogar ausgesprochen dürftig ausgeführt.

Das also soll Berns ältestes schriftliches Zeugnis sein, kaum 27 Jahre nach seiner angeblichen Gründung ausgestellt? Das ist doch etwas zu viel behauptet!

Nun ist die Berner Handfeste bei den Geschichtsforschern häufig angefochten worden. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts wurde von verschiedenen Gelehrten ein erbitterter Streit um die Echtheit der Urkunde geführt.

Die Meinung, die sich herauskristallisierte war die, daß die Handfeste eine Fassung aus späterer Zeit sei. Kaiser Karl IV. soll sie bei seinem Besuch in Bern „1365“ bestätigt haben.

Andere – auch Richard Feller – wollten die Urkunde nur zeitlich nach vorne schieben, aber sonst als echt hinstellen. Wiederum andere halten zur spitzfindigen Auffassung, daß die Berner Handfeste zwar unecht sei, aber ein echtes Siegel trage. – Und heute hält man offiziell in Bern, daß das Dokument wohl nur „einige Jahrzehnte“ nach dem behaupteten Datum verfaßt worden sei.

1953 – im Jahr des Jubiläums „Bern 600 Jahre im Bund der Eidgenossen“ ist aus der Feder des damaligen Stadtbibliothekars Rudolf Strahm ein Buch erschienen, das auf 130 Seiten zu beweisen suchte, daß die Berner Handfeste echt und zweifellos im Jahre „1218“ ausgestellt worden sei.

Strahms Buch stellt einen Tiefpunkt der Geschichtswissenschaft dar. Es ist nicht die Argumentation, die bei dem Buch betrübt, sondern die Tatsache, daß damit alle kritischen Ansätze in der Geschichtswissenschaft verworfen werden und die heute herrschende vollkommene Urkundenanbetung eingeleitet wurde.

Nebenher ein letzter Einwand gegen Strahms ärgerliche Apologie der Berner Handfeste: Wer so viel Seiten aufwendet, um die Echtheit nur einer Urkunde zu stützen, beweist das Gegenteil!

Aus geschichtskritischer Sicht ist die ganze Auseinandersetzung um die Echtheit oder Fälschung der Berner Handfeste verlorene Liebesmüh. Diese Urkunde ist so echt und so falsch wie alle anderen Stücke. - Und man muß einwenden, daß die Forscher allzu sehr nur formale Kriterien untersuchten: Wie unterscheide ich eine echte von einer falschen Urkunde von Friedrich II.? Das ist ein Katz-und-Maus-Spiel, weil alle Dokumente zeitlich auf einer Ebene stehen.

Weshalb vertraut man dennoch auf die Echtheit der Berner Handfeste? Ganz einfach, weil der angeblich älteste Geschichtsschreiber Berns, der bereits mehrfach erwähnte Justinger, diese Urkunde an mehreren Stellen erwähnt. Sogar das Datum „1218“ findet sich dort.

In einer anderen Abschrift von Justinger aber ist als Datum der Handfeste 1208 angegeben. Die Historiker tun dies als bloßen Verschreib ab. – Doch wir erkennen hier einen bewußten Kunstkniff der Geschichtsfälscher: Indem überall Widersprüche eingestreut wurden, wollte man zum Vornherein jegliche Klarheit verhindern. Damit nämlich wurde die Fälschungsabsicht weniger durchsichtig.

Der gleiche Justinger erzählt über die goldene Handfeste Berns auch eine hübsche Geschichte:

Da sei „um 1360“ die Rückkehr des zehn Jahre vorher verbannten Johann von Bubenberg nach Bern erwogen worden. Einige Bürger hätten Klarheit verlangt, ob eine solche Verbannung mit den Rechtsgrundsätzen der Handfeste vereinbar sei. Darauf hätte der Stadtschreiber die deutsche (!) Übersetzung der Handfeste gezeigt. Ein erzürnter Bürger namens Gnagbein sei darauf aufgestanden und habe die Urkunde mit einer Handvoll fauler Kirschen beworfen (Justinger, 123).

Die Befleckung der *guldin hantvesty* durch Kirschen, die Justinger erzählt, hat eine bestimmte Bedeutung, die man analysieren kann. Kirsche heißt lateinisch CERASUS, entvokalisiert CRSS. Diese Konsonantenreihe aber ist nahe an CRSTNS = CHRISTIANUS. – Mit der Erzählung wollte der Chronist also ausdrücken, daß die Handfeste Berns nicht nur *golden*, sondern auch *christlich* sei. – Schließlich ist die gesamte alte Geschichte eine religiöse Heilsgeschichte.

Die unbegreifliche Urkundenanbetung, die sich im 20. Jahrhundert ausbreitete, wurde bereits an mehreren Stellen erwähnt. Und die Schweiz hat hier etwas Besonderes geleistet, indem sie für eine einzelne Urkunde ein großes Gebäude errichtet hat. Die Rede ist von dem sogenannten Bundesbrief von „1291“ und dem bereits erwähnten Bundesbrief-Archiv, seit 1998 Bundesbrief-Museum genannt.

In der Ausstellung des genannten Gebäudes ist eine Graphik zu sehen, welche die unterschiedliche Beachtung dieser Urkunde seit ihrer Entdeckung bis heute darstellt.

Die Literatur und die wissenschaftliche Diskussion über diese *wichtigste nationale Profanreliquie* (*Entstehung*, Sablonier, *Bundesbrief*,

132) ist uferlos und wird noch heute weitergeführt. Deshalb sollen hier nur ein paar Dinge erwähnt werden, die für den Kontext des Buches wichtig sind.

Die Geschichtswissenschaft weiß es, aber das Publikum nicht unbedingt: Die mit „anfangs August 1291“ datierte Urkunde der Bundesgründung zwischen Uri, Schwyz und Unterwalden ist erst um 1760 in Basel „entdeckt“ worden. – Das Dokument ist also erst nach der Mitte des 18. Jahrhunderts hergestellt worden.

Für mich ist die Urkunde ausgesprochen inhaltsarm: Es ist nicht mehr als die Erneuerung eines bereits vorher beschworenen Beistandspaktes zwischen den drei Waldstätten. – Interessanter in meinen Augen ist der Richterartikel, also das Gelöbnis, fremde Richter in den eigenen Gebieten abzulehnen.

Seit den 1990er Jahren wird der Bundesbrief auch von der professoralen Geschichtswissenschaft nicht mehr als sakrosankt betrachtet.

Roger Sablonier getraut sich sogar die Frage zu stellen, ob die Urkunde von 1291 eine Fälschung sei und bemüht dabei sämtliche Modalverben: Soll, darf, kann, muß die Frage der Echtheit untersucht werden? Denn beim Bundesbrief *stimmt auffallend viel nicht so recht zusammen* (*Entstehung*, Sablonier, *Bundesbrief*, 132).

Wenn man diese Überlegungen liest, ist man erfreut, daß Kritik an einer Urkunde geübt wird. Sablonier drückt dabei auch einen grundsätzlichen Widerspruch aus, dem kein Historiker der älteren Zeiten ausweichen kann:

Seit langem ist bekannt, daß nicht einfach entweder die urkundliche oder die chronikalische Überlieferung richtig ist (*Entstehung*, Sablonier: *Bundesbrief*, 128).

Aber welche Tradition ist richtig?

Die Chroniken enthalten nur Sinnwahrheiten. Urkunden aber stiften nur Verwirrung.

Mit Urkunden glaubt man seit dem 20. Jahrhundert sogar die Inhalte und Datierungen der ältesten Chronisten berichtigen zu können.

Gemäß den Zeitbüchern hat zum Beispiel Freiburg im Üechtland das Gründungsdatum „1179“.

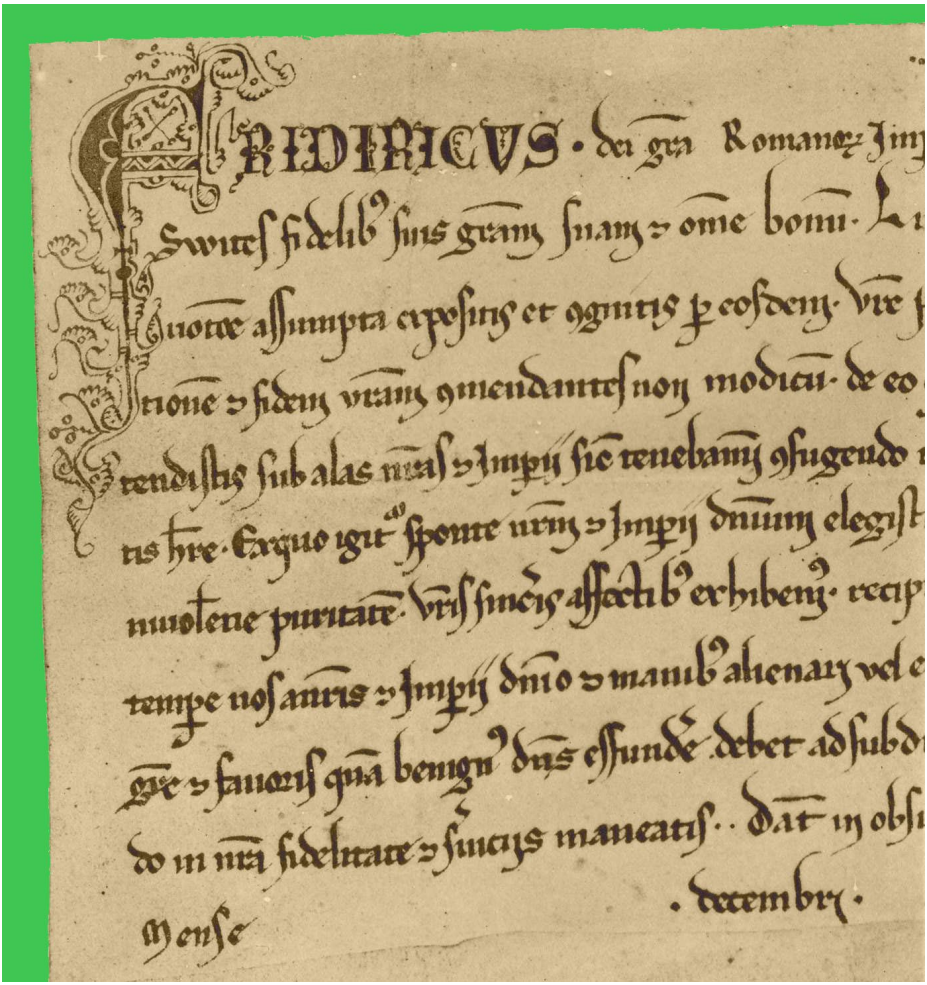
Nun behauptete 1924 der Freiburger Historiker Pierre de Zurich, die Stadt sei früher, nämlich im Jahre „1157“ gegründet worden.

Abbildung 6: Der Freiheitsbrief der Schwyzer von "1240"

(linker Teil)

Man beachte vor allem die reich ausgeschmückte Initiale F *(Fridericus dei gratia Romanorum Imperator …)*

aus: Wilhelm Oechsli: *Die Anfänge der Schweizerischen Eidgenossenschaft*; Zürich 1891



Der angebliche Schwyzer Freiheitsbrief von „1240“

Fridericus dei gratia Romanorum imperator semper augustus … beginnt diese Pergament-Urkunde, die heute im Bundesbrief-Museum in Schwyz aufbewahrt wird. Man braucht nicht weiter zu lesen, denn der Inhalt ist haarsträubend – wie bei allen anderen derartigen Dokumenten.

Das soll der Freiheitsbrief sein, welche die Leute der Talschaft Schwyz im Jahre des Herrn „1240“ von Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen bekommen haben.

Was für ein Interesse konnte ein deutscher Kaiser haben, den Leuten eines Alpentals alle Freiheiten und die Reichsunabhängigkeit zu garantieren?

Der Freiheitsbrief soll im Feldlager vor der belagerten Stadt Faenza in der Provinz Reggio-Emilia ausgestellt worden sein. – Wie fanden die Schwyzer Bergler ihren Kaiser in der weiten Po-Ebene? Verfügten sie vielleicht schon über ein Global Positioning-System?

Die vorliegende Urkunde ist sicher spät zu datieren – vielleicht sogar nach der Mitte des 18. Jahrhunderts. – Johannes Stumpf meldet nämlich, daß 1240 alle Waldorte, also Uri, Schwyz und Unterwalden, vom Kaiser ein Privileg bekommen hätten.

Betrachtet man diese Dokumente genau, so fallen die neuzeitlichen und anachronistischen Elemente in Text, Schrift und Darstellung auf.

Bei dem Schwyzer Freiheitsbrief ist es vor allem die reich ornamentierte Initiale F, die man genau studieren sollte: Solche Schnörkel und Ranken sind erst im Barock-Zeitalter vorstellbar. – Man denkt zum Beispiel an die aufgemalten Verzierungen an alten Bauernschränken.

Die Leute, welche dieses angebliche historische Dokument schufen, konnten nur das herstellen, was ihre Fähigkeiten hergaben. – Sie rechneten aber offenbar wohl selbst nicht damit, daß die Gelehrten später blind diesen Schöpfungen glauben würden.

Die „mittelalterlichen“ Urkunden sind ab etwa 1750 entstanden. Die Einheitlichkeit der Schrift, des Inhaltes, der Form läßt keinen anderen Schluß zu.

Der Zweck der Urkunden im Rahmen der Geschichtserfindung und Geschichtsfälschung war durchsichtig: Notariell beglaubigte, mit Siegeln und Unterschriften versehene Dokumente sollten die dünne und unglaubwürdige chronikalische Überlieferung aufwerten.

Aber Chroniken und Urkunden lassen sich nicht vereinen. Die Historiker können entweder den einen oder den anderen Schriftstücken vertrauen, eine glaubwürdige Geschichte entsteht daraus nie.

Wie hat der Historiker das herausgefunden? Natürlich durch die Analyse von Urkunden!

Da seien „1156“ Güter im Gebiet von Freiburg genannt worden, nicht aber die Stadt. „1158“ aber wird in einer Urkunde ein Anshelm von Freiburg erwähnt. Also müsse die Stadt 1157 gegründet worden sein.

Man staunt über den fast kriminalistischen Scharfsinn, der bei Urkundenforschungen angewendet wird. Aber leider sind solche Erkenntnisse wertlos, weil pseudohistorische Spielerei.

Für mich waren die Urkunden als Geschichtsquelle endgültig erledigt, als ich im Bundesbriefmuseum eine andere berühmte Urkunde im Original betrachten durfte.

Es handelt sich um den Freiheitsbrief für die Schwyzer, den Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen „1240“ im Feldlager von Faenza in der Emilia ausgestellt habe (Abbildung 6).

Wer nur etwas stilkritisches Gespür aufbringt, wird feststellen, daß die Initiale F mit typisch barocken Verschnörkelungen verziert ist – Zeichen für eine Entstehung im 18. Jahrhundert.

Noch einmal muß deshalb festgestellt werden: Urkunden sind historische Nonvaleurs, ein gewaltiger Stoss von wertlosem Pergament und Papier, das in den Archiven herumliegt. Diese Dokumente auch nur zu übertragen und herauszugeben, ist vergeudete Zeit und verschwendetes Geld.

Die Urkunden-Produktion der Grossen Aktion schlug gegen Ende des 18. Jahrhunderts auf ihre politischen Schöpfer zurück.

Bei Aufständen der Landbevölkerung gegen die Städte in verschiedenen Gebieten der alten Eidgenossenschaft in den Jahren vor 1798 wurden Forderungen nach einer Wiederherstellung der mittelalterlichen bürgerlichen Freiheiten laut.

Sowohl bei den Unruhen von Nicolas Chenaux in Freiburg 1781 wie beim Stäfner Handel in Zürich 1784 forderten die Aufrührer mehr Rechte gegenüber der Stadt und beriefen sich dabei auf Urkunden in den Archiven.

Nur sagte den Rebellen niemand, daß diese „mittelalterlichen“ Dokumente erst ein paar Jahrzehnte vorher geschaffen wurden.

Chroniken

Geschriebene Geschichte existiert, seitdem Geschichte aufgeschrieben wurde. Aus dem „Altertum“ sind nur wenige bedeutende Werke erhalten. Diese sind verbunden mit Namen wie Thukydides, Herodot, Caesar, Tacitus, Sallust, Cassius Dio, Sueton und Ammianus Marcellinus. Im „Mittelalter“, besonders aber im „Spätmittelalter“, werden die Geschichtsschreiber häufiger.

Auf diese historischen Werke, die Chroniken oder Zeitbücher, stützen sich unsere Kenntnisse. Wir haben schon bei der *Geschichte Berns* von Richard Feller gesehen, daß ein moderner Historiker keine Wahl hat, als die alten Chroniken nachzuerzählen. Wohl kann er versuchen, Urkunden zur Ergänzung heranzuziehen. Aber jeder Forscher wird feststellen, daß sich Geschichten und Urkunden nicht decken.

Schon am Anfang müssen wir uns die Frage stellen, ob die Chroniken wahre Geschichte erzählen. Moderne Historiker sind da manchmal erstaunlich offen: *Chronistik war eine Literaturgattung, in der die Grenze zwischen „nicht unmöglich“ und „wahr“ fließend war* (Bodmer, 73). Anders ausgedrückt wird zugegeben, daß wir es hier mit Märchen, Sagen und Legenden zu tun haben. Diese Geschichten wurden aus anderen Motiven geschaffen. Sie zeichneten nicht wahre Geschichte im heutigen Sinne auf. Die „mittelalterlichen“ Chroniken sind Quellen, die man nur mit der Geschichtskritik richtig deuten kann.

Die ersten Chroniken finden sich in der Textsammlung der Bibel. Schon dort läßt sich die historische Wertlosigkeit der Inhalte belegen.

Kaum jemand wird die Bücher Mose für Geschichte halten. Aber auch die eigentlichen Geschichtsbücher des Alten Testamentes, also Josua, Richter, die Chroniken und die Bücher der Könige, taugen nichts. - Und wenn man die Parallelitäten, die in diesen Schriften vorkommen aufzählt und vergleicht, muß man die Bibel endgültig als Literatur abtun.

Bei den wichtigen Chroniken der älteren Schweizer Geschichte stellen wir das Gleiche fest: Alle diese Texte stehen zeitlich auf einer Ebene. Sie sind angefüllt mit Parallelgestalten, zeitlich und inhaltlich oft unmöglich. Nur die wohlwollende Behandlung durch die meisten Historiker hat die Chroniken bisher vor einer grundsätzlichen Kritik bewahrt.

Die keltischen Urahnen der Eidgenossen waren bekanntlich die Helvetier. Und diese werden mit ihren Eigenarten und ihren Taten bei einem berühmten römischen Geschichtsschreiber ausführlich beschrieben.

Julius Caesar widmet den Helvetiern das ganze erste Buch seines achtteiligen Werkes über den Gallierkrieg.

Die Archäologen verlassen sich kritiklos auf diesen angeblichen römischen Geschichtsschreiber. Es ist fast so, daß Caesar die ganze Vorgeschichte unseres Landes erklärt.

Hinter den angeblichen Helvetiern Caesars aber stehen die Schwyzer Eidgenossen oder deren Vorläufer. Die Helvetier sind das hebräische Priestervolk.

Und „Julius Caesar“ erwähnt als Erster das JURA-Gebirge. Dieser Gebirgszug aber trägt seinen Namen von den Eidgenossen, lateinisch IURATI = Verschworene.

Julius Caesar muß Gallier oder besser gesagt Franzose gewesen sein und die Westschweiz gekannt haben.

Das ganze erste Buch des Gallischen Krieges erweist sich somit mehr als eine Quelle zur Entstehung der Eidgenossenschaft, denn als „antikes“ Werk.

Die Schwyzer tauchen erst im „Spätmittelalter“ aus dem Dunkel der Geschichte auf. In diesem riesig leeren Zeitraum zwischen dem Ende der „Römerzeit“ bis zu den Eidgenossen gab es auf dem Gebiet der Schweiz keine nennenswerten Chroniken oder sonst Aufzeichnungen. Das Land muß während mehr als tausend Jahren eine geistige Wildnis gewesen sein.

Es gibt ein paar Ausnahmen, denen man aber nicht zu nahe treten sollte.

In der Westschweiz habe die große Römerstadt Aventicum etwa zwei Jahrhunderte geblüht, bevor sie zerstört wurde. Doch „bis 600 AD“ soll die einstige Prachtstadt noch eine schattenhafte Existenz inmitten ihrer Ruinen weitergeführt haben. Der letzte Einwohner sei ein Bischof Marius gewesen, welcher dann seinen Sitz nach Lausanne verlegte.

Dieser Marius von Avenches, „zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts AD“, soll eine Chronik verfaßt haben. Aber wenn man sich diese an-

sieht, ist man sprachlos, daß ein solch einfältiges Elaborat für Geschichtsschreibung gehalten wird.

Die Chronik des Marius ist in einer einzigen Handschrift überliefert und dort in ein Buch mit Texten anderer Schriftsteller wie Hieronymus eingebunden.

Die Geschichtsfälscher wandten häufig die Methode an, gewisse Schriften mit anderen zusammenzubinden, um den Anschein einer ungefähren Gleichaltrigkeit der Texte zu geben.

Dieser Marius wurde angeblich „1636“ zum erstenmal gedruckt - Dabei kann es durchaus sein, daß das erhaltene Manuskript jünger ist als der älteste Druck – dessen frühes Datum unmöglich ist.

Und die Chronik selber? Man staunt, aber der Text des Bischofs Marius aus Avenches macht in der neuesten Ausgabe von 1991 magere zwölf Druckseiten aus.

Und wenn man den Inhalt analysieren will, so langt es im Grunde, die ersten paar Zeilen zu lesen. Dort berichtet der Schreiber, daß „455“ der Gotenkönig Theoderich friedlich in Arles eingezogen sei. - Aber der berühmte Ostgotenkönig ist nach dem Geschichtsbuch erst „490 AD“ und gewaltsam in Oberitalien eingedrungen! - 455 war der Gotenführer noch nicht einmal geboren!

Soll man sich empören, daß die meisten Historiker taktvoll den haarsträubenden Unsinn übersehen und die Chronik des Marius von Avenches weiter als „frühmittelalterliche“ Geschichtsquelle betrachten?

Manchmal aber erstaunen solche Absurditäten selbst gestandene Forscher: *Wie konnten sich diese Menschen mit Geschichten zufriedengeben, die heutzutage jede Glaubwürdigkeit verloren haben* (Bodmer, 72). – Nun, Chroniken waren eben Literatur, wie wir schon festgestellt haben.

Man kennt das Sprichwort von dem Koloß, der auf tönernen Füssen steht.

An diesen Spruch muß man denken, wenn man die berühmteste und einzige chronikalische Quelle für die Schwyzer Befreiungssage erwähnt. Die Rede ist von dem sogenannten Weißen Buch von Sarnen (Abbildung 7).

Das Buch wird wegen seines weißen Einbandes so genannt und weil es in Sarnen in Obwalden aufbewahrt wird.

Abbildung 7: Das sogenannte Weiße Buch von Sarnen

Umschlag der Ausgabe von Albert Züst 1941

Das Weiße Buch von Sarnen

Neben dem Bundesbrief von „1291“ ist das Weiße Buch von Sarnen die bekannteste erzählende Quelle für die eidgenössische Gründungsgeschichte.

Die Handschrift hat ihren Namen von dem weißen Pergamenteinband und dem Aufbewahrungsort Sarnen in Obwalden.

Eben weil dieses Dokument so berühmt ist, werden die einfachsten Feststellungen vergessen oder ausgeblendet.

Das Weiße Buch besteht aus zwei Teilen: einem kleineren chronikalischen und einem größeren urkundlichen Teil.

Die Chronik umfaßt weniger als 30 Seiten, wobei der allein wichtige Teil, nämlich die Befreiungsgeschichte der Waldstätte mit der Tell-Sage, knappe zehn Seiten ausmacht.

Der Urkunden-Teil enthält auf 333 Seiten Dokumente „vom Anfang des 14. Jahrhunderts“ bis „1607“. – Bis „1470“ sind alle Diplome von einer Hand geschrieben, weshalb man die Chronik auf dieses Datum ansetzt. – Aber in Tat und Wahrheit kann dieses Werk erst im 18. Jahrhundert entstanden sein.

Die Chronik des Weißen Buches folgt weitgehend Justingers Berner Chronik. – Und diese ist eine Schöpfung des Historiographen Michael Stettler

Die Befreiungsgeschichte der Waldstätte wie die Sage von Wilhelm Tell sind in Bern geschaffen worden und als freundeidgenössische Anleihe zu den Innerschwyzern gekommen.

Und das Weiße Buch von Sarnen wurde erst um 1855 entdeckt und herausgegeben - auch da zuerst nur der chronikalische Teil.

Ist dieses Dokument vielleicht erst vor dem letztgenannten Datum geschaffen worden?

Das Weiße Buch von Sarnen ist eine bewußte Geschichtsfälschung: Man verband dabei undatierte chronikalische Aufzeichnungen mit datierten Urkunden, welche eine bestimmte Entstehungszeit suggerieren sollten.

Der Glaube an die Geschichte der alten Eidgenossen, an die Befreiung der Waldstätte und an Wilhelm Tell, ruht auf dieser einzigen schmalen und problematischen Quelle.

Zwei Einwände müssen vorangestellt werden, weil sie häufig beiseite geschoben werden. Der Text soll „um 1470“ geschrieben worden sein. Aber entdeckt wurde diese Chronik erst 1854.

Nun kann man durchaus annehmen, daß die Chronik des Weißen Buches nicht aus dem 19. Jahrhundert, sondern aus älterer Zeit stammt.

Aber weshalb „um 1470“? Ganz einfach, weil sich im Weißen Buch Urkunden „vom 14. Jahrhundert bis 1607“ finden, wobei bis zum Datum von 1470 alles von einer einzigen Hand geschrieben wurde.

Ist das eine zureichende Begründung für die unsinnig frühe Datierung? Haben nicht die Fälscher bewußt den ganzen älteren Teil von einer Hand schreiben lassen, damit man auf ein solches Datum schließt?

Und wie steht es mit dem Umfang dieser Chronik? In der Druckausgabe von Züst von 1941 macht der Text magere 27 Druckseiten aus.

Die eigentliche Befreiungsgeschichte der Waldstätte mit Wilhelm Tell beansprucht neuneinhalb Seiten. - Weniger als zehn Seiten also sollen die glorreiche Entstehung der Schwyzer Eidgenossenschaft darstellen und begründen!

Aber man muß die Chroniken studieren. Wir haben keine anderen und früheren Aufzeichnungen.

Und die Chroniken enthalten neben einem Gros an Fiktion manchmal auch Hinweise auf wahre Begebenheiten – allerdings inhaltlich und chronologisch verzerrt.

Das Autorenteam Richard Feller und Edgar Bonjour, welche die grundlegende *Geschichtsschreibung der Schweiz* verfaßt hat, urteilt sehr diplomatisch über die Chronik aus Sarnen: *Der historische Wert, der in den Aufzeichnungen des Weißen Buches liegt, ist von der Forschung noch nicht genau eruiert* (Feller/Bonjour, I, 79).

Aber im Weißen Buch von Sarnen findet sich nichts Historisches. Die Chronik ist kein eigenständiges Werk, sondern gänzlich abhängig von dem ersten Berner Geschichtsschreiber Konrad Justinger.

Justinger und die Berner Chronistik der beiden Stettler

Berns erster Chronist soll Conrad Justinger gewesen sein. Dieser habe hier als Notar und Stadtschreiber gewirkt und „zwischen 1420 und 1430“ eine Chronik der Stadt Bern von den Anfängen, also von

„1191“ bis in seine Zeit geschrieben. Das Mandat dazu bekam er „am Sankt Vinzenz-Abend des Jahres 1420“ vom Grossen und Kleinen Rat der Stadt Bern – genau vierhundert Jahre nach der Geburt des deutschen Heilands namens Hildebrand (Tabelle 5).

Justingers Herkunft ist unbekannt. Das Elsaß, Süddeutschland und dort besonders Rottweil, werden genannt. Auch verließ der Chronist nach Fertigstellung des Werkes die Stadt und zog nach Zürich, wo er jedoch eine fabelhafte Pension von Bern bezog.

Die Mitteilungen dieses Chronisten gelten als die älteste erzählende Quelle für Bern. – Das mag stimmen; aber nur, wenn man das Entstehungsdatum weit nach vorne verschiebt.

Die Chronik Justingers soll „gegen 1430“ fertig gestellt worden sein – satte 240 Jahre nach der behaupteten Stadtgründung „1191“. – Was wußte der Schreiber aus so fernen Zeiten und woher hatte er seine Quellen?

Justinger wurde erst 1817 ein erstes Mal von Johann Rudolf Wyss dem Jüngeren gedruckt; und die Ausgabe von Gottlieb Studer von 1871 müssen wir noch heute benutzen.

Die Chronik ist in einer Vielzahl von Handschriften und in mehreren Fassungen überliefert. Zu bestimmen, welches nun die autorisierte Version des Verfassers sei, gleicht einem Streit um des Kaisers Bart.

Die Mitteilungen, die Justinger in seiner Chronik ausbreitet sind zumeist Trivia oder Fakten aus der allgemeinen Geschichte. Der Sieg Rudolfs von Habsburg über den *küng zu Beheim* (König von Böhmen) auf dem Marchfeld bei Wien wird vermeldet, oder *daz keyser fridrich an daz rich erwelt wart*, also daß der Knabe Friedrich „1194“ von den Kurfürsten zum ersten Mal zum Herrscher gewählt worden sei.

Aber was soll zum Beispiel die Notiz, daß am Zinstag des Jahres „1311“ auf der Aare bei Detligen ein Boot mit 72 Leuten, die von Frienisberg nach Bern zu Markte gehen wollten, kenterte und alle Insassen ertranken?

Und immer wieder und auf die Dauer fast ermüdend berichtet Justinger von Burgenbrüchen.

Von Bremgarten bei Bern über Grimmenstein bei Wynigen bis zur Schnabelburg am Albis scheinen die tapferen Berner im Laufe der Zeit fast alle bedeutenden Burgen zerstört zu haben.

Burg und Städtchen Bremgarten bei Bern zum Beispiel hätten die Berner in zwei getrennten Unternehmungen „1298?“ geschleift. – Doch die Burg war noch bis in die 1780er Jahre vollständig erhalten und auf etlichen alten Bildern abgebildet. - Hat Bern wirklich so viele Schlösser in seiner Umgebung gebrochen?

Es gibt Ausnahmen bei diesen meist knappen Angaben, die zudem chronologisch häufig ungenau sind.

Das Konzil von Konstanz zum Beispiel ist dem Chronisten volle zehn Druckseiten wert.

Vor allem schreibt Justinger das Epos *Von dem stritte von louppen* (Vom Laupenkrieg). Es umfaßt in der Druckausgabe 22 Seiten und ist die einzige ausführliche Quelle für die glorreiche Schlacht der Berner im Südwesten der Stadt.

Daneben erzählt die Chronik Justingers vor allem auch den Ursprung von Bern. Die Stadt sei von einem Herzog Berchtold von Zähringen gegründet worden und zwar im Jahre des Heils „1191“.

Bern wird darin als eine bewußte Gründung in der Aare-Schlaufe hingestellt. Vorher habe noch niemand dort gesiedelt. – Doch im gleichen Zug vermerkt der Chronist, daß Bern schon dicht besiedelt war!

Wichtig für die Gründung Berns ist natürlich die Sage, wie die Stadt zu ihrem Namen gekommen sei: Da habe man in dem Eichenwald, der den Siedlungsplatz vorher einnahm, eine Jagd veranstaltet. Als erstes Tier habe man einen schönen Schwarzbär erlegt. Deshalb sei der Ort zu seinem Namen Bern gekommen.

Justinger ist alte Literatur und keine Geschichtsquelle. Trotzdem wird die Chronik geglaubt. Denn wenn man dies nicht täte, wüßte man nichts über die Anfänge Berns und der Waldstätte.

Man hält die Angaben des Chronisten für wahr, weil der Chronist Quellen angibt. Im Ganzen zitiert Justinger 71 Urkunden und verweist an vielen Orten auf diese Dokumente *so in der stat kisten ligent*, also im Archiv vorhanden.

Nach Justinger machte die Geschichtsschreibung Berns erst einmal fünfzig Jahre Pause, um dann zur Zeit der Burgunderkriege einen einsamen Höhepunkt zu erreichen.

Die Zentralfigur der Chronistik der Burgunderkriege ist Diebold Schilling. Dieser war zwar Solothurner, diente dann in Luzern, um in Bern

als Ratsschreiber, Seckelmeister, Gerichtsschreiber und lebenslanges Mitglied des Rates der Zweihundert zu wirken. Als Mitglied der Zunft zu Distelzwang kannte er die bedeutendsten regimentsfähigen Familien der Stadt, die Erlach, Bubenberg und Diesbach.

Schillings chronikalisches Werk hat eine äußerst verworrene Entstehungsgeschichte. Zuerst verfaßte er eine Fortsetzung Justingers bis „1468“. Dann erhielt Schilling „am 31. Januar 1474“ vom Rat das Mandat, die Stadtgeschichte bis zur Gegenwart fortzuführen. Diese Aufgabe löste er dergestalt:

„1483“ überreichte Diebold Schilling dem Auftraggeber seine illustrierte Stadtgeschichte in drei Bänden, die vorher von den Räten zensiert worden war. - Inhaltlich folgt der erste Band Justinger. - Der zweite Band behandelt die Fortsetzung bis „1466“, wobei der Abschnitt über den Alten Zürichkrieg von seinem Freund Fründ aus Luzern stammt. – Der dritte Band, die Zeit der Burgunderkriege, ist selbst erlebt.

Nach Schillings Tod „1486“ verkaufte seine Witwe den nicht zensierten Papier-Entwurf zum dritten Band nach Zürich. Das ist eine ebenfalls illustrierte Chronik der Burgunderkriege. – Daneben verfaßte Schilling „1477“ einen privaten Auszug aus dem gleichen Band. Diese beiden Werke wurden außerhalb Berns rege benutzt.

Am Ende seines Lebens stellte Schilling ferner noch einmal einen privaten Auszug aus seiner dreibändigen Chronik zusammen, die aber nur bis „1465“ reicht, „als ihn der Tod ereilte“. Gewidmet ist dieses Spätwerk seinem Gönner, dem Alt-Schultheißen Johann von Erlach in Spiez. – Auch diese Chronik ist illustriert. Das ist der berühmte Spiezer Schilling.

Der zweite bedeutende Vertreter dieser Gattung war Bendicht Tschachtlan, der „um 1470“ eine Stadtchronik als „rein privates Unternehmen“ verfaßte und durch einen Zeichner illustrieren ließ. - Inhaltlich folgt der erste Teil Justinger; der zweite Teil ist selbst erlebt. Wie bei Diebold Schilling beruht die Darstellung des Alten Zürichkrieges auf dem Chronisten Hans Fründ.

Valerius Anshelm, genannt Ryd, war nach Justinger und den übrigen Chronisten aus der Zeit der Burgunderkriege der dritte große Geschichtsschreiber des älteren Berns. Seine Lebensdaten werden mit „1475 bis 1547“ angegeben; und wie Justinger und Diebold Schilling war er ein Fremder.

Anshelm soll in Rottweil beheimatet gewesen sein. Dort sei er sogar einmal ins Gefängnis gekommen. Denn Anshelm war ein sehr problematischer Charakter, obwohl sehr gebildet: Für die Zeit unglaublich früh hat er im Osten, in Krakau studiert; kam dann nach Bern, wo er Vorsteher der Lateinschule wurde.

„1520“ erhielt Valerius Anshelm Ryd von der Berner Regierung den Auftrag, die Stadtgeschichte der älteren Chronisten bis auf den heutigen Tag fortzuführen. – Allerdings gab es wegen seines Charakters wieder Probleme. Es bedurfte der Fürsprache Zwinglis, damit man Anshelm endgültig mit der Niederschrift der Chronik betraute.

Zu seinen Lebzeiten erschienen von Anshelm handschriftlich eine Darstellung des Jetzer-Handels in Bern, wo er Augenzeuge des Prozesses war. Später, nämlich „1550“ erschien von ihm der gedruckte *Catalogus annorum*, ein Kompendium der Weltgeschichte.

Die große Chronik, *ein ragendes Werk, in jeder Hinsicht außerordentlich* (Feller/Bonjour, I, 166) soll den Geschichtsschreiber Anshelm bis zu seinem Tod beschäftigt haben. Sie besteht zuerst aus Nachträgen zu Justinger, dann aus einer Kurzfassung der Burgunderkriege. Vor allem aber bietet Anshelm eine Geschichte „von 1477 bis 1536“, wobei die Darstellung, je näher sie an die Gegenwart herankommt, um so ausführlicher wird.

Gedruckt wurde Valerius Anshelms Berner Chronik in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in sechs Bänden.

Daneben gab es in Bern noch andere kleinere Chronisten.

Thüring Frickart oder Fricker, Stadtschreiber, Politiker und Diplomat, schrieb eine Darstellung des Twingherren-Streites von „1470“. – Weshalb dieser rechtliche Konflikt für Bern so bedeutend gewesen sein soll, ist analytisch nicht restlos zu erklären.

Ludwig Schwinkhart, „1495 – 1522“, schrieb eine Chronik vor allem der oberitalienischen Feldzüge. Denn er habe bei Novara mitgekämpft und sei in der Schlacht bei Bicocca gefallen. – Mit angeblich 27 Jahren war Schwinkhart ein begnadeter Frühvollendeter!

Diese Darstellung der älteren bernischen Chronistik bis zur Zeit nach der Reformation ist mehr als summarisch, reicht aber für eine vorläufige Analyse.

Zuerst ist der historische Aspekt falsch. Die genannten Geschichtsschreiber sind nicht zu verschiedenen Zeiten, sondern in einer einzigen Generation anzusetzen.

Und alle Namen sind fingiert, stellen Übernamen dar, hinter denen sich andere verbergen.

Grundsätzlich steckt nur ein realer Name hinter den erwähnten älteren Berner Chronisten.

Die ganze ältere Geschichtsschreibung Berns hat einen Mann namens Michael Stettler als Urheber. Dieser soll „in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts“ gewirkt haben.

Das bernische Schrifttum war im 17. Jahrhundert dürftig, schreibt Richard Feller (Feller, II, 534).

Trotzdem lassen wir uns nicht abschrecken, sondern betrachten etwas ausführlicher den bedeutendsten Geschichtsschreiber Berns in dieser angeblich dürftigen Zeit.

Die Lebensdaten des Bern-Burgers Stettler werden mit „1580 bis 1642“ angegeben. Er soll Notar, Gerichtsschreiber und Mitglied des Rates der Zweihundert gewesen sein. Zeitweise habe er auch als Seckelmeister und Landvogt in Oron im Waadtland und in Sankt Johannsen am Bielersee geamtet.

Die politische Laufbahn dieses Mannes war also mehr als mittelmäßig. Ein um so größeres Interesse hingegen entwickelte Stettler für die Vergangenheit. *Er ist der Geschichtsschreiber Berns im 17. Jahrhundert, wie es Valerius Anshelm im 16. und Konrad Justinger sowie Diebold Schilling im 15. Jahrhundert gewesen waren* (Feller/Bonjour, I, 356). – Das Zitat ist mehr als wahr, allerdings in einem anderen Sinne als die Autoren meinen.

Michael Stettlers historiographische Tätigkeit wird in zwei deutlich unterscheidbare Abschnitte eingeteilt.

In einer ersten Phase, „ab 1610“, soll er alle in Bern verfügbaren alten Chroniken abgeschrieben haben; das waren Justinger, Tschachtlan, Fründ, Anshelm und Schwinkhart. - Nur Thüring Fricker (oder Frickart) soll ihm nicht bekannt gewesen sein. – Wirklich nicht?

Ein besonderes Verdienst wird Michael Stettler zugeschrieben, weil er Valerius Anshelm gerettet habe. Dessen mächtige Chronik soll zu seiner Zeit unbeachtet im Archiv herumgelegen haben, der vierte und letzte Band bereits „halb zertrümmert“.

Nach dieser Kopistentätigkeit baute Stettler eine eigene Historiographie auf.

Begonnen hat er diese angeblich „1614“ mit der Anlage eines dreibändigen *Verzeichnis oder Zythregister der loplichen Stadt Bern Geschichten*.

Mit den Druckdaten „1626/27“ erschienen dann von Stettler die *Annales* und das *Chronicon*. – Die beiden Geschichtswälzer sind fast identisch im Inhalt und im Umfang.

Nach diesem Datum soll Stettler nichts mehr geschaffen haben, obwohl er noch fünfzehn Jahre lebte.

Die Geschichtsauffassung Stettlers ähnelt sehr derjenigen des von ihm vor dem Verrotten geretteten Anshelm:

Die Betrachtungsweise dieses Historiographen *ist Anshelm ins Nüchterne, Kleinbürgerliche übertragen*; und wie bei diesem *herrscht in Stettlers Werk eine einheitliche Zielführung auf eine Theodicee hin* (Feller/Bonjour, I, 358).

Was die Form der Stettlerschen Geschichtswerke und den Geist, in dem sie abgefaßt sind betrifft, so lehnen sie sich durchwegs an Anshelm an (Tobler, 64).

Michael Stettler ist nicht nur ein Alter ego von Valerius Anshelm, sondern auch der anderen bernischen Chronisten wie Justinger, Tschachtlan, Diebold Schilling und Schwinkhart.

Die Auflistung der wichtigsten Ähnlichkeiten zwischen Stettler, Anshelm und Justinger zeigt überdeutlich, daß man es in der älteren Berner Chronistik nicht mit mehreren, sondern nur mit einer Person zu tun hat (Tabelle 1).

Vor allem sind alle Geschichtsschreiber in die gleiche Zeit zu setzen. Sie haben innerhalb einer Generation ihr ganzes Werk geschaffen.

Alle diese Geschichtsschreiber, auch wenn sie zeitlich vor der Reformation angesetzt werden, verraten in ihren Auffassungen den neuen Glauben.

Sowohl bei Justinger als auch bei Anshelm und bei Stettler stehen die göttliche Vorsehung und die Theodizee als Leitmotiv über der Geschichte.

Gott ist selber Burger zu Bern geworden, kann als Motto für alle genannten Chronisten vorangestellt werden.

Tabelle 1: Die Parallelen zwischen den Chronisten Michael Stettler, Valerius Anshelm und Konrad Justinger

Michael Stettler	Valerius Anshelm Ryd	Konrad Justinger
Michael Stettler ist ein realer Name Der Name Stettler umschließt einen ganzen Kreis von Chronisten, Gelehrten und Künstlern. Neben Michael ist auch sein Sohn Hieronymus als Chronist und Kopist zu nennen. Geschichtsschreiber des 18. Jahrhunderts sprechen ausdrücklich vom älteren und jüngeren Stettler.	Valerius Anshelm ist ein fingierter Name. **Valerius:** Anführer der rechtgläubigen Römer im Tarquinierkrieg nach Livius, damit Bezug zum bernischen Laupenkrieg. **Anshelm:** Friedrichs II. Hofmarschall hieß ANSHELM von Justingen. **Ryd** = RT > (C)R(S)T = CHRISTUS oder CHRISTIANUS	Konrad Justinger ist ein fingierter Name. **Konrad:** Name des deutschen Königs zur Zeit von Friedrich II. von Hohenstaufen **Justinger:** Friedrichs II. Hofmarschall hieß Anshelm von JUSTINGEN. Friedrich II. stellte den Bernern „1218“ eine Handfeste aus. Justinger ist der Chronist der Handfeste.
Der trojanische Krieg stellt die wichtigste Matrix der erfundenen Geschichte dar.	Der Tarquinierkrieg ist eine Variante des trojanischen Krieges.	Justinger beschreibt am Ausführlichsten den Laupen-Krieg, eine Variante des trojanischen Krieges.
Stettler ist Berner von Geburt.	Anshelm ist ein Fremder aus Süddeutschland (?).	Justinger ist ein Fremder aus Süddeutschland (?).
Stettler erhält „um 1614“ einen offiziellen Auftrag von der Berner Regierung.	Anshelm erhält „1529“ einen offiziellen Auftrag von der Berner Regierung.	Justinger erhält „1420“ einen offiziellen Auftrag von der Berner Regierung.
Stettler schreibt eine Chronik der Stadt Bern.	Anshelm schreibt eine Chronik der Stadt Bern.	Justinger schreibt eine Chronik der Stadt Bern.
Stettler verwendet in seiner Darstellung Urkunden und amtliche Dokumente.	Anshelm verwendet in seiner Darstellung Urkunden und amtliche Dokumente.	Justinger verwendet in seiner Darstellung Urkunden.

Stettlers Werk ist der Theodizee verpflichtet.	Anshelms Werk ist der Theodizee verpflichtet.	Justingers Werk wertet moralisch und religiös.
Stettler ist Reformierter.	Anshelm ist Reformierter.	Die Reformation scheint in Justingers „mittelalterlicher“ Darstellung durch.
Stettler hört 15 Jahre vor seinem Tod mit seiner historiographischen Tätigkeit auf.	Anshelm arbeitet bis zu seinem Tode an seiner Chronik.	Justinger hört 15 Jahre vor seinem Tod mit seiner historiographischen Tätigkeit auf.
Stettler kennt die neuzeitliche Geschichtsdarstellung und Chronologie.	Anshelm kennt die neuzeitliche Geschichtsdarstellung und Chronologie.	Justinger kennt die neuzeitliche Geschichtsdarstellung und Chronologie.
Stettler kennt die Bibel, die klassischen Autoren und alle älteren Berner Chronisten.	Anshelm kennt die Bibel, die klassischen Autoren und Justinger, den er fortsetzt.	Justinger kennt die Bibel, die klassischen Autoren und hört mit seiner Darstellung dort auf, wo Anshelm einsetzt.
Stettler schreibt Anshelm und Justinger ab.	Anshelm kennt Justinger und setzt ihn fort.	Alle Berner Chronisten der Burgunderkriege fußen auf Justinger.
Stettler behandelt vor allem die Vorgeschichte seiner eigenen Zeit.	Anshelm behandelt vor allem die Vorgeschichte seiner eigenen Zeit.	
Der Aufbau der Chronik von Stettler ist annalistisch.	Der Aufbau der Chronik von Anshelm ist annalistisch.	Justingers Chronik ist vorwiegend annalistisch.
Stettler legt ein Zeitregister an.	Anshelms Chronik enthält ein ausführliches Zeitregister.	Justinger (Tschachtlan) legt ein Zeitregister an.
Stettler lobt und tadelt die Juden.	Anshelm beschimpft die Juden.	Justinger beschimpft die Juden.
Stettler hat einen Sohn: Hieronymus. Auch dieser schreibt Geschichte.	Anshelm hat einen Sohn: Paul. Auch dieser schreibt Geschichte.	

Sowohl Justinger („1420“) wie Anshelm („1520“) und Stettler (um 1620) bekommen für ihre Chronistik ein Mandat von der Berner Regierung. – Das Intervall von jeweils rund hundert Jahren ist beachtenswert.

Schilling und Stettler waren beide Mitglieder des Rates der Zweihundert und zeitweise Seckelmeister. Beide lassen ihr Werk von der Regierung zensieren.

Sowohl Justinger wie Stettler haben die letzten fünfzehn Jahre ihres Lebens nichts mehr geschaffen.

Sowohl Tschachtlan wie Anshelm wie Stettler fertigten ausführliche Zeit-Register an.

Und vor allem bauen alle großen Chronisten nach Justinger auf diesem auf, ergänzen ihn und führen ihn fort: Tschachtlan, Schilling, Anshelm und Stettler. Der älteste Chronist ist in Tat und Wahrheit der jüngste.

Michael Stettler ist der erste und einzige Chronist der Ursprünge Berns. Er hat die älteren Chronisten nicht abgeschrieben, sondern verfaßt.

Die Parallelitäten zwischen Stettler und Anshelm sind so eng, daß es wundert, wenn man noch heute von zwei zeitlich auseinander liegenden Chronisten spricht.

Sogar Unterschiede weisen letztlich auf Stettler als Urheber der ganzen älteren Berner Historiographie: Dessen Werk wurde als einziges gedruckt, während die übrigen bis ins 19. Jahrhundert handschriftlich verblieben.

Doch auch Michael Stettlers Biographie ist fingiert und rückdatiert.

Und die Lebensläufe seiner angeblichen Vorgänger sind mehr als merkwürdig:

Weshalb waren sowohl Justinger, Schilling und Anshelm Fremdlinge? - Weshalb ließ man Justinger in Zürich sterben? - Warum mußte Schwinkhart den Schlachtentod erleiden?

Weshalb wurden den älteren Chronisten – in diesem Fall Anshelm - häufig bedenkliche Charaktereigenschaften und abenteuerliche Lebensläufe angedichtet?

Indem man Stettler als Urheber der ganzen älteren Berner Chronistik erkennt, wird das angebliche Absacken der künstlerischen und litera-

rischen Leistungen in Bern und in der übrigen Schwyzer Eidgenossenschaft „gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts“ widerlegt.

Man muß die schriftstellerischen Leistungen, die absichtlich in frühere Jahre, Jahrzehnte und sogar Jahrhunderte verschoben wurden, dort hinsetzen wo sie hingehören.

Also läßt man die Geschichtsschreibung im 18. Jahrhundert beginnen, und das Bild wird stimmig. Ein reiches literarisches und künstlerisches Leben blühte auf.

Auch ohne Geschichtsanalyse hätte jedem Geschichtsforscher mit einem Fingerhut voll kritischer Fähigkeiten die absurden Elemente in der älteren bernischen Historiographie auffallen müssen.

Da ist zum ersten die fadenscheinige Behauptung, Stettler habe Anshelms Werk gerettet. Wie kann ein Nachlaß – der zudem völlig unbeachtet und unbenutzt liegen blieb - nach nur etwa siebzig Jahren bereits „halb zertrümmert“ sein?

Aus welchen Gründen erlauben sich die Historiker, Anshelms Theodizee für hochstehender zu halten als diejenige Stettlers?

Wenn sowohl Tschachtlan „vor 1470“ ein Zeitregister geschrieben hat, und Stettler „um 1620“, ist denn in diesem Zeitintervall von 150 Jahren die Zeit vorwärts oder rückwärts gelaufen?

Aber der Gipfel ist doch die Behauptung, Michael Stettler habe in seinen Anfängen alle vorherigen Berner Chronisten „abgeschrieben“. Niemand, der bei Sinnen ist, kopiert ganze handschriftliche Quartbände aus alter Zeit.

Aus der Überlieferungsgeschichte und Textkritik wissen wir bereits, daß die Sache mit den „Abschriften“ eine faule Masche ist.

Michael Stettler soll auch ein politischer Mensch gewesen sein. Von wo hatte er die Zeit und die Muße, um eine große Schriftüberlieferung abzuschreiben?

Und je mehr man überlegt, desto mehr wird einsichtig: Ein einziger Mann konnte nicht eine so große geschichtliche Überlieferung verfassen. Schließlich mußte ein solcher Schreiber nicht nur die Werke seiner Alter egos aufsetzen, sondern auch die verschiedenen Varianten-Handschriften schaffen.

Michael Stettler hatte auch einen Sohn namens Hieronymus. – Alte Historiographen des 18. Jahrhunderts wie der Freiburger Baron d’Alt sprechen immer von den beiden Stettler.

Hieronymus Stettler hat ebenfalls Justinger-Abschriften hergestellt und an der Schöpfung der Berner Geschichte mitgewirkt.

Beispielsweise nennt nur Hieronymus einen bedeutenden Schneefall in Bern im Januar 1438. – Das ist klar als Vorbedeutung auf die sechs Römerzahlen (6 x 15 Jahre) später erfolgte Reformation in Bern im Januar 1528 zu verstehen.

Aber bei Richard Feller und in den anderen neueren Geschichtsdarstellungen fehlt diese Begebenheit fast selbstverständlich.

Justinger wie Anshelm wie Stettler verwenden für ihre Darstellungen Zeitregister, Urkunden und andere Quellen wie Ratsmanuale und Missivenbücher. – Auch diese Grundlagen mußten zuerst fabriziert werden.

Und bei Justinger finden sich „Lieder“ eingestreut, also Texte über bedeutende geschichtliche Ereignisse wie den Laupenkrieg und den Einfall der Gugler.

Aber solche Reime finden sich auch in dem gedruckten Werk von Stettler, also in den *Annales* und im *Chronicon* eingestreut. Beispielsweise wird die Gründung der Eidgenossenschaft mit folgendem Vers betitelt:

Als Demut weint und Hoffahrt lacht, da ward der Schweizer Bund gemacht. (S. 29)

Die beiden Stettler waren ungemein produktiv. Aber nur einer oder zwei konnten nicht die ganze Geschichte schreiben.

Hinter der großen bernischen Geschichtserfindung ist eine ganze Schreibstube, ein runder Tisch von Geschichtsliteraten mit Hilfskräften und Zuträgern anzunehmen.

Detailforschung könnte am Beispiel der älteren Berner Historiographie die Struktur und Arbeitsweise der Grossen Aktion erhellen.

Sicher hat Stettler beispielsweise einen Zusammenhang mit dem französischen Gelehrten Jacques Bongars mit den angeblichen Lebensdaten „1543 bis 1612“. – Die berühmte Bongarsiana-Bibliothek nämlich sei „1632“ durch die Vermittlung eines von Erlach in Bern angekommen. – Aber vor 1770 hat diese Büchersammlung sicher nicht bestanden.

Stettler scheint ganze Bibliotheken und Nachlässe zusammengestellt zu haben.

Der Justinger-Anshelm-Stettler-Komplex

Die Verbindung zwischen Stettler, Anshelm, Justinger – und auch Diebold Schilling und Tschachtlan - ist derart eng, daß man von einem schriftstellerischen Komplex sprechen muß.

Die Analyse der Verbindungen bringt noch mehr zu Tage.

Stettler ist ein realer Berner Name. Aber die Namen der übrigen erwähnten Chronisten, also Justinger, Schilling, Anshelm, Schwinkart, Frickart sind erfunden.

Wir wissen, daß alle „antiken", „mittelalterlichen" und auch frühneuzeitlichen Schriftsteller Pseudonyme sind, hinter denen sich Leute und Namen verbergen, die wir nur schwer fassen können.

Die Namen der alten Berner Chronisten lassen sich größtenteils aufschlüsseln.

In Justinger steckt IUS, das Recht. Dieser Chronist erwähnt als Erster das älteste Stadtrecht von Bern, die Handfeste von „1218". - Die Urkunde wurde ausgestellt von dem Staufer-Kaiser Friedrich II., der eine Salomo-Duplizität ist, wie der byzantinische Kaiser IUS-tinian (Pfister: *Matrix*).

Es gibt noch eine zweite Anspielung auf den genannten Staufer-Kaiser.

In der Geschichte des erwähnten Hohenstaufen-Herrschers kommt ein ANSHELM von JUSTINGEN vor. Dieser soll „Reichshofmarschall" seiner Majestät gewesen sein. Damit wird auch gleich der Name von Justingers Nachfolger Valerius ANSHELM einsichtig.

Anshelm von Justingen wird auch auf der Zeugenliste der Berner Handfeste von „1218" genannt.

Doch auch KONRAD hat einen Bezug zu Friedrich II.: Ein KONRAD VII. war deutscher König zur Zeit des Hohenstaufen-Kaisers von Sizilien.

ANS(H)ELM und JUSTINGER gehören auch durch den Vornamen VALERIUS zusammen.

Valerius war der Anführer der Römer in dem großen Tarquinierkrieg in Roms Königszeit. – Diese Geschichte, die der Historiograph Titus Livius erzählt, ist eine der vier hauptsächlichen Varianten des trojanischen Krieges, wie Fomenko und ich erkannt haben (Pfister: *Matrix*).

Eine Parallelität zu Valerius war Belisar, der Anführer der Byzantiner im Kampf gegen die Goten in Italien.

Nun gewährt der Chronist „Justinger“ dem Laupenkrieg am meisten Platz. – Jener Krieg aber stellt eine bernische Variante des trojanischen Krieges dar, wie bald erklärt wird.

Conrad (oder Anshelm) Justinger ist also zugleich der Schöpfer des Valerius Anshelm. Die beiden Sinn-Namen sind ineinander verschränkt.

Der Laupenkrieg sollte zeigen, wie die rechtgläubigen Berner über ihre Feinde obsiegen. Das ist ein Aspekt der Theodizee, die sowohl bei Justinger wie bei Anshelm wie bei Stettler vorkommt.

Den Namen SCHWINKHART müssen wir für einen späteren Zeitpunkt aufsparen.

Aber Thüring FRICKART, der Geschichtsschreiber des Twingherren-Streites, ist durchsichtig: PRCRT/M > PRCLTM = PARACLETUM, *paracletus*. Die Geschichte, die jener Chronist erzählt, ist eine religiöse Geschichte, die uns ebenfalls noch beschäftigen wird.

Die behauptete Biographie Frickarts liefert wieder interessante Hinweise für diesen Zusammenhang.

Frickart oder Fricker soll „1529“ im Alter von hundert (!) Jahren gestorben und Großvater (!) des berühmten Dichters und Künstlers Niklaus Manuel Deutsch gewesen sein. – Der Stadtschreiber *hielt auf der Kanzlei strenge Ordnung, schuf recht eigentlich das Berner Staatsarchiv* (Feller/Bonjour, I, 12).

Hier gleich eine Frage: Wenn Frickart „um 1470“ „recht eigentlich“ das Archiv geschaffen hat, wer schuf es denn „uneigentlich“? Man braucht nicht lange zu überlegen: Niemand anderer als Michael Stettler! *Was er bietet, findet sich heute in den Archiven* (Feller, II, 538).

Und wie steht es mit Frickarts Schrift über den Twingherren-Streit? Von diesem Werk sind zwei Abschriften erhalten. Aber beide lassen den Schluß weg und brechen mitten im Satz ab. – Beide Kopisten sind also von der Kaffee-Pause nicht zurückgekehrt!

Noch erstaunlicher ist, daß Frickarts Schrift nach ihrer Entstehung sofort verloren ging.

Erst 150 Jahre kam Frickers Werk durch wundersame Fügung wieder zum Vorschein. Und wer war der begnadete Entdecker? - Man

muß nicht lange raten: Michael Stettler natürlich! Er und sein Kreis waren also gerissene Fälscher der Grossen Aktion. Sie gaben sich alle Mühe, ihren Werken eine historische Dimension zu verleihen. Doch auch hier kann man leicht Ungereimtheiten und inhaltliche Verbindungen feststellen.

Stettler und seine Schreibstube laborierten sicher an dem Problem, daß sie die bernische Chronistik relativ spät beginnen ließen. „1420“ – das waren mehr als 200 Jahre nach der Stadtgründung.

Man behalf sich damit, daß man dem Schreiber des Justinger eine stattliche Zahl Urkunden unterlegte. Und zusätzlich erfand man noch eine ältere chronikalische Tradition.

Angeblich „1325“ habe man das *Jahrzeitenbuch von Sankt Vinzenz* anzulegen begonnen. Hier wurden die für großzügige Stifter und vornehme Verstorbene auszuführenden religiösen Handlungen aufgeführt. Die Eintragungen in diesem erhaltenen Buch reichen bis „1405“. – Das Buch ist ganz offensichtlich eine Schöpfung aus Stettlers Schreibstube.

Aber vielleicht machte man sich dennoch Hoffnung, mit diesem Jahrzeitenbuch spätere Historiker düpieren zu können. Dazu half ein anderer Fälschertrick: das Einfügen und Einbinden fremder Texte in ein Dokument, um ein höheres Alter vorzutäuschen und falsche Spuren zu legen.

Im Jahrzeitenbuch von Sankt Vinzenz findet sich nämlich auch die sogenannte *Cronica de Berno*. Diese ist nichts anderes als ein Sammelsurium von Nachrichten aus Justinger, auf Lateinisch übersetzt.

Die Mitteilungen dieser Chronik sind dürftig und füllen in der Druckausgabe magere acht Seiten. Der Trick, mit dem Jahrzeitenbuch samt *Cronica* den Justinger nochmals hundert Jahre älter machen zu wollen, überzeugt nicht. - Aber die meisten Historiker glauben einfach alles, was geschrieben steht.

Nicht nur Justingers Chronik, auch das Jahrzeitenbuch versuchte man mit Urkunden glaubhafter zu machen. Dazu erfand man einen Zeugen namens Ulricus Phunt (Pfund) der „von 1271 bis 1331“, gewirkt und das obige Anniversar veranlaßt haben soll.

Die Vorläufer von Justinger wecken Mißtrauen. Auch die angebliche zeitliche Distanz von fünfzig Jahren zwischen der Abfassung der

Berner Chronik und den Chroniken von Tschachtlan und Schilling ist unglaubwürdig.

Wie konnte während der angeblichen Burgunderkriege eine hohe Zeit der Geschichtsschreibung entstehen, wenn vorher lange Jahrzehnte nichts mehr ging? – Vermutlich werden konventionelle Historiker einwenden, das sei deswegen, weil erst mit den großen Ereignissen ein neuer Anlaß für die Abfassung historischer Berichte gekommen war.

Doch dieses halbe stumme Jahrhundert zwischen Justinger und seinen Nachfolgern stimmt nicht.

Justinger alias Stettler kann die zeitliche Obergrenze dieser Chronik, also „1420“, nicht über sein ganzes Werk durchhalten. An einer Stelle vergißt sich der Schreiber – absichtlich als unabsichtlich.

In beiden gedruckten Fassungen der Chronik, dem sogenannten *Königshofen-Justinger* und der *Anonymen Stadtchronik*, wird die Héricourt-Geschichte erwähnt – Justinger schreibt ELIGURT (Justinger, 46, 340).

Bekanntlich begannen die Burgunderkriege für die Eidgenossen mit dem Zug nach Héricourt: Verstärkt durch österreichische Kontingente griffen die Eidgenossen unmittelbar nach ihrer Kriegserklärung an Burgund die befestigte Stadt in der Freigrafschaft an. In offener Feldschlacht siegten sie und erzwangen die Kapitulation von Héricourt. Doch die Mehrzahl der Schwyzer Eidgenossen war verärgert über das Verhalten der Mächte Frankreich und Österreich und brach den Feldzug ab.

Zwar versieht der Schreiber des Justinger in einer Version die Héricourt-Geschichte mit der Jahrzahl, „MCCLX“ (Justinger, 340), aber der Bezug zu den Burgunderkriegen ist unleugbar.

Die Historiker haben sich über diesen offenkundigen anachronistischen Lapsus nicht aufgeregt. Anders ist nicht zu erklären, daß im Gegenteil damit sogar versucht wurde, die geschichtlichen Anfänge der Schwyzer Eidgenossen zeitlich nach rückwärts zu erweitern.

Alle Wege der älteren Berner Chronistik führen zu Michael Stettler und Sohn. – Aber diese haben nicht „um 1630“ gewirkt, sondern gut hundert Jahre später.

Die erste Geschichte Berns, alle Berner Chroniken, sind in der Renaissance oder am Anfang der Barockzeit und nicht in einem sagen-

haften „Spätmittelalter“ verfaßt worden. – Da fragt man ein weiteres Mal, weshalb niemand die doch offenkundigen Fingerzeige bemerkt und artikuliert hat.

Es gibt eine rühmliche Ausnahme.

1855 erschien aus der Feder von Rudolf Fetscherin eine Abhandlung mit dem Titel: *Das sogenannte Zeitregister von Tschachtlan gehört dem XVII, nicht aber dem XV. Jahrhundert an*. - Die Arbeit verdient es, ausführlicher besprochen zu werden.

Gleich zu Beginn beklagt der Autor *die unglückliche Gewohnheit, ohne eigene Forschung selbst da wo sie möglich ist, berühmten Vorgängern fast blindlings nachzufolgen* (Fetscherin, 3).

Aus dieser kritischen Grundhaltung heraus werden überraschende Einsichten zur älteren Berner Chronistik ausgebreitet, die vollkommen von dem abweichen, was in den anderen Büchern steht.

Es wird zum Beispiel gesagt, daß die Chronik von Tschachtlan wohl nur bis „1466“ reiche, daß sie aber am Ende noch ausdrücklich auf die Burgunderkriege hinweise – Dabei war der Autor doch schon „1470“ verstorben!

Und nach Fetscherin führt Justinger seine Chronik tatsächlich bis „1471“, fällt also die rätselhafte Lücke von fünfzig Jahren in der Berner Geschichtsschreibung weg.

Dann hat Tschachtlan ein Zeitregister verfaßt. Dieses ahmt aber deutlich Valerius Anshelm nach. Und der angebliche Tschachtlan berichtigt dort den historischen Tschachtlan!

Aber am meisten entlarvt ein beigefügtes Datum dieses angebliche Zeitregister von „1470“: *Verfertigt Zinstags den 16. November 1624*. Damit ist klar, daß dieses Register von Michael Stettler verfaßt worden ist! – Und im Übrigen steht Stettlers Name auch am Anfang jedes Bandes. – Und der Verfasser ist ein eifriger Reformierter!

Fetscherins Arbeit ist genial, so daß man bedauert, daß er seinen kritischen Ansatz nicht ausgeweitet hat. Mit diesen Elementen wäre es dem Forscher ein Leichtes gewesen, alle Chronisten des angeblichen 15. und 16. Jahrhunderts zu Michael Stettler zu versetzen. – Der eine Aufsatz aber konnte ohne Mühe abgelehnt werden. Und die Riege der Geschichtsgläubigen behielt die Oberhand.

Sowohl Justinger als auch Anshelm haben den gleichen Urheber in der gleichen Zeit. Doch sie bleiben deswegen alte Chroniken. – Älte-

re Aufzeichnungen haben wir nicht. Für die Analyse der Geschichten der alten Eidgenossen ist es deshalb nötig, kurz einige weitere Dinge zu den beiden großen Berner Chronisten anzumerken.

Ein Grossteil der Aufzeichnungen von Justinger besteht wie gesagt aus kurzen, auf den ersten Blick nicht sonderlich interessanten Mitteilungen.

Aber zwischendurch gibt es Dinge, die erkennen lassen, was der Schreiber von Justinger betonen wollte.

Da ist zum ersten die Gründung Berns. Es soll gezeigt werden, daß die Entstehung der Stadt ein Willensakt des Zähringer Herzogs Berchtold gewesen war. Und im gleichen Zug soll bewiesen werden, daß Bern vom römischen Kaiser legitimiert worden ist, eigene Politik zu betreiben. Dazu erfand Justinger die goldene und die christliche – mit Kirschen besudelte – Handfeste von „1208“ oder „1218“.

Die Handfeste ist Justinger derart gelegen, daß er noch eine erste – nicht erhaltene - Urkunde erfindet, ausgestellt angeblich von Heinrich VI. im April 1191. – Da stört es den Chronisten nicht weiter, daß er die offizielle Stadtgründung erst im Monat Mai des genannten Jahres ansetzt: Der römische Kaiser hätte also einer noch nicht bestehenden Stadt alle Freiheiten zugestanden!

Dann ist die Justinger-Chronik vor allem ein Beleg für den Laupenkrieg; es ist die einzige Quelle für diese Geschichtssage. Deshalb wurde davon mit einem *Conflictus laupensis* sogar eine lateinische Version hergestellt – welche einige Forscher für eine besondere Schrift gehalten haben.

Ebenfalls nimmt das Konzil von Konstanz im Druck volle zehn Seiten ein. - Aber auch Aegidius Tschudi und andere Chronisten widmen dieser Kirchenversammlung gebührende Aufmerksamkeit. Der Grund dafür ist einsichtig: Konstanz stellt die deutsche Version von Nikäa dar, das sinnstiftende Ereignis für die Entstehung der rechtgläubigen Kirche.

Der Schreiber des Justinger spielt den Gemäßigten, den nüchternen Chronisten. Aber bei einer Sache vergißt er seine Zurückhaltung.

„1287“ nämlich soll in Bern ein schrecklicher Mord geschehen sein. Juden marterten einen Christenknaben namens Ruf zu Tode.

Die Untat hatte schreckliche Folgen. Die Schuldigen wurden hingerichtet und die ganze jüdische Kolonie aus Bern vertrieben.

Die Juden beschwerten sich bei Kaiser Rudolf I. von Habsburg. Dieser wollte darauf Bern erobern, schaffte es aber trotz zwei Belagerungen nicht.

Für Justinger ist der arme *Rufilein* der Vorwand, um seinem Judenhaß freien Lauf zu lassen:

Die juden sint doch, die die unserem herren got und herren jesu Christ und marien siner lieben muter fluchent, bosheit, laster und schand von in redent; den git man brief und ingesigel, daz si geschirmet söllen werden zu dem unrechten! (Justinger, 30).

Das Verhältnis zwischen Bern und den Juden faßt der Chronist in die lapidare Aussage: *Also ist die stat bern je dahar mit juden beschissen gewesen* (Justinger, 29).

Valerius Anshelm – Justingers Alter ego – weiß noch viel mehr: Im Reformationsjahr „1528“ habe man unter dem Altar einer nicht genannten Berner Kirche den Körper des armen *Rufli* wieder gefunden und neu bestattet (Anshelm, V, 245).

Anshelm äußert den gleichen Judenhaß wie Justinger. Das beweist einen gleichen Schreiber hinter zwei Namen.

So habe es nach Anshelm „1506“ in Lissabon einen Aufruhr wider die Marranen, also die getauften Juden gegeben, und 1930 von ihnen seien erschlagen worden. Das kommentiert der Chronist so: *Wer zu der er Gots ifer hab, volge uns nach und schlahe die toufgschänder und ketzer ze tod* (Anshelm, II, 423)!

Stettler, der wahre Schreiber von Justinger und Anshelm, schreibt zu diesem Thema etwas mehr diplomatisch. Einerseits wirft er den Juden vor, daß sie den Heiland und Messias nicht angenommen hätten.

Anderseits spricht er anerkennend von jener Religionsgemeinschaft:

Unleugbar und zweifelsfrei ist das jüdische Geschlecht vor allen Nationen unter der Sonne von Gott dem Allmächtigen mit dem allerherrlichsten Segen überschüttet worden, so wie es menschlich von oben zu wünschen ist (Stettler: *Annales*, I, 20).

Judenfeindschaft kann erst in der Barockzeit entstanden sein, dann als sich die vier Hauptreligionen – Katholizismus, Protestantismus, Judentum und Islam - dogmatisch und institutionell von dem ursprünglichen Christentum getrennt hatten.

Die alten Chronisten verwenden viel auf die historische Numerologie. Nur ist das noch niemandem aufgefallen.

Die Jahrzahlen und die kleinen Mitteilungen – die angeblichen Trivia – müssen am meisten beachtet werden. Hier zeigt sich, daß man die Texte nicht aufmerksam genug lesen kann.

Beispielsweise ordnet Justinger viele Ereignisse gleich einer arithmetischen Reihe an, wobei er vor allem die Jesus-Zahl 11 verwendet:

1233 vermeldet Justinger den Bau des Heiliggeist-Spitals, 1277 die Verbrennung von Ketzern im Schwarzenburger Land, 1288 den Zweikampf zwischen einem Mann und einer Frau in der Matte.

Im 14. Jahrhundert nennt Justinger das bereits erwähnte Schiffsunglück auf der Aare bei Detligen 1311, gefolgt von dem berühmten Brudermord unter den Kyburger-Söhnen im Schloß Thun 1322 und der Eroberung von Wiflisburg (Avenches) durch die Berner im Jahre 1333.

Valerius Anshelms Chronik behandelt noch stärker als Justinger zum größeren Teil ausländische und Schwyzer Geschichte. Das Werk erhält seine sechs Bände Druckumfang vor allem durch die häufige und oft seitenlange Wiedergabe von Dokumenten, hauptsächlich Missiven, Ratsmanualen und Verzeichnissen.

Doch Anshelm bietet so wenig wie Justinger eine kohärente Berner Geschichte.

Die Chronologie ist bei Anshelm in den Vordergrund geschoben, indem er konsequent die annalistische Form der Darstellung wählt. Jedem Jahr ist dabei ein Zeitregister vorangestellt, welches die wichtigsten Herrscher Europas – inbegriffen des Osmanischen Reiches – aufführt. Allein schon diese detaillierten Herrscherlisten sind vor Dionysius Petavius undenkbar und verweisen das Werk in das 18. Jahrhundert.

Charakteristisch für Anshelm ist das kontinuierliche Anschwellen des Umfangs „ab 1481 bis 1536“ – dem Jahr, in welchem die Darstellung abbricht. Der fünfte Band der Druckausgabe behandelt die Jahre „1522 bis 1530“. Der letzte Band also deckt nur mehr sechs Jahre ab.

Historiker haben Anshelms Werk zu stark gerühmt und dabei stolz auf den berühmten Geschichtsschreiber Leopold von Ranke verwie-

sen, welcher diese Chronik ebenfalls lobte. Dabei ist das große Werk doch sehr mittelmäßig und über weite Strecken ausgesprochen langweilig. Beispielsweise spricht Anshelm vom Anfang bis zum Schluß von dem Pensionen-Wesen und über Söldner-Werbungen fremder Potentaten in der Schweiz.

Anshelms geographischer Horizont ist erstaunlich weit - unmöglich für ein 16. Jahrhundert: Er kennt die Königreiche Portugal ebenso wie Neapel, Polen und das Osmanische Reich mit seiner Herrscherliste.

Weil Anshelm angeblich in Krakau studiert hat, ist ihm der benachbarte Wallfahrtsort Tschenstochau ein Begriff. – Sogar die Russen und den Priester Johannes in Indien kennt der Chronist (Anshelm, II, 276, f.)

Die Reformation ist in Bern offenbar schon im ausgehenden 15. Jahrhundert eingeführt. Anders ist nicht zu erklären, daß schon im ersten Band der Druckausgabe von einem Kleidermandat die Rede ist: Schamlos kurze Kleider sollen bei Strafe verboten sein und das Bußgeld dem Bau von Sankt Vinzenz, dem Berner Münster zu Gute kommen (Anshelm, I, 185 f.).

Ausdrücklich erwähnt werden sollen gewisse Schreibweisen von Anshelm: Besançon nennt er *Bisanz*, das Üechtland *Oechtland*, Neapel *Napols*; die Griechen heißen *Kriechen*, *Verona ist DietrichBern*, Belgrad *Kriechisch-Wyssenburg*.

Ausführlich wird neben der Reformationsgeschichte besonders der unselige Jetzer-Handel der Jahre „vor 1510“ wiedergegeben, welcher in der Druckausgabe 119 Seiten einnimmt (Anshelm, III, 48 – 167). Bei diesem Inquisitionsverfahren soll Anshelm Zeuge gewesen sein.

Man findet in den alten Chroniken viele Belege, wie sich Chronisten als Augenzeugen aufspielen, um ihren Erfindungen Glaubwürdigkeit zu verleihen.

Wie bei Justinger, so muß man bei Anshelm wichtige Dinge oft aus den Trivia heraussuchen:

Anshelm ist es, welcher erwähnt, daß Hildebrand – Gregor VII. sich „1076“ im Kloster Rüeggisberg aufgehalten habe (Anshelm, I, 17).

Und mit dem genauen Datum des „10. August 1520“ wird berichtet, daß vom Gurnigel her ein verheerender Hagelschlag über Bern nie-

dergegangen sei, der große Schäden an den Dächern angerichtet habe (Anshelm, IV, 385).

Das Ereignis steht in einem Zusammenhang mit 1076:

Zwischen 1076 und 1520 liegen 444 Jahre, das sind zwei Drittel der religiös grundlegenden Zahl 666 (vergleiche Tabelle 4). – Und klar ist der genannte Hagelschlag als Wink von Hildebrand an Bern zu verstehen, die Reformation einzuführen.

Anshelm gibt genau die Geisteshaltung seines Schöpfers Michael Stettler wieder.

Wenn Feller/Bonjour demgegenüber behaupten, Stettler sei *Anshelm ins Nüchterne, Kleinbürgerliche übertragen* (Feller(Bonjour, I, 358), so sind die Autoren hier die Belege für die angeblichen Unterschiede schuldig.

Und Justinger wäre demzufolge derselbe Kleinbürger wie die beiden anderen genannten Chronisten.

Die Berner Chronistik, der Stettler-Komplex, ist eine zeitlich und inhaltlich einheitliche Schöpfung. – Das gilt in gewissem Sinne auch für die eidgenössischen Chroniken, von denen hier einige ausführlicher dargestellt werden sollen.

Die Helvetische Chronologie (*Chronologia Helvetica*) von Johann Heinrich Schweizer (*Suicerus*)

Mit der Jahrzahl 1735 versehen ist in Zürich ein historischer Sammelband erschienen, der den Titel trägt: *Thesaurus Historiae Helveticae*.

Das vom Universalgelehrten Johann Jakob Bodmer herausgegebene Werk vereinigt eine Anzahl früher Schriften zur Geschichte und Topographie der alten Eidgenossenschaft. Im *Thesaurus* finden sich unter anderem Josias Simler, das Zwiegespräch über den Adel und das Bauerntum der Schweizer von Felix Hämmerli, zwei Bücher des Freiburgers Franz Guillimann (vgl. hierzu: *Pfister: Beiträge zur Freiburger Historiographie*), eines des Waadtländers Felix Plantin, der Schwabenkrieg des Willibald Pirckheimer und die Chronik des Johannes von Winterthur.

Der historische Sammelband ist aber nicht 1735, sondern erst etwa in der Jahrhundertmitte glaubwürdig anzusetzen. – Die Lebensdaten von Bodmer – besonders sein Geburtsdatum – stimmen nicht.

In dem Sammelwerk gibt es eine Trouvaille, die bis heute niemand beachtet hat, die *Chronologia Helvetica* von einem Johann Heinrich Schweizer oder Suicerus – Name und Vorbedeutung!

Auf sechzig Seiten wird dort eine vollständige Chronologie der helvetischen Geschichte von den allerersten Anfängen bis zum Jahre 1607 geboten.

In dem letztgenannten Jahr soll das Werk übrigens erstmals erschienen sein, und zwar in der Kleinstadt Hanau bei Frankfurt. – Die Ausgabe von „1607“ enthält als Anhang umfangreiche Herrscherlisten, die in der Thesaurus-Ausgabe weggelassen wurden.

Wie bei allen anderen Druckwerken ist die angeblich ältere Ausgabe als Fälschertrick zu erkennen: Ein Buch soll in grauer Vorzeit, also um 1600 erschienen sein. Doch neu herausgegeben und kommentiert wird es erst im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts.

Die Helvetische Chronologie *(Chronologia Helvetica)* datiert zuerst nach dem Weltalter *(annus mundi*), mit der Gründung Roms und mit *Ante Christum natum*. – Ab Christi Geburt werden nur noch die AD-Datierungen genannt.

Zusammen mit Stumpf ist die Helvetische Chronologie die älteste Zeittafel der Schwyzer Chronistik. Sie verrät dies dadurch, daß sie teilweise von nicht korrekten Bezugsmarken an rechnet: Die Gründung Roms wird gleich wie die Geburt Jesu auf ein Jahr Null gelegt, was zu Verschiebungen von Datierungen um ein bis zwei Jahre führt.

Also wird der Helvetier-Aufstand im Jahre 71 AD angesetzt und die Gründung Berns auf 1190.

Nach Noah, der Sintflut und der Gründung Triers nennt das Zeitbuch als drittes allgemeines und erstes helvetisches Ereignis Zürich:

1990 AC habe ein Turicus das Kastell Turicum, also Zürich gegründet. Dies soll i238 vor der Gründung Roms gewesen sein.

Noch bis zur Französischen Revolution tauchen in Dokumenten Jahrzahlen auf, die drei arabische Ziffern mit einem vorangestellten J, j oder i enthalten.

Was bedeutet eine solche Zahl: Jesus oder Hildebrand?

Die *Helvetische Chronologie* verzeichnet vollständige Herrscherlisten der römischen Kaiser, der fränkischen, alemannischen und burgun-

dischen Könige und Herzöge. Aber bis ins Hochmittelalter wissen die Tafeln nur wenig zu erzählen.

Und bei den antiken Geschehnissen ist nicht alles einsichtig. Beispielsweise fragt man nach der Bedeutung, wonach Julius Caesar 48 AC Agaunum, also St. Maurice im Wallis wieder aufgebaut habe.

Viele Daten und Ereignisse der Helvetischen Chronologie sind schon Generationen nachher aus den Geschichtsdarstellungen verschwunden.

Zum Beispiel fiel 450 AD - in nachheriger Auffassung 451 AD - der Hunnenkönig Attila in Helvetien ein und zerstörte alle Städte und Burgen, auch die gut befestigten (11).

Auch soll es zwischen den westlichen und östlichen Helvetiern in diesen dunklen Zeitaltern Konflikte gegeben haben. 615 AD zum Beispiel seien die östlichen Helvetier in Kleinburgund eingefallen und hätten dort mit Mord und Plünderung gewütet (15).

Die Ostschweiz blieb nicht von Verheerungen verschont. 637 oder 638 sei diese mit Krieg überzogen worden. Allerdings wird nicht gesagt von wem.

Und 828 AD waren die Helvetier offenbar so stark, daß sie gegen die Sarazenen in Italien zu Hilfe gerufen wurden. Sie erledigten den Auftrag offenbar gut. Jedenfalls bekamen sie dafür vom Kaiser die Freiheit zugestanden.

Der Befreiungskampf der Eidgenossen soll nach dem genannten Zeitbuch 1260 begonnen.

1303 habe sich König Albrecht I. geweigert, den Waldstätten ihre Vorrechte zu bestätigen.

1307 hätten die Waldstätte ihren Bund gegründet.

Aber ausdrücklich wird vermerkt, daß die Eidgenossen erst 1315 den ersten Bund mit einer Urkunde und einem Schwur besiegelt hätten.

Berns Befreiungsschlacht im Jammertal oder am Donnerbühl soll 1291 stattgefunden haben – wohingegen Tschudi und Justinger das Ereignis mit der Jahrzahl 1298 verbinden.

Viele Einzelheiten aus der Ostschweiz beweisen, daß der Schreiber von dort – wahrscheinlich aus Zürich - stammt.

Die antihabsburgische Tendenz des Zeitbuchs ergibt sich aus gewissen schrecklichen Geschehnissen, die wiedergegeben werden.

Also hätten die Österreicher vor der Schlacht von Sempach das Städtchen Rychensee erobert und zweihundert Helvetier niedergemetzelt. Die restlichen Einwohner beiderlei Geschlechts und jeglichen Alters aber seien in dem darauf angezündeten Ort verbrannt (38).

Die Helvetische Chronologie ist eine Schatzkammer für allerlei, scheinbar geringfügige, belanglose und absurde Ereignisse, die in späteren Geschichtsdarstellungen getilgt wurden.

Beispielsweise soll im Jahre 615 AD der Thunersee so heiß geworden sein, daß alle Fische darin starben (15).

Diese Naturkatastrophe war eine Vorbedeutung für den bereits genannten Raub- und Mordzug gegen Klein-Burgund, also die Westschweiz. – Der Thunersee bildete die Grenze zwischen West- und Osthelvetien.

1090 sollen fliegende Würmer (!) in riesiger Zahl in Helvetien herumgeflogen sein (23).

1278 habe eine vornehme Frau in Sempach einen Löwen (!) geboren (30).

1280 sei ein Bäcker in Zürich wegen gewissen Untaten bestraft worden. Der Gekränkte habe daraufhin aus Rache die ganze rechtsufrige Stadt angezündet (30).

Ebenfalls brach 1313 im Hause eines Juden in Konstanz ein Brand aus. Da für den Betroffenen Sabbat war, wollte er den Brand nicht löschen. Also brannte fast die ganze Stadt ab (32).

Und 1363 soll der Zürichsee (*lacus Tigurinus*) zugefroren sein. Das habe die Enten und anderen Wasservögel gezwungen, in den Gassen der Stadt Zürich herumzufliegen und bei den öffentlichen Brunnen um Futter zu betteln (35).

Noch für den Beginn des 17. Jahrhunderts werden außergewöhnliche Himmelserscheinungen erzählt:

1603 soll man am siebten Tag nach den Iden des Septembers, zur zehnten Vesperstunde, einen feurigen und funkelnden Feuerschweif am Nordhimmel gesehen haben, der einem fliegenden Drachen glich (59).

Wir wissen aus der analytischen Betrachtung der Geschichtserzählungen, wie vermeintlich unbedeutende Fakten der Chroniken höchst bedeutungsvoll sein können.

Johannes Stumpf und seine große und kleine Schwyzer Chronik

Die ältere Schweizer Chronistik ist zentriert auf die Gestalt von Aegidius Tschudi und sein *Chronicon*. Dieser Geschichtsschreiber wird deshalb ein eigenes Kapitel bekommen.

Ebenso bedeutend wie Tschudi ist Johannes Stumpf mit seiner Schweizer Chronik – in der großen und der kleinen Ausgabe.

Stumpf hat einen engen Zusammenhang mit *der* Helvetischen Chronologie von Johann Schweizer oder Suicerus. Was Stumpf auf Deutsch sagt, vermeldet Schweizer auf Lateinisch.

Schon jetzt deutet sich eine Verwirrung an, welche die alten Chronisten auch beabsichtigten. Aber wir lassen uns dadurch nicht irreführen.

Johannes Stumpf mit den angeblichen Lebensdaten „1500 – 1574“ hat eine fast typische fingierte Biographie, wie wir sie von den andern Chronisten kennen.

Wie viele kommt Stumpf nicht aus der Schweiz, sondern aus Süddeutschland. In Bruchsal soll er geboren sein.

Aus unbekannten Gründen zog er nach Helvetien – und zwar genau in den Jahren der Reformation.

Stumpf wurde Priester und schloß sich in Zürich Zwingli an. Also wurde er Pfarrer in Stammheim und später ins Zürcher Bürgerrecht aufgenommen.

Stumpfs Todesdatum „1576“ liegt verdächtig nahe bei Tschudi. Aber diese Chronisten kannten sich und beeinflußten sich gegenseitig.

Wie viele alte Historiographen hatte auch Stumpf einen Sohn, der dessen Hauptwerk später in überarbeitetet Form neu herausgegeben haben soll.

Stumpfs Hauptwerk ist die voluminöse *Gemeiner löblicher Eidgenossenschaft Chronik*, angeblich zuerst um „1547“, dann wiederum „1586“ und „1606“ in Zürich erschienen.

Stumpfs historisch-topographisches Hauptwerk ist vor allem wegen seiner Holzschnitte und Karten bekannt und wurde deshalb häufig von Antiquaren ausgeschlachtet.

Abbildung 8: Zwei kolorierte Abbildungen aus der kleinen Chronik von Johannes Stumpf

oben: Karl der Kühne – unten: Herzog Leopold von Habsburg

Aus dem Exemplar der Kantons- und Universitätsbibliothek Freiburg im Üechtland.

Gestalten der erfundenen Geschichte im Bild

Die Personen der erfundenen Geschichte – gleich ob aus dem Altertum, dem Mittelalter oder der frühen Neuzeit – existieren nicht nur in geschriebenen Darstellungen, sondern häufig auch im Bild.

Hier werden zwei kolorierte Holzschnitte aus der kleinen Chronik von Johannes Stumpf von „1554“ wiedergegeben (vgl. hierzu auch: Pfister: *Die Entstehung der Jahrzahl 1291*).

Die Bilder in den beiden Chronikwerken von Stumpf – aber auch bei anderen ähnlichen Büchern wie der Weltchronik von Hartmann Schedel – sind häufig stereotyp. Es kommt vor, daß ein gleiches Porträt, eine gleiche Stadtabbildung oder Schlachtdarstellung mehrmals verwendet werden.

Trotzdem sind die Abbildungen interessant und verdienen es, genau betrachtet zu werden. Die Typisierung will häufig gewisse Merkmale hervorheben.

Das Seitenporträt oben soll Karl den Kühnen darstellen.

Die scharf geschnittenen Gesichtszüge mit den grausam-sinnlichen Lippen, dazu der feuerroten Backenfarbe, verraten einen cäsarischen Charakter – was auch durch das blätterartige antikisierende Stirnband unterstrichen wird.

Karl der Verwegene, der Kühne oder der Schreckliche (*Charles le Téméraire, le Hardi ou le Terrible*) wird auf diesem Holzschnitt-Porträt seinen Beinamen gerecht. Die Eidgenossen haßten oder fürchteten ihn als Parakleten aus dem Westen. – In dem gleichen Zeitbuch von Stumpf ist Karl der Kühne auch in einem monumentalen Grabmal liegend abgebildet.

Ein Rätsel gibt das Porträt von Herzog Leopold von Habsburg unten auf. Es handelt sich um den Gegner der Eidgenossen in der Schlacht bei Sempach. – Aber bekanntlich hieß der Gegenspieler der Waldstätte in der Schlacht am Morgarten ebenfalls Leopold.

Herzog Leopold wird hier mit feinen, durchgeistigten Gesichtszügen abgebildet. Man möchte eher einen Gelehrten, auf jeden Fall eine kultivierte Person, und nicht einen Kriegsherrn darin erkennen.

Es stellt sich die Frage, weshalb der Herzog von Österreich als feingeistiger Mann gezeichnet wird. Liegt hier eine geheime Ehrerbietung der Eidgenossen gegenüber dem unterlegenen Adeligen vor? – Bekanntlich soll der Herzog in der Schlacht gefallen sein.

Immerhin ist die „Löwenmähne“ von Leopold festzuhalten: Damit wird jener imaginäre Herzog seinem Namen gerecht.

Aber der Text von Stumpf ist ebenso interessant. Wer ihn studiert hat, kennt die helvetische Geschichtserfindung aus erster Hand. – Aber niemand hat sich in den letzten zweihundertfünfzig Jahren die Mühe genommen, das monumentale Werk über die alte Eidgenossenschaft zu studieren. – Sekundärliteratur existiert fast keine.

Stumpf ist nämlich älter als Aegidius Tschudi – und älter als Justinger. – Doch der zeitliche Abstand bemißt sich mit Jahren und nicht mit Jahrzehnten.

Man kann Stumpf in die 1740er Jahre setzen.

Die große Schweizer Chronik von Stumpf stellt eine Fundgrube zur Kenntnis der älteren helvetischen Topographie, zu den Verfassungen, den Ortsnamen und der Geschichte dar. Doch noch heute fehlt ein wissenschaftlichen Ansprüchen genügender Überblick.

Die Fülle von interessanten Einzelheiten im Stumpfs großer Chronik läßt sich kaum sichten. Hier können nur ein paar Muster geboten werden.

Beispielsweise stehen bei Stumpf Römer und Deutsche darstellerisch auf einer zeitlichen Ebene. Die römischen Kaiser wohnen in deutschen Städten. Caracalla zum Beispiel hält in Tübingen Hof und erbaut sich dort eine Pfalz. Auch nimmt er deutschstämmige Männer in seine Leibgarde auf.

Das ehemalige Kastell Irgenhausen am Pfäffikersee nennt Stumpf *Bürglen.* Aber es werde von den Einheimischen *Mättlen* genannt. Das sei ein verfallenes Städtchen, in einem Wäldchen auf einer zierlichen, luftigen Höhe unweit des Sees gelegen.

Von Büren an der Aare wird bei Stumpf gesagt, daß der Ort früher *Pyrenesca* geheißen habe. – In der Helvetischen Chronologie heißt das Städtchen *Pyrenestica* und wird gleich zweimal – 1386 und 1388 - von den Bernern erobert und eingeäschert.

Man darf annehmen, daß der antike Name nach dem Höhenheiligtum *Praeneste* östlich von Rom geformt wurde. – Sicher ist *Pyrenesca* identisch mit *Petinesca*, dem rätselhaften Ortsnamen, den die Peutingerschen Tafeln, jene angeblich römische Straßenkarte nennen und heute den römischen Ausgrabungen von Studen bei Biel zugeschrieben wird.

Stumpf nennt für viele ältere Ereignisse andere Jahrzahlen, als die heute gängigen.

Beispielsweise sei Freiburg 1481 in den Bund der Eidgenossen aufgenommen worden; aber Solothurn erst 1488. – Die späteren Chronisten behaupteten, beide Stände seien 1481 in die Eidgenossenschaft eingetreten.

Von Stumpf gibt es ein zweites, kleineres Werk, die *Schwyzer Chronica*, angeblich 1554 in Zürich erschienen (vgl. hierzu: Pfister: *Die Entstehung der Jahrzahl 1291*).

Die handliche kleine Chronik von Stumpf ist ein eigentliches Zeitregister. Es stellt die gesamte helvetische Geschichte in chronologischer Ordnung bis ins 16. Jahrhundert dar. Das Werk ist ebenfalls mit Holzschnitten illustriert (Abbildung 8).

Wir wissen, daß alle großen Chronisten – besonders Justinger alias Tschachtlan alias Valerius Anshelm alias Michael Stettler und Franz Guillimann alias Wilhelm Techtermann solche Zeitregister angelegt haben. – In den Anfängen der Geschichtsschreibung war die chronologische Strukturierung der neu geschaffenen Geschichtsinhalte zentral.

Die kleine Chronik von Stumpf hat eine auffallende Ähnlichkeit mit der eben behandelten Helvetischen Chronologie von Schweizer (Suicerus). – Stumpf gibt auf Deutsch wieder, was der andere in Latein ausdrückt – bis auf ein paar Unterschiede.

Der Platz reicht nicht aus, um auch nur ansatzweise die vielen wertvollen Nachrichten wiederzugeben, die in der kleinen Chronik von Stumpf enthalten sind. Doch eines wird bald klar: Wer das Buch studiert hat, begreift die ursprüngliche Konstruktion der helvetischen und eidgenössischen Geschichte.

Die kleine Chronik von Stumpf beginnt mit einer kurzen Beschreibung der Erde und von Helvetien. Ein Abriß der biblischen Geschichte führt bald zu den römischen Kaisern. – Dort wird das Zeitregister interessant.

Im Gegensatz zur Helvetischen Chronologie, die erst im 13. nachchristlichen Jahrhundert für fast jedes Jahr etwas zu berichten weiß, bringt Stumpf schon in vorrömischer, römischer und frühmittelalterlicher Zeit viele Jahrzahlen mit entsprechenden Ereignissen.

Bis Christi Geburt sind alle Ereignisse nach den Weltalter-Datierungen geordnet.

Also kam im Weltalter-Jahr 2373 der biblische Fürst Tuisco (!) mit zwanzig Adeligen von Armenien (!) nach Deutschland und begründete die deutsche Nation.

Und im Weltalter 3962 wurde Brennus, Brenner oder Berno (!) ein gewaltiger König der Deutschen. Dieser zerstörte dann im Jahr 4812 die mächtige Stadt Aventicum.

Die Römer sind im Grunde genommen Deutsche. Also wird gesagt, daß diese nach dem Selbstmord von Lucretia den König Tarquinius den Hochmütigen aus Rom vertrieben hätten. Seither werde die Stadt von Burgermeistern (!) regiert.

Und antike Namen haben manchmal deutsche Umformungen, die neue Aspekte zur Person liefern. Der Helvetierfürst Orgetorix etwa heißt *Horderich*, und der Westgotenkönig Alarich *Allrych*.

Beim letztgenannten Barbarenkönig erzählt Stumpf ein anderes Ende, als heute in den Geschichtsbüchern steht:

Allrych sei nach dem Abzug aus Rom enthauptet worden. Auch seine Nachfolger namens Sygrych und Adolf hätten die Goten erschlagen. Erst der vierte König Walo hätte von den Römern Land in Südfrankreich und Spanien bekommen.

Mit der Geburt Christi wechselt der Chronist zur AD-Jahrzählung.

Als eines der ersten Ereignisse wird vermerkt, daß im Jahre 50 AD die Stadt Krakau (!) in Polen gegründet wurde.

Vespasian hat bei Stumpf noch die ursprüngliche Herrschaftsdauer von zwölf Jahren und stirbt am 24. Juni 81 AD. – Titus wurde erst nachher als eigener Kaiser eingefügt, was bedingte, daß man seinen Vater Vespasian zwei Jahre früher – am 24 Juni 79 AD - sterben ließ.

Und unter Aurelian sollen die Deutschen (!) nach Italien gezogen und den Kaiser geschlagen haben. Wegen ihrer Sorglosigkeit hätten die Römer dann in drei Schlachten die Oberhand gewonnen und die Eindringlinge vertrieben (32 v).

300 AD soll Cäsar Constantius Chlorus die Alamannen auf dem Birrfeld bei Windisch im Aargau geschlagen haben (33 v).

Das erste christliche Konzil in Nikäa soll 338 (statt wie heute 225 AD) abgehalten worden sein.

Der deutsche Kaiser Otto III. wäre nach Stumpf 1001 an einem Gifttrunk gestorben (99 r).

Die Befreiungsgeschichte der Waldstätte beansprucht in der kleinen Chronik von Stumpf vier Seiten (146 v ff.).

Beachtenswert ist dabei, daß die Bundesgründung der Eidgenossen hier noch ein anderes Datum hat, nämlich 1314/15. - Auslöser soll die Doppelwahl in Deutschland zwischen Ludwig dem Bayer und Friedrich dem Schönen gewesen sein.

Wie die *Chronologia Helvetica* scheint der Verfasser von Stumpf Ostschweizer gewesen zu sein. Zürich, der Thurgau, St. Gallen und andere Orte östlich der Reuss werden bevorzugt genannt.

Bei der Wiedergabe von Westschweizer Orten erlaubt sich der Schreiber manchmal schlimme Fehler. *Guggisberg* zum Beispiel wird als *Digisberg* (!) aufgefaßt (218 v).

Dagegen nennt Stumpf die Niederlage der Eidgenossen von Marignano die *Marianer Schlacht* (259 v). – Der Charakter als Niederlage in Maria tritt deutlich hervor.

Wie in allen Chroniken werden Himmelsereignisse, Überschwemmungen, Erdbeben, Feuersbrünste und andere Katastrophen in die Darstellung eingefügt.

Der Beginn von Luthers reformatorischer Tätigkeit 1517 beispielsweise wird begleitet durch einen großen Hagelschlag am Rheinstrom (260 v).

Außergewöhnlich ist in diesem Zusammenhang die Mitteilung über einen *Meeresüberlauff* im Jahre 1530 (275 v):

In Rom soll das Meer den Tiber landeinwärts getrieben und so die Stadt schwer verwüstet haben. – Man möchte meinen, daß eine solche Katastrophe in jüngerer vorgeschichtlicher Zeit stattgefunden hat. Die ältesten Zeichner Roms wie Maarten van Heemskerck und Lorrain stellen nämlich eine Stadt dar, die sich eben von einer schlimmen Überflutung zu erholen beginnt.

Die kleine Chronik von Stumpf ist das älteste und wertvollste Buch über die Geschichte der alten Eidgenossen. Im analytischen Teil werden wir sehen, wie viele Ereignisse und Daten anders lauten als in späteren Darstellungen – von den heutigen und früheren Historikern ganz zu schweigen.

Schon gesagt wurde, daß zwischen Stumpf und Ägidius Tschudi Zusammenhänge bestehen. Auch ist der zeitliche Abstand zwischen den beiden Historiographen gering.

Die Chronik von Franz Haffner

Neben der kleinen Chronik von Stumpf und der Helvetischen Chronologie von Schweizer muß als drittes wichtiges und altes Werk über die Schwyzer Geschichte Franz Haffner genannt werden.

Von Haffner kann man nur sagen, daß er aus Solothurn stammt, denn seine Chronik nennt diese Stadt schon im Titel: *Klein Solothurner Allgemeiner Schauplatz* und so weiter. – Doch der Chronist soll auch Staatsmann, Universalgelehrter und Barockdichter gewesen sein: Wohl dem, der das glaubt!

Haffners Solothurner Chronik in zwei Teilen trägt die Jahrzahl 1666. Man muß das Datum mindestens um achtzig Jahre nach vorne verschieben. Gleichwohl gehört jenes Zeitbuch zu den ältesten Geschichtswerken, die wir haben. Und wie bei Stumpf und Schweizer werden hier etliche Dinge anders erzählt oder haben andere Daten als bei späteren Büchern und Autoren. – Auch hier finden sich hoch interessante Einzelheiten, welche nachher beiseite gelassen oder unterdrückt wurden.

Um so mehr ist es nützlich und nötig, wenigstens ein paar wichtige Dinge aus Haffners Chronik wiederzugeben. Diese zeigen, wie abenteuerlich die alten Zeitbücher sind, voll von Absurditäten und wunderlichen Begebenheiten.

Haffner chronologisiert die ganze Geschichte vor Christus mit Anno Mundi (AM). – Bei der Ermordung Caesars befindet man sich im Weltalter-Jahr 4010.

Als erste wichtige Begebenheit vermerkt Haffner, daß Sodom und Gomorra wegen ihrer Sünden – mitsamt drei weiteren Städten - im Jahre 2151 AM durch Feuer vertilgt wurden (54 f.).

Die Sintflut war später, im Jahre 2541 AM (61). Dabei seien ganz Griechenland, Italien und die Insel Atlanta durch den Sünden-Fluß Deukalion zu Grunde gegangen.

Rom sei schon bei seiner Gründung christlich gewesen, behauptet Haffner. Doch stehe dem Leser sein Urteil frei (77).

Der gallische König Brennus, der Tochtermann des Königs von Byzanz (Besançon), erobert 3463 AM Aventicum. – Doch drei Jahre

später helfen die Helvetier dem gleichen Herrscher, Rom in Brand zu stecken (80).

Neben den Pyramiden – von Haffner Spitztürme oder Flammensäulen genannt – wird in vorchristlicher Zeit auch der berühmte Wasserturm in Luzern erwähnt: Dieser soll im Weltalter-Jahr 3919 errichtet worden sein (93) – das wäre also etwa 135 Jahre vor Christus!

Die Niederlage der Helvetier im Dreikaiser-Jahr – heute auf 69 AD gesetzt – war nach Haffner im Jahre 57 AD und endete mit der Zerstörung von Windisch (117).

Doch vierzehn Jahre später scheinen sich die Ureinwohner der Schweiz wieder erholt zu haben. Nach Haffner eroberte Titus im Jahre 71 AD Jerusalem mit Hilfe von helvetischen Truppen.

Bei der Einnahme der heiligen Stadt sollen 11 mal 100'00 Juden durch das Schwert oder durch Hunger getötet worden sein. Die restlichen 100'000 Glaubensfeinde seien zu einem Silberling je dreißig als Sklaven verkauft worden – genau wie der Verräter Juda den Heiland Jesus Christus für diesen Betrag verraten habe (120)!

Gewisse Ereignisse werden auf den Tag genau berichtet. So soll Kaiser Antoninus Pius „am 7. März 163 AD" erkrankt und drei Tage später gestorben sein, weil er zuviel Alpkäse (!) gegessen habe (131).

Wie die übrigen ältesten Chroniken vermeldet auch Haffner, daß um 450 AD Attila mit seinen Hunnen Helvetien verwüstete und alle Städte, Orte und Plätze zerstörte (180 f.).

Eine Heimsuchung war offenbar nicht genug: Zwei Jahre später, also 452 AD, hätten die Alemannen die Stadt Zürich in Grund und Boden zerstört (183). – Hat sich Zürich von den Hunnen so schnell erholt? – Und woher der Hass der benachbarten Alemannen auf die Stadt?

Die Helvetier halfen gerne fremden Herrschern und Völkern. Also zerstörten sie, zusammen mit den Ostgoten, im Jahre 540 Mailand und töteten alle Einwohner (184).

Und 554 AD – im Endkampf des Ostgotenreichs in Italien – sollen 70'000 (!) Helvetier gegen Apulien (!) gezogen sein, ohne jedoch etwas auszurichten (202).

570 AD soll Windisch im Aargau zerstört worden sein (203). – Haffner vergißt aber, die Ursache zu erwähnen.

609 AD habe der blutrünstige Mahomet an seinem unflätigen Schandbuch, dem Alcoran (Koran) zu schreiben begonnen und zwölf Jahre später daraus öffentlich vorgelesen (206).

615 AD hätten die Juden wiederum eine Schandtat begangen: Sie kauften von den Persern, die eben Jerusalem eingenommen hatten, 80'000 christliche Gefangene und brachten sie aus teuflischer Bosheit um (207).

828 oder 829 hätten die Helvetier der Innerschweiz die Sarazenen aus Italien verjagt und so Rom gerettet (252 f.).

Der Vesuv-Ausbruch unter Titus steht bei Haffner unter dem Jahr 82 AD (121). – Doch viel ausführlicher beschreibt der Chronist die Eruption des Vesuvs von 1631 (551). – War letztere die Eruption, welche Pompeji zerstörte?

An drei Stellen und Daten – 1273, 1278 und 1291 – wird berichtet, daß König Rudolf von Habsburg die Schwyzer mit Privilegien und Freiheiten bedacht hat. – Weshalb sind denn die Habsburger später zu Feinden der Eidgenossen geworden?

Ebenfalls berichtet Haffner an drei Stellen und zu verschiedenen Daten von einem Bund zwischen Bern und Solothurn. – Da fragt man sich, weshalb später Solothurn Mühe gehabt habe, in die Eidgenossenschaft aufgenommen zu werden.

Haffner setzt den Sieg der Berner bei Donnerbühl ins Jahr 1291. – Doch 1298 habe ein ähnliches Treffen gegen die Feinde im Westen ebenfalls zu einem bernischen Erfolg geführt (317 f.).

Der Ursprung der Eidgenossenschaft wird in die Jahre 1307 und 1308 gesetzt und ausdrücklich mit dem Namen Wilhelm Tell verbunden (322). – Doch 1314 habe die Doppelwahl in Deutschland im Schweizerland zu Jammer, Krieg und Blutvergießen geführt (333).

Den Gugler-Krieg beschreibt Haffner ausführlich mit dem Hinweis, daß er Schuld daran sei, daß so viele Schlösser und Plätze zerstört worden seien (357 f.). – Kriege, Erdbeben und Brände haben in der alten Geschichte die Funktion zu erklären, weshalb sich so wenige alte Bauten – und keine alten schriftlichen Dokumente – erhalten hätten.

Neben Kriegen wird von Haffner bisweilen auch die Kulturgeschichte berücksichtigt:

476 AD – also am Ende des Weströmischen Reiches – soll das Hebräische erstmals mit Punkten und Strichen statt mit Vokalbuchstaben geschrieben worden sein (184). – Schon sieben Jahre vorher habe man den Talmud vollendet.

1466 sei in Augsburg die lateinische Bibel erstmals im Druck erschienen. Und von der deutschen Bibel anno 1499 von Johann Schöpsberger habe der Autor ein Exemplar in seiner Bibliothek stehen (385).

1494 eroberte der französische König Karl mit Hilfe von 8000 eidgenössischen Söldnern Neapel, das er aber gleich wieder verlor (405).

In Portugal erschlägt das Volk 1502 genau 2530 Juden, die trotz Taufe bei ihren Zeremonien geblieben seien (416).

Der Beginn des Baus von St. Peter in Rom unter Papst Julius II. im Jahre 1508 gilt für Haffner als Wunder der Welt (417).

1531 erschüttert ein grausames Erdbeben Lissabon. Dabei werden 15'000 Häuser und Kirchen zerstört. Und es folgte eine schreckliche Pestilenz (434).

Bei dieser Mitteilung erinnert man sich, daß die Aufklärer im 18. Jahrhundert ein folgenschweres Erdbeben in Lissabon „1755“ behaupteten. – Die Philosophen konstruierten also ein Ereignis nach den Daten von älteren Chroniken.

1526 habe nach Haffner in St. Gallen ein Wiedertäufer seinem Bruder das Haupt abgeschlagen, weil er meinte, damit das Opfer Abrahams an seinem Sohn Isaak zu vollziehen (428).

Die Reformation wird in Haffners Chronik kaum beschrieben. Dafür erklärt er die Erhebungen in verschiedenen Schweizer Städten wie Bern, Solothurn und Luzern 1513 als Bauernkrieg (II, 261 f.). – Vielleicht stellte dies die Blaupause für den nachmals fingierten Aufstand der Bauern von „1653“ dar.

Moderne Historiker wollen Franz Haffner als religiös tolerant hinstellen. Das mag für Katholiken und Protestanten gelten. Aber gleichzeitig zeigt sich jener Chronist mit einer Feindschaft gegen Juden, Wiedertäufer und Mohammedaner, die nicht zu überbieten ist.

Und nirgends wie bei Haffner finden sich so viele Absurditäten und Anachronismen. Der vorchristliche Wasserturm in Luzern und des römischen Kaisers Antoninus Pius verhängnisvolles Verlangen nach Bergkäse sind nur einzelne Beispiele.

Doch ohne Chroniken wie die von Haffner hätten wir keine alte Geschichte. Historiker, welche diese stützen, sind gezwungen, die abstrusen Geschichten der barocken Historienschreiber nachzuerzählen.

Aegidius Tschudi und die eidgenössische Chronistik

Aegidius oder Gilg Tschudi gilt als der bedeutendste frühe eidgenössische Chronist. Und eine Betrachtung dieses Geschichtsschreibers ist heute auch unter dem Gesichtspunkt der Neuedition seines Hauptwerkes, des *Chronicon Helveticum* interessant.

2001 wurde das Editions-Unternehmen des *Chronicon*s abgeschlossen, welches eine Forscher-Equipe unter Bernhard Stettler beinahe vierzig Jahre beschäftigte. Das Ergebnis liegt in 13 Hauptbänden, 2 Ergänzungsbänden, 4 Registerbänden und 3 Bänden Hilfsmittel vor.

Die Neuausgabe, welche die alte aus dem 18. Jahrhundert ersetzen soll, ist als Ansporn für die schweizergeschichtliche Forschung der älteren Zeit gedacht. – Davon ist allerdings bis jetzt nicht viel zu spüren. - Offenbar fehlten bislang neue Denkanstösse.

Auch bei Aegidius Tschudi muß man sich wie bei den eben besprochenen Berner Chronisten fragen, wann, wo und von wem die monumentale Chronik verfaßt wurde.

Die Biographie von Aegidius Tschudi, dessen Lebensdaten mit „1505 bis 1572“ angegeben werden, ist ebenso abenteuerlich wie unwahrscheinlich. Sie enthält die größten Absurditäten.

Als gebürtiger Glarner machte Tschudi angeblich Karriere in der Politik. Er war der Reihe nach Landvogt, Tagsatzungsabgeordneter, Rechtsberater, Schiedsrichter und zuletzt Statthalter und Landammann in Glarus.

Verdächtig mutet zuerst an, daß Tschudi schon „1529“, also mit 24 Jahren, Landvogt in Sargans wurde.

Und „1536“ fand Gilg Tschudi zwischen seinen Ämtern Gelegenheit, sich als Condottiere zu verdingen:

Von der eben von Bern eroberten Waadt zog Tschudi nach Lyon, dann in den Südwesten bis Narbonne und hernach bis Marseille. – Was dieser Zug für einen Sinn macht, wird nicht gesagt; außer daß der Condottiere-Gelehrte auf der Reise offenbar jede Menge Zeit hatte, um römische Inschriften zu entdecken und zu kopieren.

Bereits erwähnt wurde, daß er es gewesen sein soll, welcher an der Kirchenmauer des Städtchens Avenches die berühmte Aventicum-Inschrift entdeckte. – Vorher hatte sich offenbar kein Humanist dafür interessiert.

Auch soll Tschudi als erster die berühmte Inschrift des Kaisers Claudius von Lyon kopiert haben. Angeblich „1528“ wurde diese Bronzetafel in einem Weinberg gefunden und sofort von der Stadtregierung aufgekauft.

Die Metall-Inschrift enthält den ganzen Wortlaut der kaiserlichen Rede über das *Ius honorum* der Gallier, wie sie sich auch in den Annalen von Tacitus findet. – Bisher hat kein Epigraphiker diese dreiste Inschriftenfälschung beanstandet.

Der Politiker Aegidius Tschudi *brachte der nationalen Vergangenheit ein ungeheures Verlangen und Annäherungsvermögen entgegen* (Feller/Bonjour, I, 265).

Aber woher nahm Tschudi die Zeit, um dieser unbändigen historischen Sammeltätigkeit nachzugehen? Denn der Historiograph machte am Schluß seiner Laufbahn als Landammann in Glarus sogar eidgenössische Politik, indem er seine Talschaft mit Krieg zum alten Glauben zurückführen wollte. – Nur der Vermittlung Frankreichs war es zu verdanken, daß ein offener Konflikt vermieden wurde.

Dieser angebliche „Tschudi-Krieg“ wirkt aber gar aufgesetzt und unglaubwürdig.

Tschudi muß ein früh- und universell begabter Mensch gewesen sein. So soll er in jungen Jahren bereits alle wichtigen Alpenpässe überquert und bis in die Gletscherregionen der Berge vorgedrungen sein. – Tschudi war offenbar Mitglied des Schweizer Alpen-Clubs.

Als Frucht dieser Erkundungen vollendete Tschudi bereits mit 23 (!) Jahren ein topographisch-antiquarisches Werk über Graubünden, die *Uralt wahrhafftig Alpisch Rhetia*.

Bis zur Drucklegung des Buches mußte Tschudi allerdings noch dreizehn Jahre warten. Angeblich 1538 soll die *Rhetia* dann in Basel auf deutsch und – vom Kosmographen Sebastian Münster übersetzt – auf Lateinisch herausgekommen sein.

Allein die völlig überzogene Geschichte um dieses Frühwerk von Tschudi sollte jedem kritischen Betrachter klar machen, daß mit dieser Gestalt historisch nichts stimmt.

Ab „1538“ hätte Tschudi noch 34 Lebensjahre gehabt, um an seinem monumentalen Werk über die Frühzeit der Eidgenossenschaft zu arbeiten.

Das *Chronicon Helveticum* – den Titel gaben ihm erst die Nachlaßverwalter von Tschudi – besteht aus zwei Teilen. Die „Urschrift“ soll „in den 1550er Jahren“ entstanden sein und behandelt die Jahre von „1200 bis 1470“.

Später soll Tschudi eine „Reinschrift“ verfertigt haben, welche bereits mit dem Jahr „1000“ beginnt, aber nur bis zum Jahr „1370“ reicht.

Das *Chronicon* behandelt also die Frühgeschichte der Eidgenossenschaft bis zu den Burgunderkriegen.

Das Hauptaugenmerk gilt für Tschudi der Bundesgründung. Aber auch der Marchenstreit der Schwyzer mit Einsiedeln, die Schlacht bei Sempach, der Investiturstreit, das Konzil von Konstanz, der Alte Zürichkrieg gelten als Höhepunkte seines Werkes.

Tschudi trug für seine Riesenarbeit des *Chronicons* eine eindrucksvolle Menge an historischem Material zusammen: Inschriften, Münzen, Urkunden, Genealogien, Ämterlisten und natürlich alle möglichen Chroniken.

Stumpf und Michael Stettler sammelten ebenfalls eine Menge historischer Dokumente.

Doch von woher hatten Tschudi, Stumpf und Stettler die vielen Quellen? – Angeblich sollen sie alle möglichen Archive und Bibliotheken durchsucht haben. - Aber gab es solche Institutionen schon damals?

Und warum hat sich vor Stumpf und Tschudi niemand die Mühe genommen, den angeblichen Quellenreichtum der Eidgenossenschaft zu erschließen?

Besonders zu den ungefähr 800 (!) Urkunden, die Tschudi in seinem Werk verwertet, muß man wohl ein paar unangenehme Fragen stellen. Der Geschichtsschreiber habe diese gesammelt, sagen seine Verteidiger. - Tschudi hat alle gefälscht, ist zutreffend.

Aloys Schulte etwa erklärte Tschudi 1893 zu einem Fälscher, der seine Urkunden wie Banknoten hergestellt und verbreitet habe (Feller/Bonjour, I, 274).

Bernhard Stettler geht mit seinem Schützling viel pfleglicher um:

Bei Tschudi sind Defizite festzustellen, sowohl bei der Begründungs- als auch bei der Konsensobjektivität (Stettler: *Tschudi-Vademecum*, 62).

Das will heißen, daß der Historiograph „Konjekturen“ angebracht habe, also kombinierende Mutmaßungen. – So kann man Fälschungen und Erfindungen von Quellen natürlich auch nennen.

Daß Tschudi und sein Kreis die Urkunden, die sie erwähnen, selber geschaffen haben, steht außer Frage. Von den „römischen“ Inschriften wissen wir das bereits. – Aber eben diese Fülle von Quellen ist es, welche dem Werk seinen Nimbus gab.

Es gibt eine eigentliche Tschudi-Methode: Ein Ereignis wird dadurch glaubwürdiger, indem man möglichst viele, auch unbedeutende Quellen einbezieht.

Aus diesem Grunde finden sich im *Chronicon* zum Beispiel Gefallenenlisten der Schlachten von Sempach und Sankt Jakob an der Birs und eine zwölfseitige (!) Teilnehmerliste des Konzils von Konstanz, *gewissermaßen als historische Anwesenheitskontrolle* (Stettler: *Tschudi-Vademecum*, 21).

Auch war es zweifellos Tschudi und seine Umgebung, die das sogenannte *Habsburger Urbar* angelegt haben, ein Verzeichnis der Güter, welche dieses Geschlecht in der Schweiz besessen habe. Der Teil über die Innerschweiz fehlt allerdings.

Dieses Urbar soll bei der Eroberung des Aargaus „1415“ von den Eidgenossen erbeutet worden sein und wurde im 20. Jahrhundert sogar für Wert befunden, im *Quellenwerk zur Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft* aufgenommen zu werden.

Bekanntlich habe das Kloster Sankt Gallen „um 900“ einen staunenswerten Güterbesitz in der heutigen Nordostschweiz und in Süddeutschland gehabt. Das Güterverzeichnis ist uns erhalten – natürlich in einer „Abschrift“ aus dem Nachlaß von Aegidius Tschudi!

Die Fülle von Schriften, Abschriften, Quellen, die unter dem Namen Tschudi läuft, zwingt zu einer ähnlichen Annahme wie in Bern mit Michael Stettler und Sohn: Es muß einen eigentlichen Tschudi-Komplex gegeben haben, eine Tschudi-Schreibstube.

Tschudi selbst nennt seinen Landsmann Hans Loriti alias Glareanus einen Verwandten (Stettler: *Tschudi-Vademecum*, 15).

Es bestehen auch enge Verbindungen und Übereinstimmungen zu Josias Simler und Heinrich Bullinger.

Verschiedene Klöster der zentralen und östlichen Landesteile der Schweiz, etwa Muri im Aargau, Engelberg und Sankt Gallen, haben sicher das ihrige zum Tschudi-Monument beigetragen.

Die Chronik von Tschudi besticht auch durch die eindrucksvolle Liste von chronikalischen Quellen, die verwertet werden (Stettler: *Tschudi-Vademecum*, 79 ff.).

Im *Chronicon* finden sich – um nur einige wenige zu nennen – Aeneas Silvio Piccolomini, Albrecht von Bonstetten, Heinrich Brennwald, die Chronik der Stadt Zürich, Ekkehard von St. Gallen, Hans Fründ, Otto von Freising, Johannes von Winterthur und das Weiße Buch von Sarnen. – Michael Stettler wird - wahrscheinlich absichtlich - nicht zitiert, dafür Justinger und Tschachtlan.

Und wie schon Stumpf, so reproduziert Tschudi eine große Anzahl „römischer" Inschriften. – Erst im 18. Jahrhundert wurde also die inschriftliche Überlieferung geschaffen, welche ein römisches Helvetien belegt.

Das Werk von Aegidius Tschudi ist angeblich 1734 und 1736 in zwei Foliobänden in Zürich gedruckt worden.

Herausgeber war natürlich nicht der legendäre Tschudi, sondern der Basler Historiograph Johann Rudolf Iselin – später um 1760 Gründer der Helvetischen Gesellschaft.

Die Druckdaten „1734/1736" müssen um Jahre nach vorn verschoben werden. – Verschiedene Quellen können damals noch nicht existiert haben. – Iselin ist zeitlich später anzusetzen.

Tschudis Werk hat sicher erst in den späten 1750er Jahren vorgelegen.

Und wie bei den meisten Geschichtsquellen, die als älter ausgegeben werden, würde allein die Überlieferungsgeschichte von Aegidius Tschudi ausreichen, um dessen falsche zeitliche Einordnung zu entlarven.

Tschudi wirkte im 16. Jahrhundert überhaupt nicht.

Und bereits „um 1630" war Tschudis Nachlaß in Glarus *nicht mehr vollständig beisammen* (Stettler: *Tschudi-Vademecum*, 70). Weitere Teile verschwanden danach.

„Um 1652“ soll sich Tschudis Werk auf dem Familiensitz Schloß Gräplang bei Flums befunden haben.

Danach hätten die Klöster Muri im Aargau, Engelberg und Sankt Gallen, aber auch Zürich, Abschriften genommen und so zur Rettung des Werkes beigetragen.

Tschudi ist eine von der Geschichtserfindung kreierte Kunstfigur. Doch unzweifelhaft steht er - zusammen mit Stumpf - am Anfang der eidgenössischen Geschichtsschreibung.

Übrigens sind schon dem Autorenteam Feller/Bonjour Zweifel aufgekommen, ob die Quellenlage für die Geschichte der alten Eidgenossen wirklich so üppig war, um Tschudis gewaltige Chronik zu tragen: *Es müßte noch festgestellt werden, wieviel man vor ihm über die ältere Zeit nicht wußte* (Feller/Bonjour, I 273).

Das kann man auch anders ausdrücken: Wenige Jahre, bevor die Schreiber von Gilg Tschudi ans Werk ging, gab es von der Vergangenheit der Schwyzer nichts Schriftliches.

Übrigens findet man im 18. Jahrhundert in Glarus einen Chronisten namens Johann Heinrich Tschudi mit den angeblichen Lebensdaten 1670 – 1729.

Der jüngere Tschudi war Pfarrer und veröffentlichte „1714“ eine *Glarner Chronik*. Diese stützte sich – wie könnte es anders sein – für die Zeit vor 1470 vor allem auf das *Chronicon* des großen Tschudi. – Und wohlgemerkt verwertete der wahre Tschudi den fiktiven Geschichtsschreiber Jahrzehnte, bevor er im Druck zugänglich war!

Statt der Kunstfigur Aegidius Tschudi zu huldigen, sollte man den wahren Ursprüngen jener Chronik im 18. Jahrhundert nachgehen.

Bei dieser Gelegenheit sollen kurz einige weitere Namen der älteren eidgenössischen Chronistik genannt werden.

Zürich hat keine eigene Geschichtsschreibung entwickelt. Dies offenbar deshalb, weil die Stadt vollauf mit der Erdichtung einer Reformation, mit der Schaffung der protestantischen Kirchenväter Zwingli und Bullinger beschäftigt war.

Man behalf sich dort mit einer *Chronik der Stadt Zürich*. An dem Werk sollen mehrere Hände gearbeitet haben, welche die Zeit bis „1478“ abdecken. Aber die Chronik ist nur in späteren Abschriften erhalten.

Die wirre Kompilation von Zürich mit Notizen aus der Bibel scheint hauptsächlich geschaffen worden zu sein, um die Stadtheiligen Felix, Regula und Exuperantius zu begründen.

Aber was über die Anfänge der Stadt berichtet wird, spricht für sich selbst.

Danach soll Zürich von einem Thuricus, König von Arles (!) und Sikyon (!) im Jahre 2062 AC (!) auf dem linken Limmat-Ufer gegründet worden sein. Dort soll Karl der Grosse dann auch 503 AD (!) das Fraumünsterkloster gestiftet haben. – Doch nach diesen Angaben geht es geradewegs über ins Spätmittelalter.

Das 15. Jahrhundert beginnt in der Zürcher Chronik mit der Erwähnung der historisch offenbar ungeheuer bedeutsamen Kirschen- und Erdbeer-Ernte „anfangs Mai 1420“. – Diese Passage aber ist aus Justinger entlehnt.

Zürich hatte jedoch die Ehre, die Heimatstadt des angeblich ältesten Schweizer Humanisten zu sein:

Felix Hemmerli oder Malleolus, „1388 – 1458“, schrieb zwar ein sehr schlechtes Latein, sprach aber wohl als erster weit und breit Griechisch. Als Privatmann (!) nahm er am Konzil von Konstanz teil. Und als erster Schweizer erwarb er die Doktorwürde, und zwar an der berühmten Universität Bologna. - Selbstverständlich ist dieses älteste Doktordiplom der Welt (!) von „1424“ erhalten.

Von Felix Hemmerli sind 34 Schriften erhalten, von denen 30 gedruckt wurden – wohlgemerkt zu einer Zeit, in welcher die schwarze Kunst noch nicht erfunden war.

Berühmt ist von Hemmerli vor allem sein *Dialog über den Adel und das bäurische Wesen der Schwyzer*, mit welchem er den Zorn der Innerschweizer herausforderte. Diese entführten ihn an einer Fasnacht (!) aus Zürich und hielten ihn nachher bis zu seinem Tode in Luzern in Klosterhaft. – Hemmerli aber schildert in dieser Schrift die Befreiungsgeschichte der Waldstätte nach Justinger. – Von wo hat er sich die Handschrift besorgt?

Auch Feller/Bonjour haben ihre Zweifel an der unmöglich frühen Konstruktion dieses Felix Hemmerli: *Seine Arbeit ist erstaunlich, in einer Wüste des Geistes* (Feller/Bonjour, I, 47). Denn dieser verfrühte Humanist kennt die Kirchenväter und das Corpus Iuris und sogar den Talmud – vor der Mitte des 18. Jahrhunderts unmöglich.

Schon ins 16. Jahrhundert wird Heinrich Brennwald mit den angeblichen Lebensdaten „1478 – 1551“ gesetzt. Dieser schrieb eine *Chronik von den Helvetiern bis 1509*, worin er an Julius Caesar und den Gallischen Krieg anknüpft.

Die Erwähnung der Helvetier aber ist erst spät möglich, weil dieser Name die hebräische Sprache voraussetzt. Kein Wunder also, daß Chronisten, die man viel später ansetzen muß, Brennwald benutzten: Bullinger, Stumpf und Valerius Anshelm.

Johannes von Winterthur soll ein Minoritenbruder der „ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts“ gewesen sein.

In seiner Chronik spielt sich Johannes Vitodurensis als Augenzeuge auf, wie er als Junge den geschlagenen Herzog Leopold nach der Schlacht bei Morgarten habe in seiner Vaterstadt ankommen sehen.

Obwohl jener Chronist aus österreichischer Sicht berichtet und in der Ostschweiz beheimatet war, weiß Johannes von Winterthur erstaunlich viel aus der frühen Geschichte der Stadt Bern im 13. Jahrhundert. – Ist diese Chronik etwa in Bern geschrieben worden?

Neben Johannes von Winterthur gibt es für die eidgenössischen Belange zwei weitere Chronisten, welche in absurd frühe Zeit gesetzt worden sind.

Jakob Twinger von Königshofen war Kapitelherr und Notar in Straßburg und soll „zu Beginn des 15. Jahrhunderts“ auf Deutsch seine Chronik geschrieben haben, die vom Anfang der Welt über das alte Rom bis 1415 reicht. Obwohl als Weltgeschichte angelegt, kennt dieser Twinger die Schwyzer Geschichte erstaunlich gut und gilt als Quelle für Justinger. – Ist auch dieses Werk in Bern geschrieben worden?

Johann von Victring, „1347 gestorben“, gilt als der bedeutendste Chronist des ausgehenden Mittelalters. Als Abt des Zisterzienserklosters Victring in Kärnten (!) soll er seinen Lebensabend in Zürich verbracht haben. *An Reichtum der Quellen ist er allen Zeitgenossen überlegen* (Feller/Bonjour, I, 103).

Das nimmt man ab, denn Johann von Victring kennt bereits die Karolinger, Otto von Freising, die antiken Philosophen und die Kirchenväter. Aber damit verweist sich dieses Werk eindeutig in die Zeit um vielleicht 1750 – auch dadurch, daß darin die Schlacht bei Morgarten erwähnt wird.

Hans Fründ soll „1469“ gestorben sein und schrieb „1447“ als Gerichts- und Stadtschreiber von Luzern eine Darstellung des Alten Zürichkrieges, die bis 1446 reicht. Angeblich hat Krankheit die Weiterführung der Chronik verhindert – obwohl Fründ nachher noch achtzehn Jahre lebte.

Weshalb schreibt ein Luzerner Bürger Zürcher Geschichte?

Es wurde schon erwähnt, daß die Berner Chronisten der Burgunderkriege, also Tschachtlan und Diebold Schilling, für den genannten Krieg FRÜND verwerten.

Bei der Analyse des Namens drängt sich der Verdacht auf, daß Bern hier der Stadt Zürich FREUND-eidgenössische Hilfestellung in Sachen Geschichtsschreibung geleistet hat. – Und gleichzeitig wurde so ein Chronist dazwischen geschaltet, der größere Objektivität fingierte.

Werner Steiner stammte aus Zug, schrieb aber in Zürich. Er soll von „1492 bis 1542“ gelebt haben. Steiner verfaßte eine schweizerische Bilderchronik, die rege benutzt wurde und worin er als erster einen eidgenössischen Bundesbrief vom Jahr 1291 erwähnt. – Daß Steiner vor dem 18. Jahrhundert nicht glaubwürdig ist, zeigen seine ausgiebigen Bibelzitate und seine Sammlung historischer Volkslieder der Schweiz – hier ein Zeitgenosse von Justinger.

Als hübsche Anekdote ist bei Werner Steiner zu erwähnen, daß er angeblich „1519“ eine Palästina-Reise gemacht und sich auf dem Weg dorthin in Venedig eine gedruckte Bibel (!) gekauft habe.

Ein Blick in die Westschweiz soll den kurzen Überblick abschließen.

François de Bonivard, „1493 – 1570“, erlangte durch Lord Byrons Gedicht über *The Prisoner of Chillon* Berühmtheit. Der Geistliche, Geschichtsschreiber und Philologe wurde nämlich als savoyischer Untertan von seinen Oberen in einer kirchlichen Angelegenheit in den Kerker des Schlosses Chillon am Genfersee geworfen und nach sechs Jahren durch die Berner anläßlich der Eroberung der Waadt „1536“ befreit.

Bonivard dankte seinen Befreiern, indem er mehrere Jahre Aufenthalt in Bern nahm. – Dann zog er nach Genf und erhielt dort vom Rat „1542“ den Auftrag, eine Stadtchronik zu schreiben.

Unwillkürlich muß man hier wieder an Justinger, Anshelm und Stettler denken, die ebenfalls einen amtlichen historiographischen Auftrag bekamen.

Und die Verquickung von Bonivard mit Bern ist mehr als deutlich. Man muß annehmen, daß auch hier die Aare-Stadt im 18. Jahrhundert den Genfern freundnachbarliche Hilfestellung in Sachen Chroniken geleistet hat.

Als Fazit ist festzuhalten: Die Schwyzer Chronistik ist innerhalb weniger Jahrzehnten, vielleicht ab den 1740er Jahren entstanden. Die zeitlichen Abstände zwischen den einzelnen Schreibern und Werken sind gering. – Die meisten Chronisten kannten sich untereinander.

Vor wenigen Jahren hat das ein Schweizer Historiker, implizit und sorgfältig abgewogen, mit folgenden Worten festgestellt:

*Obwohl die Abhängigkeiten und Übernahmen genauer zu untersuchen sind, gilt doch, daß das Geschichts- und „National-„Bewußtsein der alten Eidgenossenschaft weitgehend ein Kollektivwerk ist, von Männern unterschiedlicher – sozialer wie lokaler – Herkunft und, besonders wichtig, ungleicher Konfession (*Maissen, 86).

Zumindest von den bekanntesten Zürcher und Ostschweizer Chronisten, also Stumpf, Simler, Bullinger und Tschudi kann man analog zu Stettler in Bern eine gemeinsame Schreibstube – vielleicht sogar einen einzigen Schreiber annehmen.

Schon die Todesdaten der vier genannten Historiographen unterscheiden sich nur um Jahre: Tschudi starb „1572“, Stumpf „1574“, Bullinger „1575“ und Simler „1576“.

Zusammenfassend kann man über die alteidgenössische Chronistik sagen: Bern und Zürich gaben die Struktur vor und formten diese zu monumentalen Werken aus. Andere Orte folgten nach.

Und nochmals muß gesagt werden: Neuausgaben und kritische Edition von Chroniken machen solange keinen Sinn, wie man am traditionellen biblisch-religiösen Bild der alten Geschichte festhält. In den alten Geschichtswerken findet sich nur ein Widerschein von Wahrheit – und die Chronologie ist so wieso eine fingierte Konstruktion.

Die Berner und Schwyzer Bilderchroniken

Keine illustrierte Darstellung der älteren Schweizer Geschichte kommt ohne die Wiedergabe von Bildern aus den Schweizer Bilderchroniken aus - auch dieses Buch nicht. – Wie sollte man auf diese

hübschen, meist farbenfroh kolorierten und inhaltlich ansprechenden Illustrationen verzichten! – Und gleichzeitig hat man doch mit diesen Bilderchroniken eine vorzügliche Quelle für die Kulturgeschichte der Schweiz im „Spätmittelalter“ in allen ihren Facetten.

Bei der Berner Chronistik haben wir die Bilderchroniken bereits erwähnt und ahnen, daß es sich mit diesen Werken anders verhält als die Historiker behaupten.

Das stolze Bern ist die erste Stätte, wo auf Schweizerboden die Chronik-Illustration aufblühte, schreibt Josef Zemp sehr richtig (Zemp, 22).

Die Berner Bilder-Chronisten sind erstens Tschachtlan und zweitens Diebold Schilling mit mehreren Werken. Diese bilden den Anfang, den Höhepunkt und die Vollendung der bebilderten Geschichtswerke. Die übrigen eidgenössischen bebilderten Handschriften geschichtlichen Inhalts stehen in einer klaren Abhängigkeit von Bern und fallen auch künstlerisch ab. – Unbedingt muß deshalb von den Berner und den Schwyzer Bilderchroniken gleichzeitig gesprochen werden.

Neben den Bernern sind als eidgenössische Bilderchronisten zu erwähnen: der Luzerner Diebold Schilling, dann Gerold Edlibach, „1454 – 1530“ und Werner Schodeler, „1490 – 1541“.

Gerold Edlibach von Zürich schrieb eine *Eidgenössische Chronik*, welche die Jahre 1436 bis 1517 behandelt und von ihm eigenhändig bebildert wurde. – Dabei fällt die topographisch getreue Wiedergabe von Stadt- und Befestigungsarchitekturen auf.

Edlibach ist eine relativ eigenständige Darstellung der Zürcher und eidgenössischen Geschichte, kommt aber nicht darum, auch Fründ und den Berner Diebold Schilling zu verwerten. – Damit ist diese Bilderchronik als zeitgleich oder nachzeitig anzunehmen.

Werner Schodeler soll aus Bremgarten im Aargau stammen und dort als Stadtschreiber und Schultheiß amtiert haben. Von seiner dreibändigen *Chronik*, welche den Zeitraum von Anbeginn der Geschichte bis „1525“ umfaßt, ist der Band II mit kolorierten, Band III mit nicht kolorierten Federzeichnungen ausgestattet.

Aber vor allem interessieren hier die Vorlagen der Texte von Schodeler – und diese sprechen für sich selbst: Der erste Band folgt Justinger in Tschachtlans Form, der zweite Tschachtlan und Fründ, der dritte Diebold Schilling von Bern und Petermann Etterlin – zusam-

men mit eigenen Beiträgen. – Schodeler ist textlich also vollkommen von der Stettlerschen Schreibküche in Bern abhängig.

Der Luzerner Diebold Schilling, „etwa 1460 bis 1515“, heißt gleich wie der Berner Bilderchronist und soll dessen Neffe gewesen sein. – Aber die Namensgleichheit ergibt sich analytisch nicht durch Blutsverwandtschaft, sondern durch innere Abhängigkeit von Bern.

Der Luzerner Schilling wird wie etliche andere fingierte Geschichtsschreiber als bedenklicher Charakter geschildert und soll die verschiedensten Berufe ausgeübt haben. Der Chronist war Student in Basel, wurde Priester und kaiserlich-päpstlicher Notar und trieb außerdem Weinhandel (!). Öfters soll er in Streitereien verwickelt gewesen sein.

Vom Text her bietet der Luzerner Schilling, welcher die Geschichte seiner Stadt bis „1509“ schildert, vor allem Zeitgeschichte. Ausgerechnet die Ursprünge der Eidgenossenschaft und die Anfänge Luzerns bis nach Sempach läßt der Verfasser weg; mit der Begründung, diese seien genug behandelt worden. – Schilling schreibt vor allem aus Petermann Etterlin ab. – Die wahre Entstehungszeit ist unleugbar.

Wichtig ist der Luzerner Schilling wegen seinen 443 meist ganzseitigen Illustrationen, die gegenüber den Berner Illustrationen durch einen derben, kräftig kolorierten Stil auffallen.

Auffällig ist die topographische Treue bei den Bildern des Luzerner Schillings – darin ein vollkommener Gegensatz zu den Bernern.

Die Stadtansicht von Luzern mit den Musegg-Türmen zum Beispiel zeigt eine voll entwickelte Gotik.

Der derbe Realismus vieler Darstellungen erinnert einerseits an die Renaissance, anderseits an die flämische Bauernmalerei.

Vor allem aber sollen hier einige Dinge zu den Berner Bilderchroniken gesagt werden. – Wir haben unterdessen zweifelsfrei dargelegt, daß die Berner wie die Schwyzer Bilderchroniken nicht Gewächse eines angeblichen „Spätmittelalters“ sind, sondern im 18. Jahrhundert geschrieben und illustriert worden sind.

Da fragt sich, ob denn bisher niemand die völlig falschen Zeitstellungen dieser Bilderchroniken bemerkt hat.

Darauf gibt es keine Antwort. Man kann nur zum wiederholten Male betrübt feststellen, daß die Geister der meisten Forscher offenbar gleichgeschaltet sind und blind den gängigen Lehrmeinungen folgen.

Um die Bilderchroniken in die richtige Zeit zu setzen, sind inhaltliche Analysen nötig. Es sind die gleichen Kriterien anzuwenden, welche die angeblich „mittelalterlichen" illuminierten Handschriften in die Zeit der Renaissance und des Barock verweisen.

Wie die Handschriften, so sind auch die Bilder der Handschriften und Chroniken bei aller künstlerischen Kreativität auf alt gemacht; sie gaukeln ein hohes Alter nur vor.

Richtig figurieren bei Hans Christoph von Tavels Darstellung die Berner Bilderchroniken unter dem Titel *Anachronismus und Kreativität* (*Kunst und Kultur im Kanton Bern*, in: *Illustrierte Berner Enzyklopädie*, IV, 14).

Die Betrachtungen beschränken sich hier auf den sogenannten Spiezer Schilling. Erstens ist diese die künstlerisch gelungenste Berner und Schwyzer Bilderchronik. - Und auch die thematische Geschlossenheit des Werkes macht Schillings angeblich letzte Chronik zu einem geeigneten Objekt der Analyse.

Die Anachronismen sind im Spiezer Schilling augenfällig und leicht zu finden, besonders am Anfang.

Die Initiale I (*In gottes namen amen*) der Widmung an den Auftraggeber Rudolf von Erlach mag noch durchgehen.

Aber schon die folgende Wappentafel, welche die vier weiblichen Vorfahren des adeligen Schloßherren von Spiez wiedergibt, ist vom heraldischen Standpunkt her typischer Barock. - Die Spangenhelme auf den Wappen sind derart fein gezeichnet, so daß man allein auf Grund dieses Merkmals die spätest mögliche Entstehungszeit der Illustrationen annehmen muß.

Typisch ist gleich darauf als Auftakt zum Laupenkrieg der Tanz der stehenden Bären um das Berner Banner herum; wobei ein Tier Flöte spielt und ein anderes die Trommel rührt.

Tierallegorien sind ein typisches Gewächs der Barockzeit und vorher undenkbar. – Auch die kunstvoll drapierten Banderolen auf dem Bild sprechen für die gleiche Epoche.

Überhaupt ist der in allen Berner Bilderchroniken überdeutlich herausgehobene Wappen- und Fahnenzauber entlarvend.

Wann hat sich diese Heraldik, dieser Kult der Banner entwickelt? – In vielen Geschichten ist zum Beispiel für die Chronisten nicht so sehr Sieg oder Niederlage wichtig, sondern das Erbeuten von fremden Fahnen – oder der Verlust von eigenen.

Ein interessantes Bild ist auch die Illustration, wie König Sigismund „1413“ mit einer Flotte Venedig bedroht.

Die Seestadt ist sehr morgenländisch gezeichnet und erinnert in der Ferne an Konstantinopel. – Und die königlichen Schiffe sind richtige Karavellen des 18. Jahrhunderts, mit Kanonen bestückt, deren Rohre aus dem Rumpf ragen.

Schießpulver und Geschütze sind nach der konventionellen Geschichte vor sechshundert Jahren möglich, der Evidenz aber erst im 18. Jahrhundert.

Die Gugler sollen „1375“ ins Schweizer Mittelland eingefallen sein. Aber schon zehn Jahre vorher hätten diese marodierenden Kriegerscharen aus England das Elsaß verheert – eine typische Verdoppelung und Präfiguration, wie sie in der erfundenen Geschichte häufig vorkommen.

Der Zeichner des Spiezer Schilling hat die Ankunft der Englischen im Elsaß „1365“ in einer hübschen Illustration festgehalten (Abbildung 21).

Man sieht auf diesem Bild im Vordergrund eine dicht gedrängte bewaffnete Reiterkolonne, die ihre Pferde im Rhein tränkt.

Die Banner und Standarten der Schar tragen teilweise merkwürdige, sogar arabische Schriftzeichen. – Und auch die Turbane der Anführer sehen fremdländisch, man möchte meinen morgenländisch aus.

Eine idyllische Flußlandschaft und ein bizarres Gebirge aus Felstürmen nehmen den Mittelgrund ein.

Aber am Interessantesten ist das im Hintergrund dargestellte Straßburg: Deutlich ist der rundliche Perimeter der Stadt in der Nähe des Rheins wiedergegeben. Und noch deutlicher erkennt man das realistisch dargestellte Münster. Die Kathedrale wird dabei mit ihrer imposanten Westfassade in dem Zustand, wie wir sie heute kennen gezeigt, also mit nur einem vollendeten Turm.

Wenn man die offizielle Baugeschichte mit den absurd frühen Datierungen vergißt, so kann sich das Straßburger Münster in der Form erst kurz nach der Mitte des 18. Jahrhunderts präsentiert haben.

Der Zeichner des Spiezer Schilling kannte diese Stadt zweifellos aus eigener Anschauung.

Bei Schilling und Tschachtlan hat mich seit jeher am meisten der Umstand beschäftigt, daß keine getreuen Stadt- und Landschaftsansichten vorkommen.

Das ist ein schlagender Gegensatz etwa zu dem bernischen Burgenmaler Albrecht Kauw. Dieser malte seine Ansichten mit einer Detailtreue, die noch heute erstaunt.

Die Illustrationen der Berner Bilderchroniken unterscheiden sich deutlich von der gleichzeitigen europäischen Landschaftsmalerei der Renaissance, welche durchaus die realistische Landschafts- und Architekturdarstellung kennt.

Man denke etwa an die landschaftlichen Hintergründe in den Gemälden von Niklaus Manuel Deutsch, wo man das Gebiet des Thunersees erkennt oder Konrad Witz, welcher als Hintergrund für seinen Fischzug Petri den Genfersee mit dem Mont Blanc wählte.

Landschaften sind in den Berner Bilderchroniken typisiert wiedergegeben, städtische und architektonische Gesamtansichten ebenso.

Besonders die Festungsarchitektur mutet merkwürdig an. Während in Bern und im Schweizer Mittelland der rechteckige Wehrturm vorherrschte, geben die Berner Illustratoren meistens massige Rundtürme wieder und rufen nach Vergleichen mit französischen, englischen und iberischen Wehrbauten.

Aber schaut man sich gewisse Bilder genauer an, so erkennt man, daß die Typisierung eine Masche darstellt. Die Zeichner kannten sehr gut die Topographie und die Stadtansichten ihrer näheren und teilweise auch weiteren Umgebung. Aber sie standen unter dem Imperativ, ihre Bilder bewußt auf alt zu machen, um so die Fiktion einer vergangenen Epoche hervorzurufen.

Mehrere Beispiele aus dem Spiezer Schilling belegen dieses Lavieren zwischen absichtlicher Typisierung bei gleichzeitiger Kenntnis des realen Aussehens deutlich.

Die Verbrennung des Ketzers Löffler aus Bremgarten bei Bern „1375“ (nach anderen Quellen „1277“) wird im Westen vor den Toren der Stadt dargestellt.

Man sieht den alten Westabschluß mit dem Zeitglockenturm. Letzterer sieht aber schon so aus wie im 18. Jahrhundert: ein massiger,

quadratischer Turm mit einem mächtigen Walmdach und der Glocke unter einem Dachreiter. – Und die anschließende Wehrmauer, die sich südwärts zur Aare hinabzieht; das ist die noch teilweise erhaltene Haldensperrmauer beim heutigen Casino- oder Bellevue-Parking. Durch das Einfügen von zwei Rundtürmen in die Ringmauer sucht der Zeichner den realen Eindruck zu verfremden.

Vor allem aber verrät sich der Illustrator des Spiezer Schillings hier, indem er hinter der Mauer den Turm des gotischen Berner Münsters abbildet, etwas skizzenhaft gezeichnet, aber dennoch genau in dem Zustand nach der Fertigstellung.

Der Belagerung von Laupen sind mehrere Bilder gewidmet. Auf einem sieht man eine Ansicht des Städtchens und des darüber auf einem Felskopf thronenden Schlosses von Süden her mit der Sense. Die Zeltstadt der Belagerer wird diesseits des Flusses dargestellt. – Man merkt, wie sehr sich der Zeichner Mühe gab, ein phantastisch verzogenes Städte- und Schloßbild zu schaffen. Trotzdem scheint eine reale Ansicht von Laupen durch.

Auf einem Bild aus dem Laupen-Zyklus wird dargestellt, wie die Hilfskontingente der Waldstätte nach ihrem Eintreffen in Bern vor der Stadt bewirtet werden. Hier wird eine ins Imaginäre verzogene Ansicht des Nydegg-Quartiers vom Fuße des Altenbergs geboten. Die beherrschende Nydegg-Kirche ist kaum als Sakralbau erkennbar. Aber hinter der Aare-Schlaufe im Süden ist eine blaue Silhouette gezeichnet: eine realistische Impression des Gurten-Hügels, wie er sich im Gegenlicht von der Mittagszeit an präsentiert.

Die Interieurs der Illustrationen des Spiezer Schillings zeigen eine vollendete Gotik. - Auch daraus ergeben sich Anachronismen.

Beispielsweise betet der Berner Auszug vor der Schlacht bei Laupen „1339“ in dem fertig gestellten gotischen Münster, dessen Bau auch nach der konventionellen Chronologie erst hundert Jahre später begonnen hat.

Fast scheint es, daß der Zeichner des Spiezer Schillings manchmal selbst Überdruß an den Legenden empfand, welche er illustrieren mußte. Das Bild von der Vergiftung der beiden Söhne des letzten Zähringer-Herzogs scheint das zu beweisen (Abbildung 14).

Eine versteckte Ironie in dieser formal tragischen, in Tat und Wahrheit lächerlichen Szene springt dem kritischen Betrachter in die Au-

gen. Man meint, der Illustrator wollte damit ausdrücken, daß niemand diesen Mumpitz glauben sollte.

Die Illustrationen der Berner und der übrigen eidgenössischen Chronik-Werke müssen folglich in das entwickelte 18. Jahrhundert gesetzt werden. Die Bilder wollen zwar den Eindruck von früheren Jahrhunderten vermitteln, was aber nicht gelingt.

Ich habe mir auch schon gefragt, welcher Künstler die Illustrationen des Spiezer Schillings geschaffen hat.

Es könnte Albrecht Kauw gewesen sein, der bekanntlich aus Straßburg stammt: Kauws Burgenaquarelle sind für das Geschlecht der Erlach geschaffen worden. – Auch der Spiezer Schilling ist jener Patrizierfamilie gewidmet.

Vielleicht stammen die Bilder auch von Johann Ludwig Aberli, der ebenfalls ab und zu auf alt gemalt hat, etwa mit seiner Stadtansicht eines angeblichen Gregorius Sickinger.

Wie bei den kostbaren Miniaturen der alten Handschriften staunt man bei den Schweizer Bilderchroniken über den großen künstlerischen und zweifellos auch finanziellen Aufwand, der getrieben wurde, um Epochen und Ereignisse glaubhaft zu machen, die es nie gegeben hat.

Die *Dark Ages* in der Schweizer Kunstgeschichte zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert

Erfundene Geschichte kann nicht aus einem Guß sein. Neben hohen und bedeutenden Zeiten, wechseln sich ruhige, häufig sogar dunkle Zeiten ab.

Bereits an mehreren Stellen ist aufgefallen, um wie viel ruhiger, langweiliger, sogar leerer die Zeit nach der Reformation in der Schweiz wird. In der politischen Geschichte werden wir sehen, daß die erfundene Geschichte im Grunde nach der Reformation aufhört und erst nach zwei vollen Jahrhunderten weiter geht.

Die Einwände sind schnell zur Hand: Auch zwischen der Mitte des 16. und dem 18. Jahrhundert gebe eine Menge Quellen. Aber Papier und Pergament ist bekanntlich geduldig, die Datierungen willkürlich.

Nicht nur in der Baugeschichte, auch in der Kunstgeschichte klafft ein schwarzes Loch. Dieses ist den bisherigen Forschern aufgefal-

len. Aber da nicht sein darf, was nicht sein kann, so wird versucht, dieses mit eleganten Formulierungen zu verdecken.

Die Reformation war offenbar eine Periode von unerhörter Geistigkeit und schöpferischem Kunstschaffen. Doch nachher läßt sich beim besten Willen nichts Bedeutendes mehr greifen.

Am ehesten lebte noch der wache Geist weiter. Zwingli hatte einen ungemein produktiven Nachfolger in Heinrich Bullinger. Die älteren Schwyzer Chronisten erfuhren ihre monumentale Erweiterung in dem Riesenwerk von Aegidius Tschudi.

Doch nach dem Jahr „1600“ scheint endgültig eine lang andauernde geistige und künstlerische Ermattung eingetreten zu sein. Erst die Renaissance nach 1700 zog Geist und Kunst wieder aus der Talsohle:

Die Reformation führte angeblich zu einer „Versteifung des Geistes“. *So fallen infolge der Stilverspätung die schöpferischen Leistungen der Barockkunst doch erst in das ausgehende 17. und 18. Jahrhundert* (*Handbuch*, I, 563).

Anders herum heißt das: Nach „1530“ fällt die geistige und kulturelle alte Eidgenossenschaft in ein schwarzes Loch, aus dem sie erst wieder im 18. Jahrhundert auftaucht.

Der gleiche Autor sieht die Renaissance in der Schweiz nur an einzelnen Stellen. Der Rittersche Palast in Luzern und der Stockalper-Palast in Brig entsprechen jenem Stil.

Der Barock schließt nach dem gleichen Schreiber mehr an die Gotik, denn an die Renaissance an. Als Beweis wird die Hofkirche in Luzern angeführt. Doch diese stellt eben nur im Innern ein Präludium des Barocks dar.

Nehmen wir die Renaissance als zeitgleich zur Gotik, so gibt es kein Problem mehr, die Stilfolge von der Gotik zum Barock zu erklären.

Aber es bleibt die rätselhafte „Stilverspätung“. Wir nennen sie hier die *Dark Ages* in der Schweizer Kunstgeschichte.

In der ersten Hälfe des „16. Jahrhunderts“ gab es also in der Schweizer Malerei eine Reihe von großen Talenten.

Zu nennen sind Hans Leu der Ältere, Hans Fries und Niklaus Manuel Deutsch. Diese stellen eidgenössische Pendants dar zu großen ausländischen Künstlern wie Hans Holbein der Jüngere und Albrecht Dürer.

Doch um nachher bedeutende Schweizer Künstler zu nennen, muß man auf der Zeitachse sehr weit nach vorne schreiten.

In Zürich gibt es erst wieder im 18. Jahrhundert namhafte Künstler. - In Bern werden – angeblich schon um 1660 - der Burgenmaler Albrecht Kauw und die Künstlerfamilie Dünz faßbar

Die „Stilverspätung“ wird von den Forschern mit eleganten Formulierungen überbrückt:

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gelangte die Malerei in Bern erstmals wieder seit der Zeit von Niklaus Manuel zu einer neuen Blüte (Menz/Weber, 12).

Noch im 17. Jahrhundert stand die Berner Kunst unter dem langen Schatten, den die Künstlerpersönlichkeit Niklaus Manuels zu Beginn des 16. Jahrhunderts geworfen hatte (Herzog, 118).

Hans Christoph von Tavel geht sogar noch weiter: Er hält Wilhelm Stettler im ausgehenden 17. Jahrhundert für den einzigen bedeutenden Berner Künstler nach Niklaus Manuel.

Aber Wilhelm Stettler gehört ins tiefe 18. Jahrhundert.

War Bern während über zwei Jahrhunderten eine künstlerische Wüste?

Ist es nicht vielmehr so, daß man überflüssige Zeiten streichen muß, um wieder eine logische Kunstentwicklung zu bekommen?

Beispielsweise habe Niklaus Manuel an der Innenseite der Kirchhofmauer des Predigerklosters in Bern ein hundert Meter langes Wandgemälde des Totentanzes gemalt, das später von Kauw und auch von Wilhelm Stettler kopiert wurde.

Niklaus Manuel Deutsch war folglich ein unmittelbarer Vorgänger von Kauw und Stettler - ohne einen überlangen zeitlichen Zwischenraum.

Wenn dem so ist, so fällt auch die Glaubensspaltung, fälschlicherweise Reformation genannt, in die Zeit unmittelbar vor Kauw, Dünz und Wilhelm Stettler. – Ich sehe die Glaubensspaltung in den 1740er Jahren.

Niklaus Manuel Deutsch zum Beispiel war - ganz in Renaissance-Art - nicht nur Künstler, sondern auch Dichter. Ihm wird ein *Bicocca-Lied* zugeschrieben.

Aber eine Schlacht von Bicocca mußte zuerst erfunden werden.

Die bekannteste alte Stadtansicht von Bern ist diejenige von Matthäus Merian dem Älteren, mit dem Datum „1642“ versehen. Der Prospekt zeigt eine gotische Stadt mit einem vollendeten Münster und mit den angeblich in dem genannten Jahr fertig gestellten Schanzen gegen Westen.

Aber die französischen und holländischen Schanzsysteme mit ihren Bastionen sind sicher nicht vor den 1760er Jahren anzusetzen.

Die Stadtansicht von Merian ist also um ein volles Jahrhundert nachzuverschieben.

Und Merians Ansichten ähneln sehr denen von Martin Martini von Luzern und Freiburg, die deshalb ebenfalls falsch- oder rückdatiert sind.

Für Bern gibt es angeblich noch ältere Ansichten. Zuerst ist diejenige von Johann Stumpf „1547“ zu nennen. Der Holzschnitt ist alt. Aber der Chronist ist erst in den 1740er Jahren plausibel, wie schon dargelegt.

„Zu Beginn des 17. Jahrhunderts“ soll von Bern der gemalte Stadtprospekt von Gregorius Sickinger entstanden sein. Dieser zeigt den Ort noch ohne die Schanzwerke.

Sickingers altes Stadtbild hat allerdings ein chronologisches Makel: Es ist nicht im Original, sondern nur in Kopien des Kleinmeisters Johann Ludwig Aberli aus der Mitte des 18. Jahrhunderts überliefert.

Den gleichen Schönheitsfehler hat eine Stadtansicht Berns von Joseph Plepp von „1638“: Das Bild hat sich nur in späteren Kupferstichen erhalten.

Das Gleiche gilt von der Ansicht von Zürich von Hans Leu dem Älteren: Um „1500“ gab es noch keine Tempera-Malerei und keine Gotik – und keine Stadt, die Zürich hieß.

Es gibt also keine *Dark Ages* in der Schweizer Kunstgeschichte. Die dunklen Zeiten sind vielmehr Teil der Vorgeschichte, die wir weder chronologisch, noch inhaltlich richtig verstehen.

Diebold Schillings Jammertal-Bild und das pompejanische Mosaik der Alexanderschlacht

Die Bedeutung des Bilderschmucks der sogenannten Spiezer Chronik von Diebold Schilling ist im Verlaufe der Untersuchung einsichtig geworden. Der anonyme Künstler hat die Textvorlage von „Justinger“

kongenial illustriert. Die genaue Betrachtung zeigt immer neue überraschende Einzelheiten und ungewohnte Zusammenhänge.

Seit Jahren beschäftigt mich besonders ein Bild aus dem Spiezer Schilling. Es ist die Darstellung der Schlacht von Jammertal (Abbildung 10).

Die künstlerische Analyse der Jammertal-Illustration von Diebold Schilling weitet sich zu einem Lichtblick auf die Zusammenhänge zwischen Geschichtserfindung mit der vesuvianischen und pompejanischen Religion und Kunst.

Bereits Fomenko sind verblüffende Ähnlichkeiten zwischen pompejanischer Kunst und italienischen Künstlern der Renaissance aufgefallen.

Beispielsweise ähnelt das berühmte, 1831 entdeckte Mosaik der Alexanderschlacht aus der Villa des Fauns in Pompeji (Abbildung 9) in Komposition, Stil und Einzelheiten dem Fresko *Die Schlacht Konstantins des Grossen an der Milvischen Brücke gegen Maxentius* in den Stanzen des Vatikans.

Aus diesen und anderen künstlerischen Vergleichen kommt Fomenko zum Schluß: *Pompeji ist eine mittelalterliche Stadt der Renaissance* (Fomenko: *History,* vol. 1, 64).

In meiner *Matrix* habe ich diese Vergleiche zwischen pompejanischer und Renaissance-Kunst vertieft und komme zu einem ähnlichen Schluß: *Pompeji rückt immer näher an die Geschichtsschwelle in der frühen Neuzeit* (Pfister: *Matrix*).

Beispielsweise hat der Früchtekorb von Caravaggio eine unmittelbare Entsprechung in dem Feigenkorb aus der pompejanischen Villa von Oplontis.

Und die berühmte liegende Venus des Tizian aus Urbino hat eine frappante Ähnlichkeit mit der liegenden Mänade aus einem Haus im westlichen Teil von Pompeji.

Die künstlerischen Ähnlichkeiten zwischen Pompeji und italienischer Renaissance sind so groß, daß nicht unbestimmter Einfluß, sondern ein zeitgleicher Austausch stattgefunden haben muß.

Bekannte Renaissance-Künstler wie Raffael, Pietro da Cortona, Michelangelo, Caravaggio, Tizian und Tintoretto - oder ihre Alter egos - scheinen in jener später verschütteten Stadt am Vesuv gewirkt zu haben.

Abbildung 9: Pompeji: Mosaik der Alexanderschlacht

(Ausschnitt)

Abbildung 10: Spiezer Schilling: Die Schlacht im Jammertal

(Von der slacht im Jamertal, darinn eß denen von Bernn glücklich erging)

Illustration aus der Spiezer Chronik des Diebold Schilling

Pompeji war zu einer gewissen Zeit der bedeutendste Wallfahrts-Ort der altchristlichen vesuvianischen Religion.

Die Stadt spielte auch eine große Rolle als Pflanzstätte eines neuen „antiken“ Kunstempfindens.

Das führt zu einer zentralen chronologischen Überlegung:

Das konventionelle Datum „79 AD“ der Zerstörung des letzten „antiken“ Pompejis ist absurd.

Das antike, mittelalterliche oder Renaissance-Pompeji muß noch vor weniger als drei Jahrhunderten bestanden haben. Anders kann man den Einfluß der Stadt am Vesuv auf die neuzeitliche europäische Kunst nicht erklären.

Vielleicht hat die plinianische Vesuv-Katastrophe erst etwa in den 1740er Jahren stattgefunden. Der katastrophale plinianische Ausbruch des Vesuvs steht folglich am Ende der Vorgeschichte und markiert den langsamen Beginn der glaubwürdigen Geschichte.

Und Pompeji ging nie vergessen, wie uns die Geschichte vorlügt. – Ziemlich bald nach der Katastrophe begann man mit den Ausgrabungen.

Damit kommen wir zu dem erwähnten Bild der Jammertal-Schlacht des Diebold Schilling zurück.

Die genaue Betrachtung der Illustration zeigt dem sensibilisierten Betrachter unwillkürlich verblüffende Ähnlichkeiten mit dem Mosaik der Alexanderschlacht aus Pompeji:

Schillings Bild hat die gleiche inhaltliche Anordnung des Schlachtengeschehens: auf der einen Seite die Berner, auf der anderen die Feinde.

Der berittene Anführer des feindlichen Heeres im Jammertal (links im Bild), trägt einen Turban und einen kunstvoll aus Tüchern gewickelten Gesichtsschutz, der nur Augen und Nase frei läßt. – Die Ähnlichkeit mit der exotisch anmutenden Kopf- und Gesichtsbedeckung des Perserkönigs in dem pompejanischen Mosaik scheinen mehr als nur zufällig.

In Schillings Jammertal-Bild ersticht der Berner Anführer Ulrich von Erlach mit einer Turnierlanze einen feindlichen Ritter in voller Rüstung. Der Getroffene neigt sich auf seinem bereits zusammengebrochenem Pferd nach rückwärts.

Auf dem Alexandermosaik findet sich links unterhalb des Streitwagens des Perserkönigs eine ähnliche Szene mit einem zusammengebrochenen Pferd und einem darauf sitzenden getroffenen Reiter. – Der Bildvergleich spricht für unmittelbare Entlehnung und nicht für zufällige Ähnlichkeit.

Zudem liegt vor dem zusammengebrochenen Pferd des Alexandermosaiks eine Lanze. – Im Schilling-Bild ist dem ähnlichen Pferd die zerbrochene Stange der Freiburger Fahne vorgelegt.

Auf dem Mosaik aus Pompeji findet sich unterhalb des Streitwagens des Perserkönigs mit seinem betont großen Rad ein Rundschild abgebildet, der einem getöteten Krieger gehörte.

Schilling hat unterhalb des berittenen Anführers Ulrich von Erlach ebenfalls einen sehr antik, damit unmittelalterlich aussehenden Rundschild abgebildet, der zwischen zwei getöteten Feinden liegt.

Das Detail des Rundschilds ist derart auffällig, daß man geneigt ist, eine symbolische Bedeutung darin zu suchen.

Sowohl beim Alexander-Mosaik wie bei Schillings Jammertal-Bild werden die Hintergrund-Konturen der beiden Heere durch die aufgerichteten Speere akzentuiert.

Das pompejanische Mosaik stellt die Schlacht bei ISSUS dar – bekanntlich eine JESUS-Schlacht. Und überall wo der christliche Heiland dabei ist, darf auch das Attribut des Speers nicht fehlen.

Die Jammertal-Geschichte schildert ein christlich-trojanisches Ereignis der fiktiven Vorgeschichte Berns.

Aber auch das Alexander-Mosaik aus Pompeji ist mitnichten heidnisch, sondern altchristlich.

Der Künstler des Spiezer Bilderchronik hat mehr im römisch-altchristlichen, denn im reformatorisch-protestantischen Sinne gemalt. Hat er vielleicht in seinen Anfängen in Pompeji gewirkt?

Wir stellen einen starken innerlichen und zeitlichen Zusammenhang zwischen Vesuv, Geschichtserfindung und Ausbildung der neuen Hochreligionen fest. Das gilt auch für Bern und die alte Eidgenossenschaft.

Überlegungen zur Baugeschichte und Architektur

In der Eingangshalle des Bundesbriefmuseums in Schwyz werden zuerst geschichtliche Dinge der Tal-Gemeinde Schwyz präsentiert.

Auch über die Hauptkirche des Ortes wird berichtet unter dem Titel: *Die sechs Kirchen von St. Martin zu Schwyz*.

Wie ich diese Überschrift las, war ich amüsiert, weil ich an den Walt Disney-Film *Die neun Leben des Elfego Baca* dachte. Ich begriff aber bald, daß sich die Assoziationen zwischen diesen beiden scheinbar grundverschiedenen Dingen nicht auf den Titel beschränken: Elfego Baca, ein Held des Wilden Westens, wird vielmals angeschossen und kommt doch jedesmal mit dem Leben davon.

Und die Schwyzer Kirche Sankt Martin?

Bei diesem Kirchenbau wird eine Grafik gezeigt, die sechs verschiedene Bauphasen unterscheidet.

Begonnen hat es nach archäologischen Untersuchungen mit einer kleinen Saalkirche, die später erweitert wurde.

Das dritte Gotteshaus wurde in romanischem Stil erbaut und verwandelte sich durch mehrere Umbauten in eine vierte Kirche.

Ein neuer Kunststil rechtfertigte einen Neubau, und so entstand die fünfte, die gotische Pfarrkirche. Diese fiel „1642“ einem Brand zum Opfer, worauf die heute noch bestehende Ortskirche erbaut wurde.

Die heutige Kirche im Stil des Barocks stammt aus der Zeit nach der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Gleich hinten beginnt die geschichtslose, die schreckliche Zeit. Wir kennen die vor dem Barock liegenden Kunststile. Das waren zuerst die Gotik und dann die Romanik. Aber weil wir uns dort schon in der Geschichtsnacht befinden, können wir nicht genau datieren. Sicher ist nur, daß Gotik und Romanik einander folgten, aber mit geringem zeitlichem Abstand. – Und beide Stile gehören sicher ins 18. Jahrhundert.

Für Sankt Martin zu Schwyz jedoch glauben die Archäologen und Kunsthistoriker genaue Zeitbestimmungen geben zu können: Die ursprüngliche Saalkirche stamme aus dem „8. Jahrhundert“, der Folgebau aus dem „10. Jahrhundert“, die dritte Kirche von „1121“ und der gotische Neubau von „1481“.

Anders ausgedrückt habe es vor der heutigen Kirche eine achthundertjährige Geschichte von Vorgängerbauten gegeben. Erdbeben, Brände und Abbruch hätten diese zerstört - und doch sei das Gotteshaus immer wieder auferstanden, wie der mehrfach angeschossene Elfego Baca.

Abbildung 11: Alte Strukturen unter der Kathedrale Saint-Pierre in Genf

aus: *Naissance des arts chrétiens*. Atlas des monuments paléo-chrétiens en France, Paris 1991, 59

Alte Strukturen unter der Kathedrale von Genf

Wenn es um altes Gemäuer geht und um deren Datierungen, so verschwindet bei den Forschern das letzte Fünkchen Verstand. Das beweist die Interpretation von Ausgrabungen in Genf.

Die heutige Kathedrale Saint-Pierre auf dem Stadthügel von Genf soll „um 1200“ entstanden sein. – Ein Baubeginn im früheren 18. Jahrhundert ist allein glaubwürdig.

Unter dem Bauwerk wurde in den 1970er Jahren ein Gewirr von älteren Baustrukturen festgelegt, das klar sakralen Charakter hatte: Baptisterien, dreischiffige Hallenkirchen mit Apsiden, Kapellen und sonstige Gebäude. Auch einen Versammlungsraum mit Mosaiken hat man entdeckt.

Man muß für diese Vorgängerbauten unter der Kathedrale von Genf, auf dem Hügel des alten Oppidums, einen kurzen Zeitraum annehmen. Damit bekommen diese baugeschichtlichen Zeugnisse einen Sinn. In „nachrömischer“ Zeit wurde sofort wieder viel gebaut und dauernd verändert. So ergab sich zuletzt dieser Wirrwarr von Baustrukturen.

Daß man aber diese verschiedenen Bauepochen auf sage und schreibe 900 Jahre aufspreizt, „zwischen dem 3. und dem 12. Jahrhundert AD“, ist doch allerhand.

Das ist noch nicht alles: Die meiste Bautätigkeit in der Oberstadt von Genf wird nämlich der sagenhaften „Spätantike“ und „Völkerwanderungszeit“ zugesprochen, während später der Elan offenbar merklich abflaute. – So soll „zwischen dem 6. und 11. Jahrhundert“ überhaupt nichts zugefügt worden sein!

Dabei könnte die Baugeschichte gerade für die dunkle und schriftlose Vorzeit bei einer plausiblen Einordnung wertvolle Argumente für eine vermutliche Kultur- und Geistesentwicklung liefern. – Aber dies würde eine andere Optik von der Vergangenheit bedingen.

Niemand hat sich überlegt, ob eine fast tausendjährige Baugeschichte einen Sinn ergibt.

Aber solche absurde chronologische Erklärungen findet man zuhauf.

Hier wie an anderen Beispielen merkt man, daß die Forscher krampfhaft versuchen, leere Epochen und sagenhafte Zeitalter mit Inhalten zu füllen. Oder will einer plausibel erklären, weshalb in früher Zeit zwischen jeder Bauetappe zwei ereignislose Jahrhunderte eingeschoben sind?

Die Baugeschichte von St. Martin zu Schwyz stellt eine einzige Absurdität dar, die mit geschichtsanalytischen Überlegungen zu berichtigen ist.

Die Beispiele für überdehnte Baugeschichten sind allein im Gebiet der Schweiz so zahlreich, daß man sie gar nicht aufzählen kann.

Der Münsterhügel von Basel war nachweislich schon in keltischer und gallorömischer Zeit besiedelt und befestigt. – Aber wie kann man dieser Epoche achthundert Jahre einräumen? – Hat man überlegt, welche riesigen Zeiträume das sind?

Westlich von Lausanne am Genfersee gibt es in Saint-Prex eine alte Pfarrkirche (Furger: *Antike und Frühmittelalter*, 77). Deren Baugeschichte beginnt mit einem „spätrömischen Mausoleum“ und endet mit dem heutigen Bau, der – absurd früh – auf das „13. Jahrhundert“ datiert wird.

Das ergibt für Saint-Prex eine Abfolge von achthundert Jahren zwischen dem ältesten und dem jüngsten Bau. Die Kirche steht also nach den Kunsthistorikern seit vollen sieben Jahrhunderten in ihrer heutigen Gestalt!

Einmal mehr muß angenommen werden daß im „Mittelalter“ die Zeit nicht vorwärts, sondern rückwärts gelaufen ist.

Eine Zumutung stellt auch die Datierung der Vorgängerbauten der Kathedrale Saint-Pierre in der alten Oberstadt in Genf dar (vgl. Glaser, 178 ff.; Furger: *Antike und Frühmittelalter*, 71). Die heutige Kirche soll „Mitte des 12. Jahrhunderts“ begonnen worden sein – die Zeit nach 1700 ist allein plausibel.

Unter der Kirche wurde in den 1970er Jahren ein Wirrwarr von alten Baustrukturen freigelegt, die man wie folgt erklärt (Abbildung 11):

Begonnen habe es mit einem „spätrömischen Verwaltungszentrum". Darin seien „im 4. Jahrhundert AD" eine Kirche und ein Baptisterium eingebaut worden.

Schon „um 400 AD" habe sich der dortige Bischof dann einen repräsentativen Gebäudekomplex mit einer dreischiffigen Kirche und einem neuen Baptisterium errichten lassen.

Im „5. Jahrhundert" sollen in Genf die „Burgunder" geherrscht haben. Bei einem Bruderkrieg zwischen zwei Königen hätten die Gebäude gelitten. Doch man baute alles wieder auf und erweiterte den Komplex zu einer Doppelkirchen-Anlage.

„Im 7. Jahrhundert" kam dann auf dem Genfer Stadthügel eine dritte Kirche hinzu; gegen „800" auch ein drittes Baptisterium.

Aber „um 1000" war es offenbar vorbei mit der alten Herrlichkeit: Die ersten zwei Sakralbauten wurden abgetragen und durch „Domherren-Häuser" (!) und einen Friedhof ersetzt.

Mehrere Jahrhunderte später mußten auch diese Strukturen für den Bau der heutigen Genfer Kathedrale weichen.

Ärgerlich an dieser Baugeschichte ist nicht nur die völlig überzogene Chronologie, sondern auch die Verquickung mit einer unbewiesenen Geschichte: Was sollen die sagenhaften „Burgunder" in der Westschweiz? - Wie behauptet man „Domherren" vor tausend Jahren?

Kunsthistoriker und Archäologen meinen, sie könnten und müßten altes Gemäuer auf ein Vierteljahrhundert genau zeitlich einordnen – was manchmal sogar den logischen Zusammenhang zerreißt, wie folgendes Beispiel zeigt:

Vor dem Torturm des Schlosses Burgdorf wurden an der westlichen Hangkante die Grundstrukturen verschiedener Häuser festgestellt (*Zähringer*, II, 286). Das erste neuzeitliche Bauwerk wird auf „1581/82" datiert.

Aber bei den vorangehenden Mauerresten werden im Gesamten neun Bauperioden unterschieden, die „zwischen dem 11. Jahrhundert" und dem „dritten Viertel des 14. Jahrhunderts" liegen.

In fernen Epochen also wird Gemäuer aufs Genaueste datiert. Aber zwischen der letzten Datierung „gegen Ende des 14. Jahrhunderts" und der ersten neuzeitlichen Einordnung, „1581/82", klafft eine Zeitlücke von sage und schreibe zweihundert Jahren. – Dabei würde ei-

ne plausible Erklärung sich doch gerade für die jüngeren Zeiten interessieren.

Das ist nicht das erste und nicht das letzte derartige Beispiel. Immer wenn alte Zeiten überdehnt werden, nehmen die Forscher teilweise mehrhundertjährige Zeitlöcher in Kauf.

Überhaupt sollte man sich eine grundsätzliche Frage stellen bei den Burgen, Schlössern (Abbildung 12), Stadtmauern und Stadttoren: Aus welcher Zeit stammen diese Wehrbauten?

Je mehr ich überlege und betrachte, desto sicherer bin ich mir: Diese Festungsbauten sind „mittelalterlich". – Aber dieses „Mittelalter" hat vor weniger als 300 Jahren begonnen.

Auch in den ältesten Resten lassen sich diese Bauten kaum davor datieren.

Was für die Burgen und Stadtmauern gilt, trifft auch für die „mittelalterlichen" Stadtkerne unserer Städte zu: Die ältesten Teile sind keine drei Jahrhunderte alt.

Neben Befestigungen gelten Kirchen als die ältesten Bauzeugnisse. Und so kann man feststellen, daß Sakralbauten je nach Lust und Laune über das ganze tausendjährige „Mittelalter" verteilt werden.

Die älteste erhaltene Kirche der Schweiz soll das Baptisterium in Riva San Vitale, am Südufer des Luganer Sees sein. Der außen rechteckige und innen achteckige Bau wird ins „5. Jahrhundert AD" datiert. – Das ist deshalb skandalös, weil man weiß, daß die allermeisten Kirchen nördlich der Alpen auch nach der offiziellen Chronologie erst im „Spätmittelalter" entstanden sind.

Die Christen im Schweizer Mittelland mußten sich also gegenüber den oberitalienischen Gläubigen um bis zu 800 Jahre gedulden, bevor sie entsprechende Kultbauten bekamen, in denen sie beten durften!

Auch nördlich der Alpen gab es frühe christliche Kapellen. Aber alle wurden sie innerhalb der Mauern von „spätrömischen" Festungen angelegt. Man fand solche kleine Sakralbauten in den Kastellen von Kaiseraugst, Zurzach, Stein am Rhein und Irgenhausen. Weshalb wagte das Christentum, das doch spätestens „um 395 AD" Staatsreligion geworden war, im Norden nicht, die schützenden Kastellmauern zu verlassen?

Schon die weitläufigen, oft mit Mosaiken ausgestatteten „römischen“ Gutshöfe zeigen leise christliche Spuren. In meiner *Matrix* erwähne ich das berühmte Mosaik-Medaillon von Hinton Saint-Mary in der englischen Grafschaft Dorset: Das Rund stellt einen bartlosen Christus vor einem Christogramm und flankiert von je einem Granatapfel dar.

Viele Kirchen des Mittellands wurden übrigens über den Resten von *Villae rusticae* erbaut, zum Beispiel die Pfarrkirche von Meikirch bei Bern, von Herzogenbuchsee oder Münsingen.

Ein interessantes Beispiel stellt auch das gotische Wohnschloß von Colombier im Kanton Neuenburg dar. Dieses ist über dem Grundriß einer weitläufigen römischen Villa errichtet: Hier hat man vielleicht eine Generation gewartet, bis man den alten Platz neu überbaute.

Der Übergang von der „Römerzeit“ zum „Mittelalter“ war auf alle Fälle abrupt und dauerte offenbar nur Jahre oder ein Jahrzehnt.

Im Weiler Grossgschneit südlich von Köniz und von Bern soll sich das älteste nachrömische Mauerstück des Bernbiets befinden. Diese Mauer habe zu einer Pilger-Raststätte gehört und datiere in „karolingische Zeit“.

Die Mauer von Grossgschneit in der Gemeinde Köniz ist ohne Zweifel alt. Aber alt ist ein relativer Begriff. Ich gebe dem Gemäuer nicht dreihundert Jahre. – Und eine „karolingische“ Epoche zu bemühen, ist unsinnig.

Man könnte endlos Beispiele für unmögliche Datierungen bringen, die frei durch Jahrhunderte schwimmen, je nach der kunsthistorischen Einschätzung.

Um so mehr ist es wichtig, sich ein paar Gedanken über eine mögliche plausible Baugeschichte zu machen.

Als Erstes sollte man, statt Zeiten zu bestimmen, in der Architektur- und Kunstgeschichte ein paar technologische Kriterien einführen.

Beispielsweise wäre es sinnvoll, die Verwendung von Mörtel im Mauerbau als Argument zu gebrauchen. Dieses Bindemittel bedeutete eine technologische und kulturelle Revolution. Allein schon der Mörtel ist ein Indiz dafür, daß man ein bestimmtes Bauwerk zeitlich nicht beliebig weit nach hinten ansetzen darf.

Abbildung 12: Schloß Laupen von Süden

Aufnahme: Autor, 1990

Schloß Laupen

Hoch auf einem Felsen gelegen, schaut das Schloß Laupen auf das gleichnamige befestigte Städtchen an der Sense, kurz vor ihrem Zusammenfluß mit der Saane.

Was über die Ursprünge der Burg erzählt wird ist absurd: Die Anlage sei im Kern „um 1000 AD“ errichtet worden. „Bis ins 13. Jahrhundert“ soll weitergebaut worden sein. – Aber zum altbernischen Landvogteischloß wurde das Schloß angeblich erst „um 1640“ ausgebaut.

Für die sagenhaft frühen Anfänge der Burg behauptet man urkundliche Beweise: Ein König Rudolf III. von Hochburgund soll „in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts“ hier Diplome ausgestellt haben.

Bekannt ist Laupen wegen der Laupen-Geschichte:

Angeblich „1339“ hätten die Berner mit den Waldstätten in einer Schlacht nordöstlich des Städtchens gesiegt und dieses von einer Belagerung durch Feinde aus dem Westen befreit.

Am erstaunlichsten ist der Name des Städtchens. Man kann es kaum fassen, daß Laupen (LPN > NPL = NEAPOLIS) Neapel bedeutet. – Erst wenn man den trojanischen Sagenkreis in seinen verschiedenen Varianten kennt, wird die Bezeichnung einsichtig.

Wo ein Neapel liegt, da mußten auch andere Namen in die Umgebung gesetzt werden. In der Umgebung von Laupen läßt sich eine trojanisch-griechische Namenlandschaft feststellen. – Sogar ein Vesuv ist in der Geschichte versteckt.

Läßt man die erfundene Geschichte beiseite, so sind die Mauern des Schlosses als auch die Ringmauer des Städtchens im frühen 18. Jahrhundert entstanden. – Und der Name Laupen kann auch nicht älter sein. - Die ältere Geschichte und Baugeschichte sind damit erledigt.

Das Gemäuer und der Felsen von Schloß Laupen wurden im Laufe der Zeiten sehr schadhaft. Bereits im späten 18. Jahrhundert mußte der Bergfried der Burg teilweise abgetragen werden. Und 1835 beschloß die Berner Regierung, um Unterhaltskosten zu sparen, das Schloß abzureißen – ein Beschluß, der nicht ausgeführt wurde.

Die Pflege dieses auf Sandsteinfelsen stehenden Monumentes ist allerdings teuer. Nach der vollständigen Renovation von Schloß Laupen mußte nach 2000 der auf dieser Aufnahme zu erkennende Steilabfall gegen die Sense hin mit seinen Felsen und Stützmauern saniert werden.

Seit 2010 ist das Schloß nicht mehr bernischer Amtssitz und wurde einer privaten Stiftung übergeben.

Nach meiner heutigen Meinung ist das „römische“ Bindemittel vor weniger als dreihundertfünfzig Jahren eingeführt worden.

Dann sollte man den Zahn der Zeit als bestimmenden Faktor anerkennen. Häufig hat man in der Kunstgeschichte und Archäologie den Eindruck, daß zur Freude der Wissenschaftler bei alten Objekten die Naturgesetze der Korrosion und Erosion außer Kraft gesetzt worden sind. – Erdbeben, Feuer und andere Elementargewalten sind ebenfalls ausgeschlossen. – Nur so ist es möglich, 800-jährige Kathedralbauten zu behaupten wie in Zürich oder Genf.

Und letztlich müßten bei der zeitlichen Zuordnung von Bauwerken der gesunde Menschenverstand und eine Art gefühlsmäßige Evidenz mitspielen. Die Bauten, die heute noch aufrecht stehen, haben einen gewissen Altershorizont, den man nicht überschreiten kann. Dieser liegt – wie schon gesagt – bei weniger als dreihundert Jahren vor heute.

Doch schon früher wurde mit Mörtel gebaut. Aber solche Bauwerke sind ausnahmsweise zerstört und unter dem Boden verschwunden, bevor Archäologen sie freigelegt haben.

Damit kommen wir zu einer ebenso wichtigen kunsthistorischen Unterscheidungsmöglichkeit wie der Verwendung von Mörtel: Es gibt grob gesagt zwei Baukulturen: die zerstörte und die erhaltene. - „Römische“ Strukturen sind zerstört, die Werke unserer heutigen Kultur und ihrer Anfänge erhalten.

Da fragt sich, weshalb die baulichen Zeugnisse der „Römerzeit“ im Boden verschwunden sind und teilweise unter meterdicken Erdschichten freigeschaufelt werden müssen.

Eine solche flächenhafte Zerstörung können nicht Menschen allein verursacht haben, möchte man meinen. Wie hätte man ganze Städte wie Augusta Raurica, Vindonissa oder Aventicum einreißen sollen? Oder ausgedehnte Gutshof-Komplexe wie die von Orbe-Boscéaz im Waadtland oder von Winkel-Seeb im Kanton Zürich?

Die „Barbaren“ welche angeblich das Römische Reich zerstört hätten, sind ebenso aus der Geschichte zu verbannen wie die angebliche „Völkerwanderung“ – eine Erfindung übrigens des 18. Jahrhunderts.

Seit einigen Jahren wird deshalb in den Kreisen der Geschichts- und Chronologiekritik eine einzige oder eine Serie von erdgeschichtlichen Katastrophen als mögliche Erklärung herangezogen. Die Sache be-

findet sich erst am Anfang der Diskussion (vergleiche hierzu: Pfister: *Matrix*).

In der Schweiz ist ein erdgeschichtliches Ereignis am Ende der Vorgeschichte faßbar:

Nach neuen Erkenntnissen ist nämlich das alte Augusta Raurica, zehn Kilometer östlich von Basel, durch ein Erdbeben zerstört worden. Säulen und Mauerfluchten, die in die gleiche Richtung umgeworfen wurden, bestätigen dies.

Nun berichtet die erfundene Geschichte von einem Erdbeben in Basel „1356". – Das Ereignis ist sicher eine Erinnerung an die Katastrophe, welche Augst, also Ur-Basel traf.

Ebenfalls berichten die ältesten Quellen häufig von der Pest. – Der schwarze Tod wird in ein sagenhaftes „14. Jahrhundert" verschoben. Aber die gleiche Überlieferung setzt katastrophale Seuchen in der Neuzeit – womit sie der inhaltlichen und zeitlichen Wahrheit nahe kommt.

Doch auch ohne Naturkatastrophen und die Pest reicht der Zerfall des besagten „Römerreiches", um die flächendeckende Zerstörung von altem Baubestand und den europaweiten Aufbau einer neuen Baukultur zu erklären.

Wir kommen zu dem Problem der „mittelalterlichen" Kunststile. Bekanntlich gibt es deren zwei, die Gotik und die Romanik. Wir stellen hier die Frage, wann jede dieser künstlerischen Epochen begonnen hat (vgl. Pfister: *Matrix*).

Der jüngste Baustil ist ohne Zweifel die Gotik. In ihm sind die ältesten Bürgerhäuser und vor allem die meisten, vor allem städtischen Sakralbauten errichtet. Dieser Stil ist nicht weit vor der sicheren Geschichtszeit aufgekommen. Die Abbildungen in den ältesten Schweizer Bilderchroniken zeigen alle eine voll ausgebildete Gotik.

Und vor allem ist eine gotische Kathedrale innig mit dem theologischen Programm der heutigen Glaubensrichtungen – der katholischen sowohl als auch der reformierten Kirche – verwoben.

Ich halte heute dafür, daß die Gotik im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts aufgekommen ist, gleichlaufend mit dem Bau der heutigen „mittelalterlichen" Städte.

Jener Stil reichte in seinen Ausläufern bis etwa in die 1760er Jahre.

Die heutige barock-klassizistische Heiliggeist-Kirche in Bern soll um 1725 errichtet worden sein. Doch das ist viel zu früh. Man muß den Bau auf die späten 1780er Jahre ansetzen.

Doch im Innern verraten die Decken der Emporen mit ihren gotischen Kreuzrippen-Gewölben eine Erinnerung an die vergangene Gotik.

Mit der zeitlichen Verjüngung der Gotik wird die Lüge von einer Jahrhunderte langen Bauzeit gotischer Kathedralen entlarvt. Diese Großbauten wurden zügig, das heißt innerhalb von Jahren oder einer halben Generation hochgezogen.

Als wichtiges Beispiel für die Gotik in der Schweiz nenne ich das Münster von Bern. Dieses wurde an der Stelle eines romanischen Vorgängerbaus, der sogenannten Leutkirche errichtet, die wiederum mehrere Bauetappen aufwies.

Da Bern „1191“ gegründet wurde, setzte man die romanische Stadtkirche auf die Zeit „um 1200“. – Und mit dem Bau des heutigen gotischen Münsters soll „1421“ begonnen worden sein – einfach weil das „Justinger“ in seiner Chronik behauptet.

Die erste, noch nicht glaubwürdige Erwähnung der Berner Stadtkirche wird mit der Jahrzahl „1621“ verbunden. Damals habe man den halbfertigen Turm durch ein Dach abgeschlossen und damit den Bau beendet.

Doch die oben genannte Jahrzahl gibt noch nicht einmal das Datum des Baubeginns wieder.

Der Berner Burgenmaler Albrecht Kauw gibt das Münster mit dem Turmdach in einem Aquarell wieder. So hat sich die Stadtkirche wohl erst um 1760 dargeboten – Also hat man wohl kaum mehr als ein Jahrzehnt an dem großen Kirchenbau in Bern gearbeitet.

Die offizielle Kunstgeschichte klammert sich an ein paar Jahrzahlen, um die verfrühte Entstehung des Berner Münsters zu belegen. So gibt es im Innern ein Chorgestühl, das mit zwei Jahrzahlen „1523“ und „1524“ verziert ist.

Doch nicht nur Papier und Pergament, sondern auch Holz ist geduldig und nimmt alles auf. – Alte Jahrzahlen sind wertlos.

Fast schon lächerlich ist das Argument, das Zähringer-Denkmal im Innern des Berner Münsters stamme aus dem Jahre „1601“: - Die

Zähringer sind ein Teil der Geschichtserfindung – vor dem 18. Jahrhundert undenkbar.

Und jede stilgeschichtliche Betrachtung zeigt das Monument für die Zähringer als Werk des Barocks – also ebenfalls in die zuletzt genannte Zeit zu setzen.

Um die Entstehungszeit des Berner Münsters zu bestimmen, gibt es ein gleichzeitiges Bauwerk, nämlich die Plattform.

Bekanntlich mußten für den neuen Großbau der Kathedrale von Bern der Plateaurand und der Baugrund gegen die südlich liegende Matte hin gesichert werden. Das gewaltige Verstärkungswerk nun ist ebenso wie das Münster größtenteils in Sandstein aufgeführt – ein vor dem 18. Jahrhundert ungebräuchlicher Baustoff.

Auch die Mauerverkleidung mit Buckeln oder Bossen spricht für eine junge Entstehungszeit.

Eine fünfhundertjährige Dauer des gotischen Baustils ist eine Absurdität ersten Ranges.

Und wie soll man das zeitliche Nachhinken der deutschen Gotik gegenüber Frankreich erklären? - Die berühmten nordfranzösischen Kathedralbauten wie Chartres, Amiens. Laon und Beauvais hätten schon „um 1200“ gestanden, Jahrhunderte bevor sich dieser Stil in den deutschen Landen verbreitet habe.

Die Romanik ist der Vorgängerstil der Gotik. Sie ist, wie der Name sagt, als Nachfolgerin der „römischen“ Kunst aufzufassen.

Unter dem Begriff romanische Kunst kann man eine Reihe Stile zusammenfassen, die nach der konventionellen Auffassung inhaltlich und zeitlich weit auseinander liegen: die „frühchristlichen“ Bauten, die „karolingische“, die „ottonische“ und die eigentliche romanische Kunst des „Hochmittelalters“.

Die erwähnten Kirchen-Komplexe in der Oberstadt von Genf, das Baptisterium von Riva San Vitale, das Großmünster von Zürich und die anderen Bauten der Romanik stammen folglich aus einer einzigen Epoche. Und diese hat sich erst vor drei Jahrhunderten ausgebildet.

Der zeitliche Unterschied zwischen romanischem und gotischem Baustil kann nur Jahrzehnte, nicht Jahrhunderte betragen.

Abbildung 13: Das Grossmünster in Zürich auf einem Gemälde von Hans Leu dem Älteren

(Ausschnitt)

aus: *Die Zähringer*, Bd. 3; Sigmaringen 1990, Tafel 1

Das Großmünster in Zürich nach einem Gemälde von Hans Leu dem Älteren

Von dem Maler Hans Leu dem Älteren sind zwei Tafelgemälde erhalten, die Zürich von Süden und von Norden darstellen. Das Bild nach Süden zeigt die Fraumünsterkirche mit dem Üetliberg im Hintergrund. – Es wird gesagt, daß das Gemälde vorreformatorisch sein müsse, weil katholische Heiligendarstellungen übermalt seien.

Die Stadtansicht nach Norden zeigt einen Ausschnitt aus der Zürcher Altstadt rechts der Limmat, die man in ungefähr noch heute wieder erkennt. – Und besonders zeigt sich das Großmünster in seinem jetzigen Baubestand. Diese Stadtkirche ist in ihrem Kern romanisch, aber später gotisiert worden.

In welcher Zeit ist das Großmünster gebaut worden? – Unter der heutigen Kirche wurde der Grundriß einer dreischiffigen Basilika festgestellt. – Die romanische Kirche wird von ihren ältesten bis zu ihren jüngsten Teilen auf „anfangs 1100 bis 1225“ datiert.

Kunsthistoriker folgen blind den Vorgaben der allgemeinen Geschichte. Anders läßt sich die absurd frühe Datierung des Sakralbaus nicht erklären.

Eine nach der Evidenz orientierte Baugeschichte läßt die Gotik vielleicht um 1740 beginnen. Die Stadtansichten von Leu sind also nach der Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden.

Das Großmünster wurde im Baustil der Romanik angefangen. Die Fertigstellung aber fiel in die Gotik. – Daraus erklärt sich das Stilgemisch des Großmünsters – und in einem gewissen Sinne auch die Baugeschichte des Fraumünsters auf der linken Limmat-Seite.

Das Münster zu Basel zeigt ebenfalls einen romanisch-gotischen Mischstil.

Für das Münster zu Bern aber wurde die romanische Vorgängerkirche abgerissen, das Bauwerk folglich in rein gotischem Stil errichtet.

Zwischen der Romanik und der Gotik liegen nur Jahre, nicht Jahrzehnte und Jahrhunderte.

Heute präsentiert sich das Großmünster in Zürich in einer pseudo-ursprünglichen Romanik im Geschmack des 20. Jahrhunderts. Und außen wie innen sieht man arrangierte Zeugnisse und Denkmäler der angeblichen Reformatoren Zwingli und Bullinger.

Das erwähnte Großmünster in Zürich ist zwar romanisch in der Anlage, doch später gotisiert worden (Abbildung 13). – Das Gleiche gilt vom Münster von Basel.

Hier muß man von einem romanisch-gotischen Mischstil sprechen, nicht von einem chronologischen Früher oder Später.

Es sind die falschen Datierungen und die Behauptungen der Geschichtserfindung, welche die Baugeschichte der großen Stadtkirchen verdreht haben.

Das wird auch deutlich bei der Analyse der Geschichte der Hofkirche in Luzern.

Die Kunstgeschichte behauptet, die beiden markanten gotischen Türme der Hofkirche stammten von einem Vorgängerbau. Auf dem Stadtprospekt von Luzern von Martin Martini „1597“ sei dieses alte Gotteshaus abgebildet.

Die heutige Hofkirche, also die später barockisierte dreischiffige Anlage, sei ein Bau „zwischen 1633 und 1644“. Im erstgenannten Jahr, „am Abend von Ostersonntag“, habe die Unvorsichtigkeit eines Dachdeckers (!) einen Großbrand ausgelöst, den nur die beiden Türme „aus dem 12. Jahrhundert“ überstanden hätten.

Was ist von dieser Geschichte zu halten?

Zuerst zeigt die Stadtansicht von Martini die heutige Hofkirche, keinen Vorgängerbau.

Aber die jetzige Hofkirche, samt den zwei Türmen, ist ein Bauwerk des 18. Jahrhunderts. – Das barocke Innere ist noch jünger, desgleichen die spätbarocke Fassade von 1788.

Der Widerspruch ist leicht aufzulösen: Die Ansicht von Martini datiert mitnichten aus dem angegebenen Jahr, sondern etwa aus den 1760er Jahren.

Die Kathedrale von Freiburg im Üechtland wird mit einer ähnlich absurden Baugeschichte erklärt – und auch hier wird die verfrühte Datierung von Martini ins Feld geführt.

Angeblich habe man jenes Gotteshaus im Burg-Quartier „zwischen 1285 und 1485“ errichtet. Eine zweihundertjährige Bauzeit für eine gewaltige Kirche aus Sandstein, einem Material, das vor zu wieder zerbröselt?

Nach dem „Ende des 15. Jahrhunderts“ war man in Freiburg offenbar während anderthalb Jahrhunderten völlig erschöpft von dem Titanenbau. Denn der Chor der Kathedrale soll erst „1630“ angefügt worden sein!

Zweihundert Jahre Bauzeit für die Kathedrale und den Turm, und ein einziges Jahr für den Chor! Wer glaubt so etwas?

Auf einen wichtigen Unterschied zwischen romanischen Kirchen und gotischen Kathedralen muß zum Abschluß hingewiesen werden.

Auffällig ist nämlich, daß romanische Kirchen außerhalb der damaligen Stadtmauern standen. Die gotischen Münster hingegen stehen meistens genau in der Mitte des Stadtkörpers und in einem gewissen Gegensatz zur Stadtstruktur. Für die Kathedralen wurde oft gewaltsam städtischer Platz freigemacht – deutlich sichtbar in Freiburg im Üechtland und in Freiburg im Breisgau.

Im welschen Freiburg steht die alte romanische Kirche Notre-Dame jenseits des alten Stadtgrabens, dort Grabensaal genannt.

Die erwähnte gotische Kathedrale von Freiburg hingegen ist mitten und nachträglich in den ursprünglichen Stadtkern des Burg-Quartiers hinein gepflanzt worden. Dabei sind beide Sakralbauten nur zweihundert Meter voneinander entfernt. - Zwischen diesen beiden Bauten muß in kurzer Zeit sehr viel geschehen sein.

Städtegründungen und Zähringer

Die Schwyzer Eidgenossenschaft soll von den Waldstätten, also ausgesprochenen Land- und Gebirgs-Orten, gegründet worden sein. Aber man weiß, daß jede entwickelte Wirtschaft und Kultur von städtischen Zentren ausgeht und diese bedingt.

Auch konventionelle Schweizer Historiker sind deshalb nicht mehr glücklich über das althergebrachte Geschichtsbild:

Der Beitrag der Städte Zürich und insbesondere Berns für das Zustandekommen dieser Eidgenossenschaft wird bis heute unterschätzt, schreibt der Aegidius Tschudi-Herausgeber Bernhard Stettler (Stettler, 67).

Im Laufe der vorliegenden Analyse wird aber klar werden, weshalb die überlieferte Geschichte die Land-Orte bevorzugt.

Wenn bis heute die Städte als Ursprungsorte der Schwyzer Eidgenossenschaft außer Acht gelassen wurden, so hängt das mit der

unmöglichen Chronologie zusammen. Ein kurzer Blick auf die Stadtgeschichte der Schweiz zeigt es.

In der Vorgeschichte gab es schon Vorformen von Städten, die Oppida. - Aber *oppidum* bedeutet ganz einfach befestigter Ort oder Burg. Die Festung kann groß oder klein sein.

Die großen keltischen Oppida in unserem Lande, etwa der Uetliberg bei Zürich, Altenburg-Rheinau im Kanton Zürich und auf der anderen Seite des Rheins in Baden-Württemberg, die bereits erwähnte Engehalbinsel und Bremgarten bei Bern oder der Wistenlach (Mont Vully) am Murtensee, waren große Befestigungen, aber wohl kaum „Städte".

Die ersten zentralen Orte in unserem Lande bildeten die Römerstädte: Augusta Raurica - Augst, Vindonissa - Windisch, Aventicum - Avenches, Noviodunum - Nyon und Octodurus - Martigny. Diese formten das Rückgrat der „römischen" Kultur, die eine Zeitlang das Land beherrschte. Aber diese Baukultur wurde vollständig zerstört oder abgetragen: Städte, Gutshöfe, Tempelbezirke, Wasserleitungen, Strassen und Brücken.

Erstaunlich ist nun, daß die nachfolgenden Orte, die „mittelalterlichen" Städte, meistens nicht an der Stelle der alten Römerstädte errichtet worden sind.

Man müßte – wie gesagt – Augusta Raurica als Ur-Basel bezeichnen. Aber die heutige Stadt dieses Namens steht weit weg von dem alten Ort.

Das „römische" Aventicum lag in der Broye-Ebene. Doch das heutige Städtchen liegt auf einem Hügel – zwar innerhalb der großen alten Stadtmauer, aber vorher nicht überbaut.

Windisch an der Stelle des alten Vindonissa war ein Dorf. Das Städtchen Brugg entstand weiter unten in der Nähe eines spätrömischen Kastells.

Nur in Nyon wurde das heutige Städtchen in einen Teil der weit größeren Römerstadt hineingebaut.

In Zürich hat man südlich des Lindenhofs eine „römische" Besiedlung durch Ausgrabungen nachgewiesen. Aber als Stadt kann man die wenigen Strukturen wohl nicht bezeichnen.

Das „antike" Bern ist in dem Oppidum-System der Flußschleifen der Enge und von Bremgarten, nördlich der heutigen Stadt zu sehen.

Schon vor hundert Jahren haben Städtehistoriker die Frage gestellt, ob es eine Kontinuität zwischen „römischen“ und „mittelalterlichen“ Städten gebe. Man hat dies bejaht, brachte aber keine Beweise.

Dennoch scheint ein Bruch in der Kulturentwicklung evident. Die römische Baukultur ist vollständig zerstört worden und wird heute unter fruchtbarem Erdreich ausgegraben.

Die kurze Chronologie und der rasche kulturelle Wandel läßt diesen Bruch in der Baukultur, den Übergang von der römischen zur neuzeitlichen Zivilisation, noch dramatischer erscheinen.

War ein Wandel des Geschmackes die Ursache? Oder gewaltige kriegerische Auseinandersetzungen? Oder half sogar eine Naturkatastrophe mit? – Wegen fehlender schriftlicher Quellen werden wir das nie erfahren.

Wenn also von „mittelalterlichen“ Städtegründungen geredet wird, so ist das nicht ganz richtig. Aber man muß annehmen, daß zu einer gewissen Zeit das Siedlungswesen vollständig neu aufgebaut wurde. Die heutigen Altstädte überschreiten wohl nirgends einen Zeithorizont von mehr als dreihundert Jahren vor heute.

Die Baugeschichte weist für die nachrömische Zeit an gewissen Orten einen Wirrwarr von Bauten nach. Die häufigen Um- und Neubauten geben einen Sinn, wenn wir annehmen, daß nach einem Unterbruch wiederum eine rege Bautätigkeit aufblühte.

Die Scaliger-Chronologie und die Geschichtserfindung haben es fertig gebracht, die Stadtentwicklung in absurder Weise zeitlich aufzuspreizen: Nach einer „römischen“ Städteblüte gab es in der Schweiz für acht lange Jahrhunderte keine bedeutenden Orte mehr.

Nur Genf soll auch während der „Völkerwanderung“ weiter gelebt haben. - Das alte Aventicum siechte während dieser Zeit nur noch dahin. - Von Basel weiß man nichts. - In Zürich gab es nur den Lindenhof. – Bern existierte noch nicht auf der Landkarte. - Die Bergtäler der Waldstätte waren noch nicht einmal besiedelt. – Die heutige Schweiz muß damals ausgesehen haben wie am Anfang der Welt.

Erst im „12. Jahrhundert“ soll sich das Blatt gewendet haben. Eine Welle von Städtegründungen schwappte über das Land. Diese liefen alle nach einem gewissen Schema ab: Ein adeliger Landesherr beschließt die Gründung eines befestigten Ortes und stattet diesen mit besonderen Rechten und Privilegien aus.

So sollen die Eschenbacher Luzern und Eschenbach an der Reuss gegründet haben, die Kyburger Winterthur und Diessenhofen, die Habsburger Brugg, Sempach und Bremgarten an der Reuss und die Savoyer Yverdon (Iferten).

Vor allem aber sollen es die Zähringer in der Schweiz, aber auch in Südwestdeutschland, zu unsterblichem Ruhm als Städtegründer gebracht haben. Das angebliche Adelsgeschlecht wird uns besonders beschäftigen.

Das Bild, das von der Stadtentwicklung in der Schweiz geboten wird, ist wirr. Von der Gründung vieler kleiner und winziger Städtchen wird berichtet. Man erfährt von abgegangenen Kleinstädten wie Illens (Illingen) und Arconciel (Ergenzach) links und rechts der Saane südlich von Freiburg. - Und man hört vom Städtchen Glanzenberg an der Limmat bei Dietikon, angeblich einer Gründung der Regensberger.

Aber wo bleiben die großen Städte?

Lassen wir Bern auf der Seite, so fällt auf, daß die anderen bedeutenden Orte, nämlich Basel und Zürich, während dieser angeblichen Städtegründungszeit eine eigentliche Nichtexistenz führten.

Wo die Ursprünge Basels liegen und ab welcher Zeit man von einer Stadt sprechen kann, wird nicht gesagt.

Von Zürich gilt dasselbe: Man spricht vom Lindenhof, vom Fraumünster, dann vom Großmünster. Aber Stadtmauern bekam der Ort erst „im 14. Jahrhundert“.

Nicht nur Basel und Zürich haben undeutliche Ursprünge und fehlende Städtegründer; das Gleiche gilt für die großen Westschweizer Städte Lausanne und Genf.

Und wie die einzelnen städtischen Zentren zusammenhingen, ist unklar.

Hier zeigt sich einmal mehr, wie unstimmig das Bild der barocken Geschichtserfindung ist. Diese fabrizierte zwar Tausende von Urkunden, die eine Menge Orte namentlich begründen sollten. Aber die inhaltliche und zeitliche Vernetzung fehlt – und konnte nachträglich nicht mehr geschaffen werden.

Die Sache mit den „mittelalterlichen“ Städtegründungen enthält noch einen anderen logischen Fehler: Die Klöster sollen *vor* den Städten gegründet worden sein.

Lassen wir die sagenhaften „karolingischen“ Klöster St. Gallen, Müstair (Münster), und Moutier-Grandval beiseite, so wurden die meisten sogenannten Reformklöster im „11. Jahrhundert“ gegründet. – Doch Klöster als Kleinst-Städte bedingen richtige Städte. Die Sache mit den Klostergründungen ist unglaubwürdig.

Die neuzeitlichen Geschichtserfinder mußten sich mit dieser logischen Unstimmigkeit abfinden. Denn die Blaupause der alten Geschichte verlangte, daß diese religiös begründet sein mußte. Und das 11. Jahrhundert ist bekanntlich das Jahrhundert der Kirchenreform von Hildebrand, dem späteren Papst Gregor VII., dem deutschen Jesus.

Ein kleiner Treppenwitz liegt in diesen Entstehungslegenden. Die geistlichen Zentren wurden von klösterlichen „Reform-Orden“ gegründet. Aber Reformen kann man doch erst nach erfolgter Gründung, nach einer gewissen Zeit anbahnen?

Ein Beispiel für ein Reformkloster in der Schweiz ist sogar unmittelbar mit dem Mönch Hildebrand verbunden.

Wie gesagt weilte der „heilige Satan“ 1076 für kurze Zeit im Kloster Rüeggisberg. Dieses aber war erst im Vorjahr gegründet worden. – Hat Papst Gregor VII. wohl in einer Bauhütte gewohnt?

Rüeggisberg existierte also schon „1076“.

Für die Gründung der Stadt Bern mußte man jedoch noch volle 115 Jahre warten. – Das ist unglaubwürdig, aber so ist die alte Geschichte allgemein.

Mehr läßt das Intervall aufhorchen: von 1076 bis 1191.

Nach dem Geschichtsbuch mußte der römische Kaiser Trajan „115 AD“ einen jüdischen Aufstand in Jerusalem niederschlagen. - Der zeitliche Abstand enthält also schon eine geheime Vorbedeutung.

Keine Stadt hat einen so glorreichen historischen Ursprung aufzuweisen wie Bern. Und keine adeligen Städtegründer haben mehr Ruhm erworben als die Zähringer. Diese haben nicht nur die Aare-Stadt, sondern auch viele andere Orte gegründet und angeblich einen einzigartigen städtebaulichen Typus, eben die Zähringer-Stadt geschaffen.

Aber die Geschichtsanalyse entlarvt den Mythos der Zähringer. Der noch heute gepflegte Kult um jenes sagenhafte Geschlecht ist historisch unhaltbar.

Die Herzöge von Zähringen seien „zu Beginn des 11. Jahrhunderts“ aufgetaucht. – Warum gerade um diese Zeit? Doch sicher, weil dies das Reform-Jahrhundert von Hildebrand war.

Und der erste Herzog von Zähringen soll Berchtold geheißen haben und Markgraf sowohl von Kärnten als auch von Verona gewesen sein. – Hier kommt etwas viel auf einmal zu, so daß wir die einzelnen Elemente auseinander nehmen müssen.

Das Geschlecht soll sich ableiten von der Stammburg Zähringen auf dem gleichnamigen Burgberg nordöstlich von Freiburg im Breisgau. - Es gibt dort tatsächlich eine gut erhaltene Burgruine, bestehend aus einem runden Bergfried und einem Bering. Doch das Schloß ist eher klein und wirkt wie verloren auf der weitläufigen Hügelkuppe des Zähringer Burgberges.

Dagegen hat man durch Ausgrabungen in den 1980er Jahren auf dem Zähringer Burgberg ein imposantes keltisches Oppidum nachgewiesen, mit gewaltigen, in *Murus Gallicus*-Technik geschaffenen Terrassen längs der ovalen Hügelkante. – Waren die Zähringer Keltenfürsten?

Die Namensanalyse gibt den entscheidenden Fingerzeig, weshalb viele Städte die ZÄHRINGER als ihre Gründer behaupteten: Entvokalisiert ergibt sich eine Konsonantenfolge CRNC oder CRNS. Daraus errät man unschwer CHRISTIANUS. – Die Zähringer als christliche Gründerväter, gewissermaßen als weltliche Stadtheilige.

Die meisten Zähringer hießen Berchtold. Der Name BERCHTOLDUM läßt sich zurückführen auf das Konsonantengerüst PRCTLTM. Hier verbirgt sich PARACLETUM, *paracletus*, der altchristliche Paraklet.

Der Begriff Paraklet bedeutet *Tröster, Fürsprecher, Sachwalter, Mittelsperson zwischen Gott und Mensch*. Also sind die Zähringer nicht nur ein christliches Geschlecht, sondern auch Mittelsleute zwischen Gott und ihren Klienten, in diesem Fall den Städten.

Wie können Adelige aus dem Breisgau gleichzeitig Herzöge in Kärnten und in Verona sein? Das ist absurd, würde man meinen. Doch die Matrix verlangte, daß der heilsgeschichtliche Sinn erfüllt wurde, auch wenn dabei die Logik in Brüche ging.

Kärnten, CARANT(AN)IAM, *Carantania* hat die gleiche Wurzel wie der angeblich griechische Städtename Korinth: CRNTM = CHRISTIANUM. Mit Kärnten haben wir also eine Verdoppelung von Zäh-

ringen, was zusammen mit Berchtold in etwa „der allerchristlichste Paraklet“ bedeutet.

Der Name Verona ist der deutschen Heldensage mit Dietrich von Bern entnommen. Hinter dieser Gestalt steht bekanntlich der Ostgotenkönig Theoderich, der seinen Sitz in Verona hatte. Verona ist Welsch-Bern. Die Aare-Stadt nannte sich deshalb Bern – und zur Unterscheidung manchmal auch Deutsch-Bern.

Nun aber soll Bern von dem letzten Zähringer namens Berchtold V. gegründet worden sein. Weshalb wurde dem ersten Vertreter dieses Geschlechts und Namens die Würde eines Markgrafen von Verona zudiktiert? – Man kann das nur so erklären, daß die Geschichte zuerst, die Chronologie nachher geschaffen wurde. In der ursprünglichen Form gab es nur einen Herzog Berchtold von Zähringen, der Bern gegründet hat.

Aber sicher spielt hier auch die raffinierte Verschleierungstaktik der Geschichtsfälscher mit: Wäre der letzte Herzog gleichzeitig als Markgraf von Verona tituliert worden, so hätte vielleicht jemand die Assoziation zwischen Bern und Verona gemacht. Also hieß man den ersten Berchtold einen Markgrafen von Verona, den letzten den Gründer von Deutsch-Verona = Bern.

Die Zähringer scheinen zuerst ganz auf Bern bezogen gewesen zu sein. Man darf vermuten, daß diese Stadt jenes Geschlecht erfunden hat. - Erst bei der Ausgestaltung der Blaupause wäre dann der Wirkungsbereich dieser Herzöge geographisch ausgeweitet worden.

Die Zähringer waren dem Geschichtsbuch nach zuerst Herzöge ohne Land. Durch eine Erbschaft „um 1090“, dann durch einen Sieg über den Savoyer Herzog bei Payerne (Peterlingen) gelang es ihnen, in Burgund Einfluß zu nehmen. – Bern liegt bekanntlich in dieser schwer zu definierenden Landschaft.

Endgültig durch Kaiser Friedrich Barbarossa „1152“ seien die Zähringer mit dem Rektorat von Burgund betraut worden.

Die Nützlichkeit einer Zähringer-Sage für die Städte wird damit einsichtig: Die Städte wollten als reichsunmittelbar gelten, aber nicht dem römischen Kaiser direkt, sondern über einen Mittelsmann - einen Fürsprecher, einen Parakleten - untertan sein.

Abbildung 14: Spiezer Schilling: Die Vergiftung der Kinder des letzten Herzogs von Zähringen

Illustration aus Diebold Schillings Spiezer Chronik (Ausschnitt)

Die Vergiftung der Kinder des letzten Zähringers

Die angebliche Vergiftung der beiden männlichen Erben des letzten Zähringers durch neidische Adelige ist eine wohlkalkulierte Episode der Geschichtserfindung und braucht nicht länger behandelt zu werden.

Die farbenprächtige Abbildung dieser Episode in der Spiezer Chronik aber verdient eine besondere Betrachtung.

Man sieht die beiden Zähringer Kinder vergiftet am Boden liegen. Die geöffneten Röcke zeigen sie als Vertreter des männlichen Geschlechts. Neben den toten Kindern liegen die verschütteten Kelche, aus denen Schlangen züngeln. - Ein Freund des Herzogs zeigt auf die Leichen und blickt gleichzeitig dem Giftmischer in die Augen. Dieser hält noch den Mörser in der Hand, mit welchem er die tödlichen Substanzen gemischt hat.

Neben zwei weiteren Männern erkennt man hinter einem reich gedeckten runden Tisch zwei elegante Damen. Die eine – offenbar die Zofe – schaut dem schrecklichen Geschehen gelangweilt zu.

Besonders interessant ist links neben der Dienerin die Herzogin von Zähringen – es muß Clementia von Auxonne sein – die Gemahlin Berchtolds V. Diese ist entsetzt aufgesprungen und verwirft in theatralischer Pose die Hände über ihrem Kopf. Das kostbare grüne Gewand verrät den vornehmen Status der Frau. – Mit ihrem Ausschnitt zeigt sie sogar eine erotische Ausstrahlung.

Der Künstler hat die fürchterliche Geschichte von der Vergiftung der Erben des letzten Herzogs von Zähringen meisterlich in einem Bild zusammengefaßt – und scheint gleichzeitig die ganze Episode lächerlich zu machen.

Die Illustration wirkt bei längerem Zusehen wie eine Karikatur. Man meint, der Zeichner wollte sich insgeheim Luft machen über diesen unsäglichen Wust von historischen Märchen, Sagen und Legenden, den er ausschmücken mußte.

Der Spiezer Schilling – richtig Justingers illustrierte Berner Chronik – kann aus stilkritischen Gründen erst nach der Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden sein.

Ein Nachtrag zur erfundenen Zähringer-Geschichte sei erlaubt:

Das Geschlecht soll „1218“ ausgestorben sein. – Aber bereits „1208“ hätten die verräterischen Adeligen einen Anschlag auf Herzog Berchtold verübt: Im Wallis warfen sie Felsbrocken auf ihn. Nur mit knapper Not habe sich der Zähringer retten können (*Berchtoldus a nobilitate proditus vix evasit per praerupta Valesiae saxa*). (Chronologia Helvetica, 25).

Justinger wollte deshalb Berns Handfeste zuerst „1208“ ansetzen.

Abbildung 15: Titelbild einer kritischen Schrift von 1765 über die angebliche Vergiftung der Zähringer-Erben

aus: *Die Zähringer*, Bd. II; Sigmaringen 1986; 383

Gottlieb Walthers Kritik an der Zähringer-Legende

1765, im Alter von 27 Jahren, veröffentlichte der Berner Jurist und Historiker Gottlieb Isaak Walther (1738 – 1805) seine Kritik an der Legende, wonach neidische burgundische Adelige die Kinder des letzten Zähringer Herzogs Berchtold V. vergiftet hätten.

Die 77-seitige Schrift ist noch heute lesenswert und in ihrem kritischen Ansatz beinahe genial, was schon die Einleitungssätze der Vorrede zeigen - hier im Buch als eines der Mottos wiedergegeben.

Auch heutige Historiker würden gut daran tun, sich Walthers Vorbehalte gegenüber der geschichtlichen Überlieferung zur Kenntnis zu nehmen.

Gottlieb Walther analysiert in diesem Jugendwerk die schon damals als sakrosankt hingestellte Zähringer-Legende. – Aber der Forscher will erklären, nicht predigen:

Ich suche niemandem seinen süßen Wahn zu nehmen. Ich trachte allein durch diese Probe zu zeigen, wie eine Fabel entstanden, wie sie nach und nach gemein worden, wie sie in alle Geschichtsbücher geflossen sei (G. Walther: *Critische Prüfung*, Vorrede, 8).

Im Einzelnen führt Walther aus, daß die Nachrichten über das tragische Ende des Zähringer-Geschlechts erst Jahrhunderte nach dem angeblichen Geschehen aufgeschrieben wurden. Und der Kritiker weist nach, daß jeder alte Geschichtsschreiber die Fabel anders erzählt.

Gottlieb Walther erkennt auch den Sinn in der unsäglichen zähringischen Vergiftungs-Geschichte. Wichtig ist darin die Prophezeiung der künftigen Größe Berns durch den seiner Söhne beraubten Herzog: Die Bürger Berns werden sich an dem burgundischen Adel rächen, und die Stadt wird groß und mächtig werden.

Walther war ein bedeutender Rechtshistoriker. Er schrieb vor allem eine Geschichte des Berner Stadtrechts und einen Versuch der ältesten Geschichte Helvetiens.

Nicht nur Walther, auch viele andere Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, werden seit langem von Historikern ignoriert – obwohl deren Werke gedruckt vorliegen. Man glaubt den Grund zu kennen: Diese Quellen könnten das liebgewordene Geschichtsbild von den alten Eidgenossen in Frage stellen.

Der Zähringer-Kult der Städte war geboren. Aber es hätte ein Problem geben können.

Was wenn diese weltlichen Stadtheiligen selbst gegen ihre Schützlinge vorgehen würden? Oder der Kaiser ihnen das Mandat entzogen hätte?

Das führt geradewegs zur letzten Stufe der Zähringer-Sage. Dieses Geschlecht ist nämlich „1218“ ausgestorben – 27 Jahre nach der Gründung Berns. – Und eben in diesem Jahr, unmittelbar nach dem Tode des letzten Vertreters Berchtold V., ließ sich Bern angeblich die erwähnte goldene und christliche Handfeste von Kaiser Friedrich II. ausstellen.

Man bekommt den Eindruck, daß der Mohr in Gestalt der Zähringer seine Schuldigkeit getan hatte, damit die Geschichte im gewünschten Sinne weiter laufen konnte.

Doch die Zähringer sind nicht ausgestorben, sie sind ausgerottet worden! - Angeblich hätte der letzte Berchtold adelige Neider gehabt. Diese hätten eine Verschwörung angezettelt und dessen zwei Söhne vergiftet (Abbildung 14).

Der erzürnte Herzog von Zähringen habe darauf geantwortet: Wenn diese Leute mir meine Kinder vergiftet haben, so daß mein Geschlecht aussterben muß, *so will ich inen und allen iren nachkomen ouch vergiften mit dieser stat berne* (Justinger, 10).

Bern als Rachegründung eines zum Aussterben verurteilten Herzogs, und der Aufstieg jener Stadt als eine groß angelegte Vergiftungsaktion der umliegenden Adeligen; das ist doch eine erstaunliche Vorstellung!

Diese Geschichte kann nicht stimmen.

Es ehrt die Geschichtsforschung der Aufklärungszeit, daß es bereits damals einen Kritiker der Zähringer-Legende gegeben hat.

1765 erschien in Bern ein Büchlein Juristen und Historiographen Gottlieb Walther mit dem Titel *Critische Prüfung der Geschichte von Ausrottung des Zäringer Stamms durch Vergiftung zweier Söhnen Berchtolds V.* (Abbildung 15).

In dem dreibändigen Zähringer-Werk wird das Frontispiz des Werkes abgebildet, aber auf den Inhalt nirgends eingegangen.

Das führt zur Frage, wie viele Städte diese Herzöge gegründet haben und nach welchen Grundsätzen die Orte angelegt wurden.

Die Forscher stellen sich der Frage, müssen aber in gewundener Sprache zugeben:

Die besonderen Schwierigkeiten unserer Beschäftigung mit den „Zähringerstädten" ergeben sich aus der historischen Situation des 12. Jahrhunderts und dessen Stellung innerhalb der deutschen mittelalterlichen Stadtgeschichte (*Zähringer*, II, 220).

Danach hätten die Zähringer nur drei Orte gegründet, nämlich die beiden Freiburg und Bern.

Daneben gebe es aber etliche Städte, die im Besitz dieser Herzöge gewesen seien, nämlich Offenburg, Breisach, Neuenburg am Rhein, Villingen, Rheinfelden, Zürich, Solothurn, Burgdorf, Murten und Thun.

Zuletzt kämen noch zentrale Orte mit „Zähringer Tradition" hinzu: Rottweil, Bräunlingen und Kenzingen.

Man bekommt den Eindruck, daß nach dem Vorbild Berns bald viele Städte in der Schweiz und in Südwestdeutschland die Zähringer als nützliches Vehikel entdeckt haben, um für sich Freiheiten zu begründen, die ihnen niemand gegeben hat.

Dann muß auf die Behauptung vom Typus der Zähringer Stadt eingegangen werden.

Der Berner Kunsthistoriker Paul Hofer hat sein ganzes Leben den Zähringer-Städten gewidmet. Andere Wissenschafter wie Françoise Divorne und neuerdings Klaus Humpert sind ihm mit neueren Publikationen gefolgt und singen alle das Lob von den Herzögen aus dem Breisgau als geniale Stadtplaner.

Dabei ist der städtebauliche Mythos von den Wissenschaftern sehr einfach fabriziert worden: Man verglich die Strukturen der Städte, die eine Zähringer Tradition behaupten und stellte gemeinsame Merkmale zusammen – auch wenn diese nur zufällig oder gesucht waren.

Bei der Analyse der Grundrisse der angeblichen Zähringer Städte ergibt sich im Grunde nur eines, nämlich daß die zentralen Orte durch raffinierte Planung geschaffen wurden und nicht organisch gewachsen sind, wie das eine ältere romantische Auffassung meinte.

Die geplante Struktur dieser Plätze aber läßt sich nicht irgendwelchen Bauherren zuordnen. So wenig man von Kyburger Städten als Typus sprechen kann, so wenig von Zähringer Städten.

Es gibt zum Beispiel Planmerkmale von Städten, die in die Vorgeschichte zurückreichen. Ich erwähne hier etwa die ovalen Grundrisse, die überall nördlich der Alpen von Iberien bis Pannonien in Burgen und Städten vorkommen.

Dann ist auf die oft ausgeklügelte vermessungstechnische Anlage der befestigten Plätze hinzuweisen, die ich in der Schweiz mit dem Mittel einer wiederentdeckten keltischen Landvermessung nachgewiesen habe.

Auch bildliche Formen tauchen in den Grundrissen und Strukturen vieler Städte auf: in Zürich etwa ein Löwenkopf, in Bern ein Phallus, im Städtchen Avenches ein Skarabäus, in Freiburg im Üechtland sowohl eine Taube wie ein Fisch.

Und in Bern, aber auch in Aventicum, Bremgarten bei Bern und in anderen alten Schweizer Orten war zum Beispiel ein ägyptisches Ankh- oder Henkel-Kreuz eingemessen – um nur einige Schweizer Beispiele zu nennen.

Sicher als nachrömisch, deshalb „mittelalterlich“, muß man die geschwungenen Linien der Straßenachsen der heutigen Altstädte bezeichnen, wie sie typisch sind für die beiden Freiburg und für Bern. – Doch dies sind einzelne Planungsmerkmale, die man nicht historisch und regional einschränken darf.

Die Zähringer sind eine Phantom-Dynastie. Folglich sind alle ihre Zeugnisse angedichtet und wissenschaftlich unhaltbar.

Bei der Nydegg-Kirche in Bern - die auf den Resten einer ehemaligen steinernen Burg erbaut wurde - steht an einer schattigen Mauer ganz verloren ein künstlerisch zweifelhaftes Standbild von Herzog Berchtold von Zähringen von 1847.

Die Bronze-Statue stand ursprünglich auf der Münster-Plattform. In den 1960er Jahren wurde sie dort als unpassend empfunden und an den heutigen Aufstellungsort versetzt.

Der Stadtgründer Berns fristet heute also nur mehr ein Dasein im Halbschatten der Geschichte.

Doch auf die Zähringer kann man ganz verzichten.

Julius Caesar, die Helvetier und Aventicum

Die Geschichte der alten Römer ist allzu sehr auf Rom am Tiber bezogen, was selbst schon ein Indiz für die römisch-katholische Dominanz der Geschichtserfindung ist.

Trotzdem erscheinen im Geschichtsbuch der Antike die Helvetier – das angebliche Keltenvolk des Schweizer Mittellands – mehrere Male im Zusammenhang mit kriegerischen Ereignissen.

Das beweist nicht eine alte Geschichte. Aber es zeigt, daß man im werdenden Europa der Neuzeit die Eidgenossenschaft der Schwyzer kannte und bemerkte.

Die „antiken" Erwähnungen der Helvetier zeigen dieses als eigensinniges und leidgeprüftes religiöses Volk.

Erstmals „107 AC" soll ein Heer der Helvetier seine Heimat verlassen haben und bei Agen (Agedincum) in der Region von Bordeaux ein römisches Heer unter dem Konsul Lucius Cassius Longinus besiegt haben.

Zwei Jahre später hätten die Helvetier in Arausio (Orange) im französischen Midi ebenfalls ein römisches Heer vernichtet. Diesmal aber hatten sie die Teutonen, ein germanisches Volk zu Verbündeten.

Doch beide Siege blieben merkwürdig folgenlos. Die Helvetier lebten weiterhin im Schweizer Mittelland, wie als ob keine Kriegszüge nach Gallien stattgefunden hätten.

Das Studium der ältesten Schwyzer Chroniken – vor allem den kleinen Stumpf und die Helvetische Chronologie von Schweizer – bringt noch mehr Kriegstaten der Ur-Eidgenossen im Ausland hervor.

Bereits „1740 AC" (!) sollen die Helvetier in dauernden Kämpfen mit den Germanen gewesen sein. Deren Fürst Suevus soll die ganze Ostschweiz besetzt und das Kastell Zürich erbaut haben (*Chronologia Helvetica*, 8).

„638 AC" machte der Helvetier Elico eine Expedition nach Rom und brachte seinen Landsleuten südländische Früchte und Wein nach Hause (*Chronologia Helvetica*, 8).

„387 AC“ soll der mächtige Gallierfürst Brennus Rom erobert und geplündert haben. Das Heer des Barbaren aber bestand zur Hauptsache aus Helvetiern.

Auch danach hätten die Helvetier in Italien den Römern zu schaffen gemacht.

Aber vor allem kennt man aus der Geschichte der Helvetier ihren legendären Auszug nach Gallien.

Das Datum des Ereignisses wird heute auf „58 AC“ angesetzt. Nach Stumpf hätte man den Auszug tatsächlich dann beschlossen, aber mit der Ausführung zwei Jahre zugewartet.

56 AC aber sind numerologisch 666 Jahre nach dem Untergang des Teilreiches Israel mit der Hauptstadt Samaria.

Samaria ist SANCTA MARIA. – Für die Eidgenossen ist zum Beispiel die Niederlage bei Marignano (MARIA) eine Marien-Schlacht.

Und das Nordreich Israel gilt in der Bibel als Gebirgsland – genau wie das Land der Waldstätte. Das biblische Buch Judith hebt die schwer zugänglichen Gebirge der Israeliten hervor, die ihnen Schutz gegen fremde Angreifer bieten.

Der einflußreichste Mann der Helvetier hieß Orgetorix, in der chronikalischen Überlieferung auch Horreich oder Horderich genannt.

Orgetorix zettelt eine Adelsverschwörung an und überredet sein Volk, mit der ganzen Habe nach Gallien auszuziehen. Als Grund wird angegeben, daß das Helvetierland zu klein sei und sie mit ihrer Zahl, ihrem Ruhm und ihrer Tapferkeit leicht die drei großen Völker Galliens würden unterjochen können. Die Verschwörung wird zwar aufgedeckt. Orgetorix stirbt angeblich eines natürlichen Todes. Es heißt, man habe geplant, den Fürsten zu verbrennen.

Das ganze Volk, angeblich über 300'000 Köpfe, zieht mit Kind und Kegel, mit Ross und Wagen via Genf nach Westen.

Nur haben die Helvetier nicht damit gerechnet, daß das römische Heer ausgerechnet vom Gottkönig und obersten Priester Julius Caesar befehligt wurde. Dieser durchschaut schon am Genfersee die Absichten des Keltenvolkes.

Caesar läßt bei Genf die Brücken über die Rhone abbrechen, um den Helvetiern den Auszug zu erschweren.

Die Rhone heißt deutsch Rotten, also die Rote. Bekanntlich müssen auch die biblischen Hebräer bei ihrem Wegzug aus Ägypten ein rotes Gewässer, das Rote Meer überqueren.

Trotz römischem Widerstand gelingt es den Helvetiern, die Saône (*Arar*) zu überqueren. Vor Bibracte, der Hauptstadt des gallischen Stammes der Häduer, jedoch wird der Kriegszug gestoppt. Und hier bringt Caesar den Helvetiern eine entscheidende Niederlage bei.

Ein hervorstechender Charakterzug Caesars ist seine Milde (*clementia*), die sich auch wieder in seinem Urteil über das geschlagene Volk zeigt: Der Feldherr befiehlt den Helvetiern, in ihre Heimat zurückzukehren und die Heimstätten wieder aufzubauen, die sie beim Auszug zerstört hatten.

Was ist von dieser Geschichte zu halten?

Zuerst sind die HELVETII, die Helvetier, das hebräische Priestervolk der *haleviim*. Aber Hebräisch ist als Sprache sehr spät, vielleicht vor drei Jahrhunderten entstanden. Somit sagt die Helvetier-Geschichte etwas aus über die alten Eidgenossen kurz vor der Geschichtszeit.

Die Ableitung der Helvetier von den hebräischen Priestern ist an und für sich einsichtig. Die Geschichtserfinder haben das wohl geahnt. Deshalb legten sie bei der Namensdeutung eine falsche Fährte – wie an anderen Stellen auch.

Da soll es einen friesischen, also holländischen Chronisten namens Hamconius gegeben haben. Dieser erzählt, daß sein Volk unter Karl dem Grossen nach Rom gezogen sei. – Auf dem Heimweg hätte ein Teil in Zürich (!) eine Kolonie gegründet. Und weil jenes Land zwischen Alpen und Jura auf halbem Wege zwischen Friesland und Rom lag, hätten sie es *haelewey* genannt, woraus dann *Helvetia* geworden ist (zitiert nach: Weisz, 174).

Wie abstrus diese Erzählung ist, zeigt schon, daß Helvetia als nachantiker Name aufgefaßt wird. Aber der Chronist wußte genau, weshalb er diese Etymologie brachte: Das *haelewey* tönt fast gleich wie *haleviim* und lenkt von dem hebräischen Ursprung ab.

Die Helvetier sind auch Plebejer, also einfache Leute. Ihr Hauptstamm heißt deshalb *Tiguriner*, was sich ableitet von lateinisch *tugurium* = einfache Hütte.

Aber auch in der römischen Geschichte des Titus Livius machen die Plebejer zwei Auszüge aus Rom, um ihren Forderungen nach politi-

scher Gleichstellung Nachdruck zu verschaffen (Pfister: *Matrix*). Und sie wandern nicht irgendwohin. In der römischen Variante ziehen sie auf den heiligen Berg, der unbestimmt bleibt, aber nur der Waldberg Vesuv im heiligen Land Kampanien sein kann.

Und die Helvetier? Sie ziehen nach Gallien. Julius Caesar führt dort einen heiligen Krieg. Und Caesar ist Jesus. Dieser wirkt in Galiläa, was eine andere Form von Gallien ist (Carotta, 36). Jesus Caesar weist die Hebräer zurück, aber vernichtet sie nicht.

Gallien, GALLIAM selbst ist nicht zuerst vom lateinischen *Hahn* = *gallus* abzuleiten. – Dahinter steht ein ursprüngliches *Vallia*, WALLI-AM = VL(S)M = VOLUSIUM oder VESULIUM. – Der englische Thronfolger nennt sich noch heute Prinz von WALES, weil dieses Land ursprünglich Frankreich und England zusammen bezeichnete.

Die bekannteste Variante der Geschichte vom Auszug eines einfachen Priestervolkes in ein gelobtes Land findet sich in den Büchern Mose (Exodus, 11 ff.).

Hier kann man sich die akademische Frage stellen, ob der Schreiber des Livius von den Schreibern des Exodus abgeschrieben haben oder umgekehrt. – Und ist der Gallische Krieg von „Caesar“ gleichzeitig mit den anderen Versionen entstanden?

Daß die Helvetier sich als Hebräer verstehen, zeigt auch die Numerologie. Dieses Keltenvolk besaß nach Caesar *zwölf* Oppida, entsprechend den *zwölf* Stämmen Israels.

Caesar ist der kirchliche Oberherr, wie in Ägypten der Pharao. Deshalb besiegt er die Helvetier in BIBRACTE. Der Name enthält zwei Bestandteile PAPA = Papst und *actum* = geschehen.

Der Sinn in der Geschichte des Auszugs der Helvetier nach Gallien scheint also kurz der zu sein: Die Hebräer werden zurechtgewiesen, aber nicht vernichtet.

Die Helvetier siedelten angeblich im ganzen Schweizer Mittelland zwischen Genfersee (Lac Léman) und Bodensee. Doch ihr Kerngebiet ist die Westschweiz mit der Hauptstadt Aventicum.

AVENTICUM (VNN) hat die gleiche Namenswurzel wie AVENNO (VNN), Avignon. Das angeblich mesopotamische NINIVE (NNV) ist eine weitere Variante.

Und auch Aventicum war wie Avignon ein Bischofssitz.

Aventicum liegt im Wald-Gau, französisch Vaud. Wald spielt auf den Waldberg, den Vesuv an. Dieser feuerspeiende Berg liegt im heiligen Land, ob es nun Kampanien oder Gallien heißt.

In den ältesten Chroniken wie Stumpf wird gesagt, der Waldgau rund um Aventicum sei von den Römern auch Galiläa genannt worden.

Die Waldleute haben eine eigene Religion. Im „Spätmittelalter" werden in Bern und Freiburg Waldenser-Prozesse aktenkundig.

Die Waldenser, die ein einfaches, nicht hierarchisches Christentum anstreben, entsprechen ziemlich gut einem Judenchristentum vor der Glaubensspaltung. – Und daß die hierarchisch strukturierte dogmatische Kirche eine solche Glaubensgemeinschaft erbittert bekämpfen mußte, leuchtet ein.

Der Zusammenhang zwischen Waldensern und den Juden vom heiligen Waldberg ist noch enger.

Die Sekte der Waldenser soll angeblich „1176" vom Kaufmann Petrus Valdes aus Lyon gegründet worden sein. Numerologisch sind das hundert Jahre nach Hildebrands Aufenthalt in Rüeggisberg.

LYON bedeutet ILJUM oder ILJON, der zweite Name für TROJA. – Valdes ist also ein Waldmann aus Troja.

Die Helvetier bekamen die Ehre, ein drittes Mal in der „römischen" Geschichtsschreibung erwähnt zu werden:

Cornelius Tacitus schildert in seinen Annalen in der Anarchiezeit zwischen dem Tod Neros und der Erhebung Vespasians zum Kaiser einen Aufstand dieses Priestervolkes. – Als Jahrzahl wird „68/69 AD" genannt.

Die Helvetier hätten sich gegen die im Lager Vindonissa - Windisch im heutigen Aargau stationierte 21. Legion erhoben. Dies ruft eine militärische Gegenreaktion der Römer hervor. Die Aufständischen fliehen auf den *Mons Vocetius* und werden dort erschlagen oder gefangengenommen. – Die römischen Truppen jedoch machen ganze Sache und ziehen nach Aventicum, verheeren das Helvetierland, führen Tausende in die Sklaverei und richten ihren Anführer Alpinus hin.

Der *Mons Vocetius* gilt als der heutige Bözberg, auf der anderen Aare-Seite von Vindonissa – Windisch und Brugg. – Die Herleitung ist richtig in dem Sinne, daß der Name ein Vesuv-Berg ist.

Aber der Name Bözberg hat eine Hinterbedeutung:

In *Vocetius*, VOCETIUM = VCTM liest man klar VICTUM, *victus* = besiegt. Die Helvetier werden schließlich an diesem Berg völlig besiegt.

Schon der Ortsnamenforscher Otto Marti hat jedoch vermutet, daß der *Mons Vocetius* auch der Wistenlach sein könnte (Marti: *Aufbruch des Abendlandes*, 238). Dieser trug bekanntlich ein Oppidum.

Doch nicht nur der Bözberg und der Wistenlach sind namensgleich, sondern auch die Grundsilbe der beiden Ortsnamen Aventicum (VNT) und Vindonissa (VNT).

Die Geschichte des Helvetieraufstandes ist wohl eher auf dem Mont Vully und in Aventicum zu lokalisieren als in Windisch und auf dem Bözberg.

Auch der Name des Führers ALPINUS ist bedeutungsvoll. Darin erkennt man ALBA, die Stadt des Mettius.

Auffällig ist in dieser Geschichte die grausame Behandlung, welche die widerspenstigen Helvetier erfahren und in einem völligen Gegensatz zu dem gnädigen Schicksal steht, das ihnen Julius Caesar beschied.

Sicher ist der Sinn des Helvetier-Aufstandes darin zu sehen, daß ein gläubiges Volk leiden muß. Und wenn das Leiden ein Jahr vor der Tempelzerstörung von Jerusalem durch Titus und zehn Jahre vor der Zerstörung von Pompeji war, dann gewinnt das Volk so Ruhm und Ehre.

Die Helvetische Chronologie datiert den Helvetier-Aufstand ins Jahr 71 AD. Damit wird ein numerologischer Anklang an das Jahr 71 AC geschaffen. In jenem Jahr wurde der Sklavenaufstand des Spartakus niedergeschlagen – klar ein christliches Wetterleuchten im alten Rom.

Stumpf hingegen bringt als Datum des Helvetier-Aufstandes das Jahr 70 AD. – In jenes Jahr wird heute gemeinhin die Zerstörung Jerusalems durch Titus und die Wegführung des jüdischen Volkes gesetzt.

Die Geschichtserfindung setzt dieser Aufstands-Sage eine abstruse Krone auf: Zur gleichen Zeit als die Helvetier von den Römern besiegt werden, helfen sie diesen, indem sie Hilfstruppen nach Palästina zur Niederschlagung des jüdischen Aufstandes und zur Eroberung Jerusalems senden!

Die moderne Geschichtswissenschaft glaubt nichtsdestoweniger an die Legende und ist deshalb ratlos in der Beurteilung.

In dem jüngsten Werk über *Die Römer in der Schweiz* aus der Feder von Andres Furger wird der merkwürdige Helvetier-Aufstand zum Hauptereignis der angeblich vierhundertjährigen römischen Besatzungszeit hochstilisiert (Furger, 86 ff.).

Die reichlich arbiträre Schlußfolgerung in dem genannten Werk ist: *Die Geschichte der Helvetier in römischer Zeit erweist sich als längerer Zersplitterungsprozeß von der Unterwerfung über den niedergeschlagenen Aufstand des Jahres 69 bis zur Vernachlässigung ihrer Hauptstadt Aventicum um 300* (Furger: *Römer*, 319).

Daß der Name Helvetien überlebt hat, erstaunt bei so viel behaupteter „Zersplitterung" und „Vernachlässigung" des leidgeprüften Volkes!

Doch die Bezeichnung Helvetien ist ohnehin eine Schöpfung der eidgenössischen Geschichtserfindung im Umkreis von Johannes Stumpf, Heinrich Brennwald, Aegidius Tschudi und anderer Leute.

In den Anschauungen jener Chronisten und auf dem Hintergrund der Selbstdarstellung der Schwyzer Eidgenossenschaft kann nach weiteren Bedeutungen der Helvetier-Geschichte gesucht werden.

Hier soll nur auf die Namen der helvetischen Oberfürsten Orgetorix und Divico eingegangen werden.

ORGETORIX enthält RIX, den keltischen König. Und aus dem ersten Namensteil liest man französisch *orgueil* = *Hochmut, Stolz* heraus.

Caesars Helvetier-Geschichte ist entstanden, als es bereits die französische Sprache gab.

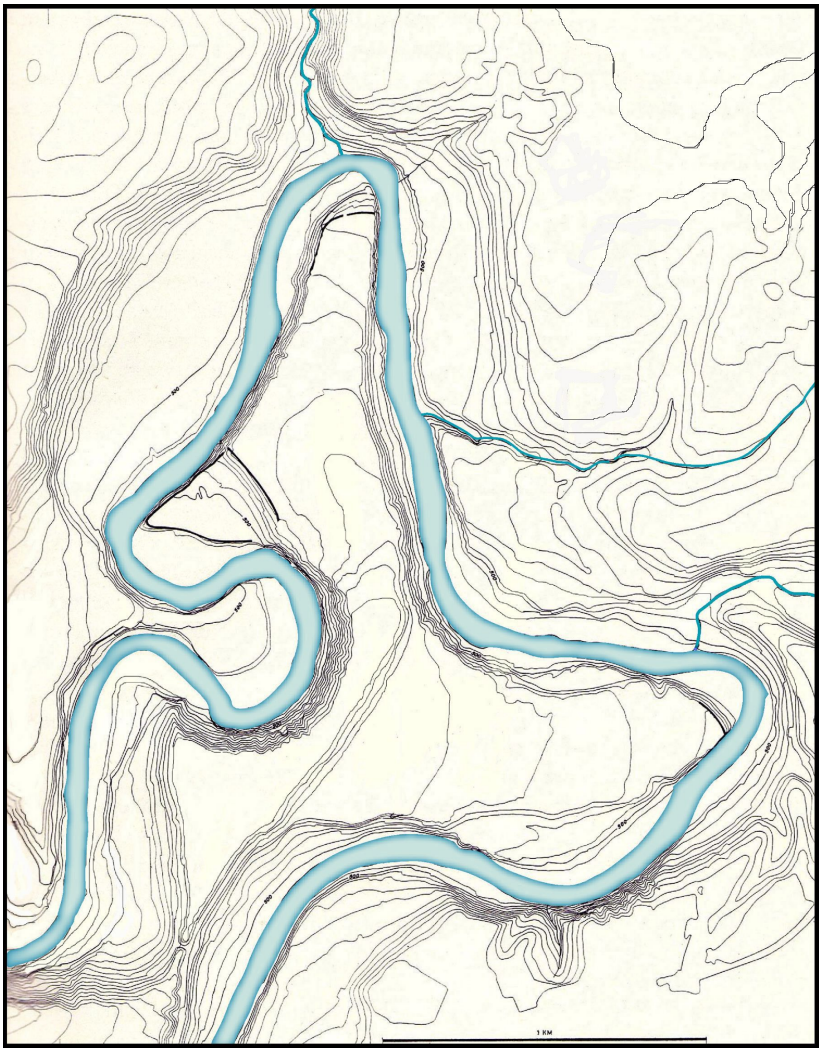
DIVICO liest sich als Zusammensetzung aus D + VICTOR. Das D steht dabei wahrscheinlich für DIES(bach).

Die Helvetier-Geschichte berührt sich so mit der Burgundergeschichte: Divico steht für den Berner Schultheißen Diesbach, Orgetorix für seinen Gegenspieler Bubenberg.

Der Ursprung der Helvetier weist also in die Westschweiz und nach Bern.

Abbildung 16: Die Flußschleifen der Aare von Bremgarten und der Enge bei Bern

Grafik: Autor



Die Aare-Schlaufen von Bern, der Engehalbinsel und Bremgarten

Bern ist in einer Flußschlaufe der Aare angelegt, Diese ist leicht gebogen und hat eine auffällige Ausrichtung nach der Ost-West-Achse.

Die Geologie und Geographie beeilt sich, diese Flußschleife als natürlich zu erklären. – Das tat bereits der Chronist Johannes Stumpf.

Doch der Platz des alten Berns ist nicht von der Natur begünstigt; er wurde sicher von Menschenhand vorbereitet. Die Aareschlaufe von Bern ist das Ergebnis einer Flußumlenkung in junger vorgeschichtlicher Zeit.

Dasselbe gilt von der Engehalbinsel nördlich von Bern. Die von Süden kommende Aare beschreibt dort ein neun Kilometer langes, kompliziertes Schlaufensystem, bevor der Fluß den Weg nach Westen einschlägt.

Die bauchige Flußschleife von Bremgarten hat fast die gleiche Form wie diejenige von Bremgarten an der Reuss im aargauischen Freiamt. – Und an beiden Orten wurde eine Burg mit einem kleinen Städtchen angelegt.

In den Flußschleifen der Enge wurden bedeutende gallorömische Spuren entdeckt: ein Vicus, ein Badehaus, eine Arena, mehrere Viereckstempel, ein Korridorbau.

Wallreste der Befestigungen des Oppidums sind noch an einigen Stellen zu sehen.

Auch die Flußschlaufen der Aare von Bremgarten und der Enge sind nicht natürlich entstanden, sondern sicher das Ergebnis einer großangelegten Umlenkung des Fliessgewässers.

Die Aareschleifen der Enge und von Bremgarten stellen überdeutlich eine Schwurhand dar. Der Zeigefinger ist zudem deutlich an einer Nord-Süd-Achse ausgerichtet.

Die Schwurhand symbolisiert einen Schwurbund. Dieser wurde hier geschlossen und verteidigt.

Bern, nicht die Gegend um den Vierwaldstättersee, ist also die Ursprungsregion des alten Schwyzer Bundes.

Und die Ursprünge der Eidgenossenschaft reichen hinter die Geschichtszeit, wenngleich zeitlich viel näher vor heute.

Weshalb wollte bisher niemand die auffälligen Bögen und Schlaufen der Aare in der Region Bern erkennen und deuten?

Offenbar trauen die meisten nur dem Geschriebenen, nicht den Augen und dem Gefühl.

Bern und die Engehalbinsel

Mittelalterliche Geschichte läßt sich nur durch Rückgriffe auf antike historische Inhalte richtig analysieren. Wir sehen das am Beispiel der Helvetier und etwas später an der Geschichte von Karl dem Kühnen.

Und Bern ist überall bei den alten Eidgenossen vertreten. Die Berner sind im Waadtland und sie scheinen unter den alten Helvetiern durch.

In *Die Ursprünge Berns* habe ich die Rolle der Aarestadt innerhalb der helvetischen und der europäischen Vorgeschichte erweitert und durch neue Einsichten vertieft.

Danach ist das alte Helvetien, besonders mit ihrem westlichen Stamm der Tiguriner, identisch mit der Westschweiz. Und diese hatte als Hauptstadt Aventicum und später Bern.

Die Region Bern – also der Ort der heutigen Stadt und das Gebiet von Bremgarten mit der Engehalbinsel, hatte schon früh die Bedeutung eines Hauptortes.

Es gibt Anzeichen, daß die hebräische Sprache in Helvetien oder sogar in Bern geschaffen wurde. Die Sonderstellung der alten Eidgenossen in Europa entspricht der auserwählten Rolle der Hebräer unter den Völkern.

Bern hat sicher auch an den Kreuzzügen des Westens gegen den Osten mitgemacht. Das zentrale Anatolien, von Aspendus über Gordien bis nach Issus, enthält in antiker Verkleidung Ortsnamen des Bernbiets. – Von da erklären sich auch die verblüffenden Parallelen zwischen der Burgunder- und der Alexandergeschichte.

Die angeblich antiken Hethiter im Halys-Bogen in Kleinasien sind nicht so fremd und so alt wie es scheinen mag. Ihre überlieferten Sprachdenkmäler belegen Deutsch und Hebräisch als Grundlage.

Die Hethiter könnten ausgewanderte West-Helvetier, Ur-Berner gewesen sein.

Auch geographische oder geomorphologische Argumente stützen die Region Bern als Zentrum des alten Helvetiens.

Berns und des Bernbiets Fluß ist die Aare, lateinisch ARURA oder AROLA. Setzt man ein C davor, so ist ergibt sich CAROLUS: Die Aare ist der Fluß der römischen Kaisers Karl – gleich welche Ordnungszahl er tragen mag.

Der Lauf der Aare nun ist nicht überall so natürlich, wie man gemeinhin annimmt. Schon in vorgeschichtlicher Zeit wurde das Bett des Gewässers an bestimmten Stellen verändert.

Geschichtlich ist die Umlenkung der Kander im Berner Oberland: Angeblich um 1720 – wahrscheinlich eher um 1750 - wurde der Bergfluß, der unterhalb von Thun in die Aare mündete, nördlich von Wimmis nach einem Durchstich des Hügels von Strättligen in den Thunersee geleitet.

Auch im Grossen Moos, im Berner Seeland, ist die Aare, wie schon der Ortsnamenforscher Otto Marti vermutete, in jüngerer vorgeschichtlicher Zeit umgeleitet worden.

Die Aare machte ursprünglich bei Aarberg eine Biegung nach Westen und floß durch das Grosse Moos in den Neuenburgersee. – Durch eine Umlenkung des Aarelaufs im Gebiet von Bargen wurde der Fluß zu einer nordöstlichen Richtung, an Aarberg vorbei in Richtung Büren an der Aare gezwungen.

Doch auch in der Region Bern ist der Aarelauf sicher an mehreren Stellen verändert worden.

Bern ist bekanntlich in einer auffälligen Flußschlaufe angelegt. Diese umgibt und schützt die Altstadt auf drei Seiten.

Es ist absolut unglaubwürdig, daß die von Süden kommende Aare plötzlich eine Richtungsänderung nach Osten macht, eine schöne Schleife von zweieinhalb Kilometern beschreibt, um danach den Weg nach Norden fortzusetzen.

Zudem liegt in der Aareschlaufe von Bern – besonders wenn man Osten nach Norden ausrichtet, eine Figur drin: Die Schleife zeichnet eindeutig einen Penis!

PENIS (PNS) aber ist von NEAPOLIS (NPLS) abgeleitet, hat also den Sinn von etwas Starkem, etwas Männlichem, eben eine feste Burg Neapel. – Im Berner Seeland bei Vinelz (= Fenis), aber auch im Aosta-Tal gibt es je eine Burg mit Namen FENIS = PENIS = Neapel.

Der Grundriß der Erdburg Fenis bei Vinelz stellt ebenfalls einen Penis dar.

Die Aareschleife von Bern ist das Ergebnis einer Flußumleitung. Schon aus diesem Grunde kann der Ort nicht allzu alt sein. Man mußte den besonderen Platz erst herrichten.

Im Norden beschreibt die Aare wieder ein kompliziertes System von Biegungen, um nach neun Kilometern endgültig den Weg nach Westen zu ändern.

Die Flußbiegungen von Bremgarten und der Engehalbinsel bei Bern sind ebenfalls als künstlich anzusehen (Abbildung 16). - Es ist unmöglich, daß ein großer Fluß ohne Grund plötzlich rückläufig fließt. Auf größere Strecken sucht sich ein solches Fliessgewässer immer einen mehr oder weniger geraden Weg.

Das System der Flußschleifen der Aare auf den Halbinseln von Bremgarten und der Enge wurde in gallorömischer Zeit von einem großen Oppidum von komplizierter Struktur eingenommen.

Die Flußschleife von Bremgarten mit der ehemaligen Burg bildete das Zentrum des Systems – nicht die größeren Flächen der Engehalbinsel auf der linken Seite der Aare.

Wie bei der Aareschlaufe von Bern, so erkennt man auch in den Flußschleifen der Enge eine Figur: Überdeutlich ist hier eine Schwurhand dargestellt.

Diese Erkenntnis ist ebenso sensationell wie verwirrend.

Die nachgewiesenen Keltenwälle auf der Engehalbinsel und das ehemalige Oppidum von Bremgarten sind sicher in die künstlichen Flußschlaufen hineingebaut worden.

Die Schwurhand aber verweist auf die alten Eidgenossen.

Reicht der Ursprung der Schwyzer Eidgenossen in die sogenannte gallorömische Zeit? Oder sind die späten Kelten oder Römer in Wirklichkeit als frühe Eidgenossen anzusehen?

Auf jeden Fall war der Norden Berns, die Gegend der Enge und von Bremgarten, der ursprüngliche Hauptort der helvetischen Schwurgenossenschaft.

Die Ursprünge des Schwyzer Bundes reichen in die Vorgeschichte hinein.

Die Laupen-Geschichte

Als ich 2002 die Vorarbeiten für dieses Buch aufnahm, mußte ich eine über Jahrzehnte beiseite gelegte Geschichte hervorkramen und suchte nach ersten deutlichen Parallelitäten in verschiedenen historischen Erzählungen.

Schon am Anfang erkannte ich die Ähnlichkeiten zwischen den angeblichen Schlachten von Laupen und Murten. Hier liegen nicht nur zufällige Übereinstimmungen vor. Die beiden historischen Erzählungen sind in allen Einzelheiten identisch.

Die gleiche Blaupause wurde für die Darstellung des Laupenkriegs wie für den Murtenkrieg ausgeformt (Tabelle 2).

In beiden Geschichten kommt es zu einer kriegerischen Verwicklung Berns mit Feinden im Westen.

In der Laupen-Geschichte ist Berns Feind eine Adelskoalition unter der Führung der Savoyer von Klein-Burgund; im Murtenkrieg das Fürstenheer Karls des Kühnen von Burgund, wobei Savoyen Hilfsfunktionen erfüllt.

In beiden Kriegen bleibt der Anlaß des Krieges sehr vage. Als gemeinsamer Nenner läßt sich der Neid des Adels und der Fürsten auf das patrizisch-bürgerliche Bern herauslesen.

Diese Darstellung stützt sich auf Justinger. Aber Stumpf hält den Laupenkrieg für einen Konflikt zwischen Bern und Freiburg.

Johann von Bubenberg, der Verteidiger von Laupen, wurde „1350“ aus unbekannten Gründen gestürzt und für zwölf oder vierzehn Jahre aus der Stadt verbannt.

Adrian von Bubenberg übernahm die Verteidigung von Murten, obwohl man ihn im Jahr vorher im Rat geschmäht und ausgestoßen hatte. – Aber die Bubenberg als große Verlierer erfüllen eine Funktion in der Matrix der Berner Geschichte.

Anführer des bernischen und eidgenössischen Heeres vor Laupen ist Rudolf von Erlach (Abbildung 18).

In beiden Auseinandersetzungen ist Bern diplomatisch und militärisch federführend. – Die Aare-Stadt bekommt zwar Zuzug von den Waldstätten, ohne sich jedoch von diesen die Politik diktieren zu lassen.

In beiden Geschichten beginnt der Krieg mit der Belagerung einer Kleinstadt im Westen Berns. Sowohl Laupen wie Murten sind bereits seit einiger Zeit im Besitz der Stadt.

Das adelige Belagerungsheer verwendet viel Zeit und Kraft auf die Erstürmung des Städtchens, ohne jedoch zum Ziel zu gelangen.

Tabelle 2: Die Parallelen zwischen dem Laupenkrieg und dem Murtenkrieg

Laupenkrieg	Murtenkrieg
Kriegerische Verwicklung Berns im Westen. Der Feind kommt von Westen.	Kriegerische Verwicklung Berns im Westen. Der Feind kommt von Westen.
Krieg einer Adelskoalition gegen Bürger und Bauern.	Krieg eines fürstlichen Heeres gegen Bürger und Bauern.
Savoyen als Hauptfeind Berns. Der Adel kommt aus Klein-**Burgund**.	**Burgund** als Hauptfeind Berns. **Savoyen** (Klein-Burgund) unter den Feinden.
Jahr 1339: Numerologisch bedeutsam.	Jahr 1476: Numerologisch bedeutsam.
Der Krieg beginnt mit der **Belagerung der bernischen Kleinstadt Laupen** an der Grenze zum Waldgau.	Der Krieg beginnt mit der **Belagerung der bernischen Kleinstadt Murten** an der Grenze zum Waldgau.
Der ostentative Prunk der Belagerer wird vom Chronisten hervorgehoben.	Der ostentative Prunk der Belagerer (Fahnen, Kunstschätze, usw.) wird von den Chronisten hervorgehoben.
Die **Laupen-Beute** (Fahnen) wird besonders erwähnt.	Die **Burgunderbeute** spielt eine große Rolle in der Folgezeit.
Bernischer Verteidiger von Laupen: Johann von **Bubenberg**, Sohn des Schultheißen Johann von Bubenberg. Letzterer wurde später aus dem Rat gestoßen. Ihm wurde Unrecht getan.	Bernischer Verteidiger von Murten: Adrian von **Bubenberg**. Dieser Bubenberg war vorher aus dem Rat gestoßen worden. Ihm wurde Unrecht getan.
Die Berner erhalten Hilfe von den Eidgenossen.	Die Berner erhalten Hilfe von den Eidgenossen.
Anführer des Heeres: Rudolf von **Erlach**	Anführer des Heeres: Hans Waldmann (Name!) Stellvertreter: Ulrich von **Erlach**
Unterführer: Diebold Baselwind (Name!), ein **Priester** und Redner	Unterführer Hans von Hallwyl. – Der Name verrät ihn als **Priester.**

Datum der Schlacht: **Zehntausend Ritter-Tag**	Datum der Schlacht: **Zehntausend Ritter-Tag**
Schlacht als Entsatz eines belagerten Städtchens.	Schlacht als Entsatz eines belagerten Städtchens.
Freiburg unter den Gegnern.	**Freiburg** nachher Ort eines Friedenskongresses.
Der Gewinn des Krieges für Bern ist nichtig.	Der Gewinn des Krieges für Bern ist nichtig.
Chronist: **Justinger**	Chronist: Diebold Schilling (der auf **Justinger** fußt) Auftraggeber: von Erlach

Weshalb mühte sich das Heer der Angreifer mit einem Kleinstädtchen ab, statt geradewegs vor die Tore Berns zu ziehen?

Die (klein-)burgundischen Angreifer von Laupen und Murten erreichen ihr Ziel nicht. Dafür entschädigen sie sich durch ein luxuriöses Lagerleben. Die Chronisten der beiden Kriege heben ausdrücklich den ostentativen Prunk der Belagerer mit ihren Zelten, Fahnen, Decken, Gewändern und Kunstgegenständen hervor.

Besonders in Murten tragen die Geschichtenbücher dick auf: Da sollen allein für die Ausschweifungen der Burgunder 2000 Lagermädchen zur Verfügung gestanden haben!

Es ist verboten, bei diesen beiden Geschichten strategische Einwände an die Feinde zu stellen: Wo in der ganzen Weltgeschichte kam es vor, daß ein Angreifer seine wertvollsten Besitztümer, Karl der Kühne sogar seinen ganzen Staatsschatz, in vorderster Front mitführte?

Die Berner können sowohl bei Laupen wie bei Murten ihren Angreifern nicht sofort begegnen, weil sie die militärische Hilfe der Eidgenossen abwarten müssen. Aber sie vertrauen die Verteidigung der Burgstädtchen ihren mutigsten Männern an.

Beide Male leitet ein Bubenberg die Verteidigung von Burg und Städtchen. In Laupen heißt er Johann, in Murten Adrian von Bubenberg. Beide tragen den gleichen Namen und das gleiche Schicksal. Denn das „spätmittelalterliche“ Bern hatte die Eigenart, die Verdienste jenes Geschlechtes mit Undank zu vergelten.

Abbildung 17: Titelbild der Festschrift zum Jubiläum der Laupen-Schlacht 1939

aus: H(ans) Markwalder: *Der Laupenkrieg 1339*; Bern 1939

Festschrift zum Jubiläum der Laupenschlacht 1939

Das Titelblatt der populären Broschüre zur 600-Jahrfeier der legendären Laupen-Schlacht ziert ein Aquarell des bekannten Berner Kunstmalers Fritz Traffelet (1897 – 1954).

Die Darstellung führt den ganzen Wappenzauber fort, den schon die alten Bilderchroniken zeigen – mit samt den Anachronismen: Die Kreuze auf der Brust der beiden Krieger, sowie deren Kleidung und Bewaffnung, wären erst viel später möglich. – Die Schlacht von Laupen „1339“ ist eine in unwirklich fernen Zeiten angesiedelte, religiös motivierte Geschichtserfindung Berns aus dem Anfang der Geschichtszeit.

Beachtenswert ist der wachsam-nervöse Blick des vorderen Kriegers, den der Künstler hervorhebt. Hier zeigt sich, wie stark dieses Schlachten-Jubiläum von einem realen zeitgeschichtlichen Hintergrund geprägt ist: Wir befinden uns in der ersten Hälfte des Jahres 1939 – kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges in Europa. - Der Krieg hätte auch die Schweiz treffen können.

Die Botschaft des Titelbildes ist deutlich und klar: Seid wachsam, der Feind kann jeden Augenblick kommen und uns verheeren!

Vor Murten ist ein Ulrich von Erlach zwar nur Unterführer, weil der Zürcher Hans Waldmann den Oberbefehl führt. – Aber diese Verschiebung hat einen Grund, wie wir sehen werden.

Sowohl in Laupen wie in Murten gibt es einen geistlichen Unterführer. Bei Laupen ist es der Stadtpriester Diebold Baselwind, welcher in der Schlacht auf einem Pferd reitet, die Hostie trägt und die Vorhut anführt.

Bei Murten heißt der Unterführer Hans von Hallwyl. Auch dieser ist ein Priester. Denn HALLWYL hat die gleiche hebräische Wurzel wie HELVETIAM, *Helvetia*, nämlich *haleviim*, also *die Priester*.

Hallwyl befehligt wie Baselwind die eidgenössische Vorhut.

Sowohl bei Laupen wie bei Murten erringen die Berner mit ihren eidgenössischen Verbündeten einen schnellen und vollständigen Sieg über das adelige und fürstliche Reiterheer und machen riesige Beute.

Beide Ereignisse – Laupen und Murten - finden am Zehntausend-Ritter-Tag statt. – Beim letzteren Krieg hat sich sogar eine bernische Rats-Notiz erhalten, welche ausdrücklich empfiehlt, die Schlacht auf dieses Datum anzusetzen!

Murten ist nicht nur eine vollständige Kopie von Laupen. Die dahinter stehende Blaupause hat in einem gewissen Sinne sogar die Matrix für alle größeren Kämpfe der alten Eidgenossen abgegeben.

Der Militärhistoriker Walter Schaufelberger drückt den Sachverhalt im *Handbuch der Schweizer Geschichte* mit den Worten aus: *In der Grundanlage stimmt Laupen mit mancher früheidgenössischen Schlacht überein* (*Handbuch*, I, 223).

So glorreich die Siege der Berner und Eidgenossen auch waren, der Gewinn des Krieges ist, von den Beutestücken abgesehen gering.

Zwar gab es nachher ein paar Ausfälle in den feindlichen Westen, aber territoriale Vergrößerungen blieben aus. Dafür entstanden Hader und Zwietracht.

Die Zerwürfnisse und das Elend nach Schlachtensiegen sind nicht reale Ereignisse, sondern der Matrix geschuldet. Diese verlangt, daß Erfolge in einem gewissen Sinne durch Unruhen und Zwietracht ausgeglichen werden – offenbar um nicht den Zorn der Götter oder des einen Gottes herauszufordern.

Nach dem Sieg von Laupen soll Bern aus unerklärlichen Gründen in fürchterliche Not geraten sein: In der Stadt hätte man ein kleines Brötchen (*baculus panis*) noch teilen müssen, und ein Maß Wein soll für zehn bis zwölf Schilling gehandelt worden sein!

Solche herzzerreißenden Einzelheiten berichtet nicht Justinger, sondern Johann von Winterthur (Johann von Winterthur, 164).

Weil die alte Überlieferung mehrdeutig ist, so sind auch im Laupenkrieg gewisse grundlegende Dinge höchst unklar.

Beispielsweise hätte nach alter Berner Regierungstradition immer der regierende Schultheiß, in diesem Falle ein Bubenberg, das Heer anführen sollen. Daß dies ein Erlach war, führte zu der berühmten „Erlach-Frage“, welche bei Franz Moser in seiner Monographie über den Laupenkrieg ganze 23 Seiten einnimmt (Moser, 61 – 84).

Aber weil wir es hier mit erfundener Geschichte zu tun haben, ist es irrelevant, dieser Frage auch nur ein Ansinnen zu widmen. Statt dessen muß die Matrix beleuchtet werden, die hinter der Laupen-Geschichte steht. Hier enthüllt sich durch die Geschichtsanalyse ein faszinierender zweiter Teil.

Baselwind = Belisar & Amalasuntha

Wie bereits gesagt, verbirgt das Städtchen am Zusammenfluß von Sense und Saane (Sarine) den Namen Neapel: LAUPEN = LPN > NPL = *Napols*, Neapel, NEAPOLIS.

Da aber kann man sich fragen: Wieso trägt ein kleines Landstädtchen, sechzehn Kilometer südwestlich von Bern, den Namen Neapel?

Das Staunen widerspiegelt ein Auffassungsproblem: Bei Laupen denkt man zuerst an eine Schlacht und vergißt dabei, daß dieser Krieg aus zwei Ereignissen zusammengesetzt ist: einer Belagerung und einer Schlacht.

Die Verknüpfung zwischen Laupen, also Neapel, und einer Schlacht führt bald zum Sagenkreis des trojanischen Krieges.

Bekanntlich begann diese sagenhafte Auseinandersetzung mit der Belagerung einer stark befestigten Stadt. In der französisch-homerischen Version ist dies Troja.

Eine der vier wichtigsten Parallelgeschichten von Troja ist neben der homerischen Version die byzantinisch-gotische Ausgestaltung.

Abbildung 18: Reiterstandbild des Rudolf von Erlach in Bern

Aufnahme: Autor, April 2005

Das Denkmal für Rudolf von Erlach in Bern

In den 1820er Jahren kam in Bern die Idee auf, Rudolf von Erlach, dem Anführer in der sagenhaften Schlacht bei Laupen, ein Denkmal zu setzen. Das Projekt des Bildhauers und Professors Joseph Volmar, eine bronzene Reiterstatue, setzte sich durch.

Dank einem Kunstmäzen war 1847 die Finanzierung des Denkmals sichergestellt und der Künstler konnte an die Ausführung gehen. Die Hauptfigur wurde aus eingeschmolzenen Kanonenrohren gegossen und kam auf ein steinernes Postament, welches von vier metallenen Bärenfiguren flankiert wurde.

Der Ort der Aufstellung war bis zuletzt umstritten. Ebenso verhielt sich die Berner Regierung dem Erlach-Denkmal merkwürdig abweisend. – Im Mai 1849 schließlich konnte das Reiterdenkmal eingeweiht werden. Sein Standplatz war vor dem Münster.

Interessant an der Aufstellung war, daß Rudolf von Erlach gegen Osten, also auf die Kathedrale zu ritt.

Das Reiterdenkmal für Rudolf von Erlach kostete die für damalige Verhältnisse große Summe von 23'000 Franken.

Nach einem Jahrhundert auf dem Münsterplatz wurden die Stimmen immer stärker, die eine Versetzung des Denkmals forderten. Dies geschah 1961. Aber erst 1969 fand man einen neuen Aufstellungsort für die Reiterfigur: die Grabenpromenade beim Kornhausplatz in Bern. – Jetzt durfte der Held gen Westen Richtung Laupen schauen, wie das logisch wäre.

Das Reiterstandbild Rudolfs von Erlach kann heute besser geschätzt werden als zu seiner Zeit. Auf jeden Fall ist das Kunstwerk ein bedeutendes materielles Zeugnis für den Patriotismus im 19. Jahrhundert.

Auch künstlerisch überragt Rudolf von Erlach bei weiten andere Denkmäler des gleichen Jahrhunderts für historische Persönlichkeiten in der Stadt Bern.

Das ungefähr zeitgleiche Denkmal für Herzog Berchtold von Zähringen, heute neben der Nydegg-Kirche, wirkt demgegenüber kitschig; und das Denkmal für Adrian von Bubenberg von Ende des 19. Jahrhunderts, heute am Hirschengraben aufgestellt, in unangenehmer Weise pathetisch (Abbildung 29).

Merkwürdigerweise kam ein wichtiges Monument im bernischen 19. Jahrhundert nicht zur Ausführung: das Projekt für ein eidgenössisches National-Denkmal (Abbildung 24).

Der „byzantinische“ Geschichtsschreiber Prokop beschreibt den Gotenkrieg in Italien als trojanischen Krieg. Statt Troja wird dort das von den Ostgoten verteidigte Neapel von den rechtgläubigen Byzantinern unter ihrem Feldherrn Belisar belagert und erobert.

Wenn Laupen Neapel bedeutet, so handelt die Berner Geschichtserfindung von Justinger alias Michael Stettler hier einen trojanischen Krieg in der Variante des Gotenkrieges ab.

Und da die ganze Blaupause umgesetzt wurde, so müssen sich die Vergleiche auf andere Orts- und Personennamen erstrecken.

Rund um Laupen = Neapel läßt sich eine eigentliche griechisch-trojanische Namenlandschaft feststellen.

Neapel oder Pompeji liegen am Fuße des Vesuvs. An der Stadt vorbei fließt der heilige Fluß Sarno.

Aber auch an Laupen fließt dieses Gewässer vorbei: Die Saane heißt französisch SARINE (SRN) = SARNO.

Die griechisch-byzantinische Variante des trojanischen Laupenkriegs wird bekräftigt durch den Namen der ersten Ortschaft westlich von Laupen und jenseits der Saane: KRIECHEN-Wil, das ist *Griechen-Wil*. – Die alten Chronisten wie Valerius Anshelm schrieben dieses Volk immer *Kriechen.*

Die Griechen (CRC > CRS(T)) sind bekanntlich die CHRISTEN. Die Troja-Sage ist eine christliche Erzählung.

Das Städtchen Laupen selbst liegt an der Sense, französisch SINGINE. Die Herleitung ist hier nicht so einfach. Bei Singine = SNGN/M muß man zwingend einen ausgestoßenen Konsonanten wieder einfügen und erhält SNG(R)M.

Daraus ergibt sich SANGARIUM, *Sangarius*, ein heiliger römischer Fluß, dem wir in der Alexander-Sage in Kleinasien begegnen werden.

Der Beweis, daß mit der Sense – Singine tatsächlich jener Sangarios gemeint ist, liefert ein Ortsname am Oberlauf. Die Sense entspringt nämlich im Gebiet von SANGERN-Boden. – Häufig konservieren Namen im Oberlauf eines Flusses die ursprüngliche Bezeichnung (vergleiche auch: Pfister: *Ortsnamen der Schweiz*).

Gegenüber von Laupen, jenseits der Sense, heißt ein Weiler NOFLEN, was wiederum NEAPEL bedeutet.

Und die erste Ortschaft auf Freiburger Gebiet südlich des Städtchens heißt BÖSINGEN. Dies ist ein unveränderter Klarname und bedeutet BESANÇON, also BYZANZ – die Stadt am Doubs im französischen Jura, welche einem angeblichen christlichen Reich am Bosporus den Namen gab.

Neben Kriechenwil ist Bösingen der zweite sichere Beleg, daß die Berner in Laupen eine gotisch-byzantinisch-griechische Version von Troja angesiedelt haben.

Jetzt wird die Grundanlage der Laupen-Geschichte deutlich: Es ist eine Auseinandersetzung zwischen dem byzantinischen, also rechtgläubigen Bern und arianisch-gotischen, also falschgläubigen Feinden. – Das religiöse Moment fehlt in keiner Geschichte.

Damit können wir einen Blick auf die Anführer des Laupenkriegs und ihre Namen werfen.

Die rätselhafteste Gestalt in der Laupen-Geschichte ist der angebliche Berner Leutpriester Diebold Baselwind.

Vielleicht hat sich schon mancher Geschichtsfreund über den merkwürdigen Namen gewundert und die Achseln gezuckt. – Aber wie Historiker eben erzogen werden, schicken sich ungehörige Fragen offenbar nicht. Und so behielt jener Geistliche eben seinen Namen, wie wenn er tatsächlich so geheißen hätte.

Aber wir brauchen nur die Geschichte des Gotenkrieges in Italien zu streifen, um das Rätsel Baselwind zu lösen.

Die griechischen Byzantiner, welche Süditalien und Neapel angreifen, hatten den bereits erwähnen BELISAR als Oberfeldherrn.

Ist niemandem der Gedanke gekommen, daß BASEL-Wind nichts mit der Stadt Basel zu tun hat, sondern eine leichte Verschleierung des Namens des byzantinischen Feldherrn ist?

Aber noch ist BASELWIND erst zur Hälfte gedeutet. – Es leuchtet ein, daß der zweite Namensteil nichts mit der Wetter-Erscheinung zu tun hat.

Ein erneuter Blick in die Geschichte des Gotenkrieges bringt Klärung:

Belisar soll Neapel „536 AD“ belagert und durch eine List erobert worden sein.

Auf der Gotenseite regierte um diese Zeit König Theodahat. Dieser war ein Usurpator. Theodahat hatte die rechtmäßige Königin Amalasuntha auf der Insel BISENTINA = BYZANZ im Bolsena-See gefangengesetzt und sie später ermorden lassen. Deshalb mußte der königliche Mörder bald sterben.

Als Belisar Neapel belagerte und eroberte, war nominell immer noch Amalasuntha die Herrscherin auf gotischer Seite. - Die Byzantiner eroberten Italien angeblich nur deshalb zurück, um dort geordnete politisch-religiöse Verhältnisse wiederherzustellen.

In jeder Ausformung der trojanischen Geschichte ist eine Frau der Grund für den Ausbruch des Krieges. Bei Homer ist es der Raub der Helena, bei Prokop die Gefangennahme der Gotenkönigin Amalasuntha.

Nun bereitet die endgültige Entschlüsselung von BASELWIND keine Probleme mehr: Dieser Name enthält sowohl BELISAR wie AMALASUNTHA (oder AMALASUINTHA)!

Hier findet sich also in einem Begriff der Name des byzantinischen Feldherrn wie der gotischen Herrscherin vereint. - Das ist auch in dem weiten Gebiet der Matrix selten anzutreffen. Die Kombinationsfähigkeit der alten Chronisten war erstaunlich.

Das Rätsel Baselwind ist damit noch nicht ganz erklärt. Denn bekanntlich ist dieser ein Geistlicher und kann deshalb nur Unterführer sein.

Oberbefehlshaber der Berner vor Laupen war Rudolf von Erlach. – Aber hier tut sich kein Widerspruch auf. In der Laupen-Geschichte finden sich Elemente aus verschiedenen Varianten der Troja-Sage hinein verwoben.

Rudolf von Erlach entspricht dem Feldherrn Belisar.

Eine weitere der vier wichtigsten Parallelgeschichten von Troja ist der Gallische Krieg von Julius Caesar. Dieser Feldherr ist ein Alter ego zu Belisar im Gotenkrieg.

Beide Oberfeldherrn - Belisar wie Julius Caesar - haben je einen Unterfeldherrn. Bei Belisar heißt er Narses, bei Caesar aber Cicero. – Die beiden Gehilfen stellen die „Verlängerung“ des Anführers dar, wie es Fomenko ausdrückt.

In der Laupen-Geschichte hat der Anführer Rudolf von Erlach einen Unterführer namens Diebold Baselwind.

Der Name Baselwind selbst enthält jedoch sowohl den Namen seines übergeordneten Herrn wie den der feindlichen Herrin, die man zurückerlangen will.

Die Troja-Geschichte behauptet weiter in allen wichtigen Variationen, daß der Unterfeldherr ein Eunuch gewesen sei:

Bei Homer trug Achilles eine Zeit lang Frauenkleider, um sich unkenntlich zu machen.

Der byzantinische Narses war nach Prokop entmannt.

Cicero jedoch war Redner, auf lateinisch ORATOR. Die alten Chronisten haben das Wort jedoch mißverstanden und mit *orbator* = *Berauber* (der Männlichkeit) in Verbindung gebracht.

So erklärt sich, weshalb Marcus Tullius Cicero, der in Julius Caesars *Gallischem Krieg* noch als Unterfeldherr Caesars auftritt, später zu einem Redner stilisiert wurde.

Genau dieses Janus-Gesicht, zwei Charaktere in einer Person vereint, hat auch Diebold Baselwind, *ein weltgebildeter Deutschordensgeistlicher von hinreißender Beredsamkeit, ein Seelenbeherrscher von großer Anlage* (Feller, I, 133).

Eine letzte Frage zu Baselwind: Weshalb trägt diese Figur den Vornamen Diebold? – Sicher deswegen, weil die Berner Geschichtsdichtung auch einen Chronisten DIEBOLD Schilling geschaffen hat!

Helden erleiden ihre Schicksale, wie uns die Troja-Sage lehrt. Diebold Baselwind starb „1360“ eines natürlichen Todes.

Aber dem Oberfeldherrn Rudolf von Erlach widerfuhr im selben Jahr ein cäsarisches Schicksal: In seinem Schloß Reichenbach nördlich von Bern wurde der ehemalige Feldherr von seinem Tochtermann Rudenz aus Unterwalden mit einer Stichwaffe getötet. - Angeblich hätte man den Mörder nicht finden können, da er sich in den Wäldern versteckte!

Der Grund, daß Rudolf von Erlach ermordet wurde, liegt auch wieder in der Matrix: Erlach ist Julius Caesar, der bekanntlich im Senat von persönlichen Neidern mit Dolchen getötet wird.

Auch die Gegner der Berner im Laupenkrieg verdienen eine Betrachtung.

Die kleinburgundische Adelskoalition, welche das Städtchen belagert und sich den Bernern und Eidgenossen zur Schlacht stellt, hat als Anführer den Grafen von Valangin.

Belisar hat nach der Eroberung von Neapel und Rom den Gotenkönig Vitigis als Feind.

VITIGIS ist abzuleiten von VOLOGAESUS (Pfister: *Matrix*). – Je ein östlicher Barbarenkönig dieses Namens soll den römischen Kaisern Mark Aurel und Septimius Severus zu schaffen gemacht haben.

Der Name VOLOGESUS selbst hat die Konsonantenfolge VLCS. Dahinter steht das lateinische Verb *ulcisci* = rächen. Ein Barbarenkönig erfüllt im heilsgeschichtlichen Kontext die Funktion eines gottgesandten Rächers.

Analysiert man den Namen des feindlichen Anführers im Laupenkrieg, so ergibt sich eine Namensparallele zum obengenannten Barbarenkönig:

VALANGIN(S) = VL(N)C(N)S = VLCS = VOLOGESUS

Der Graf von Valangin ist ein von Gott gesandter Rächer, der Bern auf seine Glaubensfestigkeit prüfen will.

Die angeblichen Grafen, welche von dem Städtchen oberhalb von Neuenburg herkommen, haben ihren Namen also durch die Blaupause des Laupenkriegs zudiktiert bekommen. - Und eindeutig werden die Adeligen im Laupenkrieg als Goten hingestellt.

Der Graf von Valangin wurde nach der Schlacht von den Bernern getötet. – Dasselbe Schicksal widerfuhr dem Gotenkönig Vitigis.

Aber es war gemäß der Troja-Matrix ein Sakrileg, den Anführer der Feinde – bei Laupen den Grafen von Valangin – auf dem Schlachtfeld zu töten. Das mußte Rudolf von Erlach 21 Jahre später durch seine Ermordung büssen.

Die namentlichen Anspielungen der Laupen-Geschichte an die trojanische Sage sind damit noch nicht erschöpft.

Die Schlacht fand östlich von Laupen am Fuße des Bramberg-Hügels statt. – Auch in Luzern gibt es, gleich außerhalb der Museggmauer, eine gleichnamige Erhebung.

BRAM-Berg ist nicht schwer zu deuten. Dahinter steckt PRIAMOS, Priamus, der Oberkönig der Trojaner.

Aber Bern hat Laupen – Neapolis nicht erobert, sondern vorher rechtmäßig erworben. Dies geschah „1324“, genau eine Römerzahl, nämlich fünfzehn Jahre vor der Schlacht.

Und gekauft hat Bern das Städtchen Laupen damals für 3000 Pfund von einem Adeligen, der Perro vom Thurn hieß.

Auch hier braucht man nicht lange zu überlegen: PERRO vom THURN (PRM – TR(J)M) ist niemand anderer als wiederum der gute alte PRIAMOS der TROJANER.

In der von Justinger überlieferten Geschichte von Laupen wird die trojanische Sage dergestalt abgewandelt, daß Bern Troja rechtmäßig erwirbt und gegen die Anfeindungen von falschgläubigen Feinden erfolgreich verteidigt.

Die Jahrzahl der Belagerung und Schlacht von Laupen darf nicht außer Acht gelassen werden und beweist einmal mehr die Raffinesse der Justinger-Stettler-Geschichtserfindung (Tabelle 4).

Die grundlegende Sinnzahl von 1339 ist 1260, die apokalyptische Jahrzahl des kalabresischen Mönches Joachim von Fiore. – Bei den Eidgenossen jedoch bezeichnet das letztere Jahr den Beginn ihrer Befreiungskriege.

Von 1260 bis 1339 ergibt sich eine Differenz von 79 – dem Datum des pompejanischen Vesuvausbruchs.

Laupen ist Neapel – und überall wo diese Stadt erwähnt wird, muß auch ein Vesuv in der Nähe sein. – Aber daß der Vulkan in der Laupen-Geschichte numerologisch versteckt wird, ist außergewöhnlich, genau wie die Zusammenfassung von Belisar und Amalasuntha in dem Namen Baselwind.

Im Druck umfaßt Justingers Kapitel *Von dem stritte von louppen* 22 Seiten (Justinger, 72 – 94). – Man begreift jetzt, weshalb der Chronist dieser Geschichte am meisten Platz einräumt und sogar eine lateinische Version, den *Conflictus laupensis* anfertigte.

Der lange Bericht von dem Laupenkrieg hatte den Zweck, *in dem endlichen Sieg der Bürgerschaft den Triumph der Gerechtigkeit, der Billigkeit, der Frömmigkeit, der Selbstbescheidung zu verherrlichen.* (Tobler, 7). – Bern wollte sich als strahlende Gewinnerin in der religionshistorischen Auseinandersetzung um Troja sehen.

Bern hatte aber schon vor Laupen einmal einen trojanischen Krieg ausgefochten.

Von der Matte ins Jammertal: der zweite Teil von Berns Troja-Geschichte

Die Aufmerksamkeit der konventionellen Geschichtsforscher für die Quellen ist höchst selektiv. Das sieht man am Beispiel der älteren Geschichte Berns. Die Stadtgründung „1191“, die Handfeste von „1218“, der Bundeseintritt „1353“ werden bis ins Kleinste analysiert und gedeutet – abgesehen davon, daß sie einen festen Platz im patriotischen Festkalender haben.

Doch Justinger vermeldet noch andere Dinge, die Bedeutung haben, aber meistens übersehen werden.

„1277“ wurden – wie schon erwähnt - „Ketzer am Christenglauben“ im Schwarzenburger Land verbrannt. – Daß dieses abgelegene Gebiet damals noch längst nicht zu Bern gehört hat, ist nur ein Detail der abstrusen Geschichte.

Aber ein Körnchen Wahrheit steckt auch in dieser Mitteilung: Vielleicht hatte das eben erst protestantisch gewordene Bern tatsächlich große Probleme mit den Wiedertäufern in der Region zwischen Schwarzenburg und Guggisberg.

„1287“ oder „1288“ geschah der fürchterliche Ritualmord an dem kleinen Ruf. Mehrere Juden hätten in Bern einen Christenknaben gemartert und getötet.

Diese Schandtat wurde zum Anlaß, in der Stadtkirche einen Sankt Rufus-Altar zu errichten. Und vor allem fand Bern damit den Vorwand, um die Juden aus der Stadt zu vertreiben.

Mit der Verbannung der Juden grenzte sich Bern dogmatisch von der alten Religion der Väter ab. – Der Ruf-Mord und die Vertreibung der Juden sind theologische Ankerpunkte der erfundenen Vorgeschichte Berns.

Im selben Jahr 1288 wird in Bern ein weiteres, scheinbar belangloses Ereignis vermeldet.

In der Matte, der volkstümlichen Unterstadt am Aare-Ufer, kommt es zu einem Zweikampf zwischen einem Mann und einer Frau, wobei die Frau obsiegte. – Die Spiezer Bilderchronik hat diesem Ereignis eine hübsche Illustration gewidmet (Abbildung 19).

Was soll dieses unblutige Duell, dazu noch zwischen einem Mann und einer Frau, in einem Arbeiterquartier der Stadt?

Bekanntlich steht in der historischen Blaupause die Frau häufig als Symbol für die Religion und die Kirche. Wenn in der Matte also eine Frau obsiegte, so bedeutet das, daß in Bern damals der neue, rechte Glaube gegenüber den Altgläubigen, den Juden, die Oberhand gewann.

Auch der Ort dieses Zweikampfs hat seine symbolische Bedeutung.

Matte ist bekanntlich ein schweizerdeutsches Wort für Wiese oder Weide. – Aber der Begriff wurde gerne für Ortsnamen verwendet, weil über die Konsonantenreihe von Matte MTT ergibt, was METTIUS oder TITUS, also Vesuvkaiser bedeutet.

Die Lokalisierung des Turniers in der Matte will also andeuten, daß dies eine Auseinandersetzung am Fuße des Vesuvs war.

Die orthodoxe Religion muß mit Waffen verteidigt werden. Der religiöse Krieg um Troja oder die Dreifaltigkeit beginnt wegen einer Frau, ob sie nun Helena, Julia, Lucretia oder Amalasuntha heißt.

Die Episode von dem Zweikampf zwischen einem Mann und einer Frau bedeutete das Fanal zum Beginn eines zehnjährigen trojanischen Krieges in Bern, der „von 1288 bis 1298“ dauerte.

Bern mußte sofort den Fehdehandschuh annehmen. Noch im Jahre des Zweikampfs belagerte König Rudolf von Habsburg die Aare-Stadt zweimal. Beim zweiten Mal soll er mit 30'000 Mann (!) auf dem Kirchenfeld im Süden Berns aufmarschiert sein. – Beide Attacken schlugen jedoch fehl.

Die Sache mit den beiden vergeblichen Belagerungen Berns zeigt einmal mehr, wie subtil die Geschichtserfinder hier die allgemeine Blaupause anwandten und gleichzeitig in gewissen Details abwandelten.

Rudolf von Habsburg ist das hochmittelalterliche Pendant zu Septimius Severus (Pfister: *Matrix*). Dieser römische Kaiser belagerte zu Beginn seiner Regierungszeit seinen Widersacher Pescennius Niger in Byzanz (!) und eroberte die Stadt nach drei Jahren. Severus in seinem Hass läßt Byzanz nach der Erstürmung plündern und niederreißen. Jedoch besänftigt sich der Zorn des Cäsars, so daß die Stadt wieder aufgebaut wird.

Bern sieht sich also in dieser Geschichte als rechtgläubiges Byzanz, das sogar einem Kaiser trotzen darf.

Abbildung 19: Spiezer Schilling: Zweikampf zwischen einem Mann und einer Frau in der Matte in Bern, "1288"

„*Daß ein man und ein frouw an der matten ze Bern miteinandern kampfte*“.

Illustration aus der Spiezer Bilderchronik von Diebold Schilling

Zweikampf zwischen einem Mann und einer Frau in der Matte zu Bern, „1288“

Eine hübsche Abbildung zu einer mehr als merkwürdigen Geschichte! Da soll „1288“, genau *an dem achtenden tag der kindlen* – das heißt acht Tage nach dem bethlehemitischen Kindermord, also am 4. Januar - in der Matte zu Bern, der Unterstadt am Aare-Ufer, ein Zweikampf zwischen einem Mann und einer Frau stattgefunden haben, wobei letztere siegte: *und lag die frow ob.*

Man sieht eine stattliche, prächtig und anziehend gekleidete Dame, mit Hörner-Haube und wehendem Schleier. Mit einem großen umgegürteten Schwert und einer Lanze bewaffnet, hat sie ihren Kontrahenten, einen gepanzerten Ritter zu Boden gestoßen.

Was soll die absurde Geschichte aus einer sagenhaften Frühzeit der Stadt? – Bisher konnte kein Historiker diese Kuriosität erklären oder auch nur kommentieren.

In diesen paar Zeilen steckt eine umfangreiche Geschichte. Mit der Geschichtsanalyse läßt sich die Episode entschlüsseln.

In den alten Geschichten ist die Frau häufig ein Symbol für die Kirche. Die Episode will also sagen, daß in Bern der rechte Glauben, die rechtgläubige Kirche, die Oberhand gewonnen habe. Diese Deutung wird unterstützt durch die Jahrzahl 1288. Die 88 bedeuten acht Mal die Jesus-Zahl 11 – nebst weiteren numerologischen Bezügen (Tabelle 4).

Anderseits muß man wissen, daß die wichtigste literarische Vorlage zur Konstruktion der älteren Geschichte der Sagenkreis um Troja ist. Der trojanische Krieg begann bekanntlich wegen einer Frau. – Auch in Bern fing „1288“ ein solcher zehnjähriger Konflikt an, der „1298“ durch den Sieg im Jammertal beendet wurde.

Troja selbst liegt am Fuße eines Vulkanberges. Deshalb ist dieser angebliche Zweikampf in der Matte angesiedelt worden; dort wo man zum Berg – der Oberstadt - hinauf schaute.

Der Künstler von Justingers illustrierter Chronik, dem sogenannten Spiezer Schilling, ist ein Meister der Verschleierung. Er kennt das Weichbild der Stadt. Um das Bild alt aussehen zu lassen verfremdet er die Architektur in grotesker Weise.

Trotzdem erkennt man in der Illustration einen Ausschnitt des realen Berner Stadtbilds:

Rechts neben dem Kampfplatz sieht man die mit Lauben versehene Häuserzeile des Mattequartiers.

Das Gotteshaus in der Mitte kann nur das gotische Münster sein – trotz seitlich angebrachtem Rundturm. – Und die große Terrasse davor stellt die Plattform dar.

Die beiden Belagerungen von Bern = Byzanz gehen fehl, aber Byzanz wird trotzdem erobert.

Im Folgejahr „1289“ nämlich zieht Rudolf von Habsburg in die Freigrafschaft, wo er BESANÇON = BYZANZ belagert und erobert.

Merkwürdig mutet an, daß Rudolf für die Eroberung von Besançon 1500 Mann Truppenhilfe aus der Talschaft Schwyz bekommt.

Aber wie Septimius Severus erst im dritten Jahr oder beim dritten Anlauf Byzanz einnimmt, so fällt auch Bern beim dritten Ansturm.

Im selben Jahr, in dem Rudolf von Habsburg Besançon einnimmt, gelingt es einem feindlichen Anführer namens Rudolf die Stadt einzunehmen und zu zerstören.

Man weiß nicht einmal, ob jener Rudolf der deutsche König war oder ein Rudolf von Schwaben.

Aber die Eroberung Berns folgt genau der Troja-Matrix:

Da die Stadt durch Sturm nicht erobert werden kann, brauchen die Belagerer eine List – genau wie bei Troja.

An der Schoßhalde oder an der Laubegg, am Rande des östlichen Steilhanges zur Aare, endet ein bewaffneter Ausfallversuch der Stadtbürger mit einer vernichtenden Niederlage. Viele Banner gehen verloren. Bern wird eingenommen und gebrandschatzt.

Doch wie bei Septimius Severus kommt die Stadt schließlich in den Genuß der königlichen Gnade und darf weiterleben.

Sogar im Namen Laubegg liegt eine Anspielung auf die trojanische Geschichte: LAUBEGG hat eine vollständige Form LAUPEN-EGG. Es ist dies also eine Niederlage der Berner bei Laupen = Neapel.

Die erfundene Geschichte kennt die ausgleichende Gerechtigkeit. Genau fünfzig Jahre nach der Niederlage von Laubegg und dem Verlust seiner Banner erringt Bern einen vollständigen Sieg bei Laupen und erbeutet dabei eine große Anzahl feindlicher Fahnen.

Bern hatte fürs Erste genug von kriegerischen Unternehmungen. Der trojanische Krieg ruhte eine Weile.

„Im August 1291“ entschließt sich die Stadt sogar, sich ein zweites Mal unter die Schirmherrschaft des Grafen von Savoyen zu begeben. – Hier liegt wiederum ein klassischer Fall von duplizierter Geschichte vor. Denn schon „um die Mitte des 13. Jahrhunderts“ soll Bern unter dem Schutz von Peter II. von Savoyen gestanden haben.

Aber auch in dieser zweifachen savoyischen Schirmherrschaft liegt eine raffinierte geschichtstheologische Anspielung vor.

Savoyen, lateinisch *Sapaudia* lieh der zentralanatolischen Landschaft Kappadokien den Namen: CAPPADOCIAM = CPT(C)M = SPTM = SAPAUDIAM.

Kappadokien gilt als die Heimat der drei bedeutendsten byzantinischen Kirchenväter, nämlich Basilius von Caesarea, Gregor von Nazianz und Gregor von Nyssa. - Allen drei Theologen war gemeinsam, daß sie besonderen Wert auf die rechtgläubige Auslegung des Trinitäts-Dogmas legten.

Bern macht in seinen Varianten des trojanischen Krieges kein Hehl daraus, daß es sich als das rechtgläubige Rom oder Ostrom, sogar als Jerusalem sieht. Die Anspielung auf die griechischen Kirchenväter war also gewollt. Die Aare-Stadt begab sich unter eine geistlich-trinitarische mehr als unter eine politische Schirmherrschaft.

Etwas abrupt und unmotiviert flammt der zehnjährige trojanische Krieg Berns „1298“ wieder und endet bald mit einem großen Sieg der Stadt.

Eine undefinierbare Adelskoalition aus Westen bedroht die Stadt mit großer Macht. Zuerst lagert das feindliche Heer beim Thornbühl oder Dornbühl, dann zieht es sich nach Rehag zurück.

Schließlich erringen die Berner über ihre Herausforderer einen großen Sieg in der Schlacht von Jammertal. Dabei erbeuten sie viele Banner. Diese stellen die Burger in der Stadtkirche aus und ergänzen sie später mit den Beute-Fahnen von Laupen (!).

Die Jammertal-Geschichte enthält alle Chiffren der Troja-Geschichte und ist – wie schon an ein paar Orten angedeutet - gleichzeitig eine exakte Präfiguration des Laupenkriegs.

Zuerst ist festzuhalten, daß alle drei genannten Ortsnamen von „1298“ nicht lokalisierbar sind.

Von *T(h)ornbühl* gibt es eine spätere Verballhornung *Donnerbühl*.

TORN-BÜHL in der entvokalisierten Form TR(J)N/PL läßt den gemeinten Sinn förmlich in die Augen springen: TROJA + NEAPOLIS oder TROJANAM NEAPOLIM. – Wir wissen längst, in welcher Sage wir uns befinden.

REHAG ist wegen der Kürze des Namens schwieriger zu deuten. Vielleicht verbirgt *Rehag* ein hebräisches Wort: Es könnte eine Verballhornung von *harag* = *niedermachen, töten* sein.

Jammertal nun steht in der erfundenen Berner Geschichte auf der gleichen Bedeutungsebene wie Laupen oder Murten.

Evident ist bei diesem Namen zuerst, daß nur der erste Teil, also JAMMER bedeutungsvoll ist.

Man löst das Wort auf mit J + MR. - MR ergibt rückwärts gelesen RM, und heraus springt ROMA. – Die Berner sind die rechtgläubigen Römer oder Byzantiner und erringen einen vollständigen Sieg über den falschen Glauben.

Das J kann hier in dem Kontext nur der hebräische Halbvokal *yod* sein und steht zweifellos für *jr* = Stadt. - Der Sieg von Jammertal ist der Triumph der Stadt Rom über seine Feinde.

Schon jetzt soll erwähnt werden, daß JAMMER = *Stadt Rom* den gleichen Sinn enthält wie MORGARTEN = *Stadt Rom*.

Die Numerologie der Jahrzahl von Jammertal ergänzt die Bedeutung dieses in der Chronik nur kurz abgehandelten Ereignisses (Tabelle 4).

1298, das sind 222 - also ein Drittel von 666 - Jahre nach dem Aufenthalt des deutschen Heilands Hildebrand in Rüeggisberg.

Und 222 Jahre nach Jammertal wird bekanntlich 1520 vom Gurnigel ein fürchterliches Unwetter auf Bern zukommen, als Fingerzeig Gottes an die Stadt, die Reformation einzuführen.

Skandalös ist, daß im Laufe des 20. Jahrhunderts der Name Jammertal aus den Geschichtsdarstellungen gestrichen wurde. Einer der wichtigsten Ankerpunkte der älteren Geschichte Berns ist beiseite geschoben und ignoriert worden

Sogar Richard Feller hat – wie schon erwähnt - den Namen Jammertal ausgelassen. - Der Historiker erwähnt in seiner *Geschichte Berns* zwar den Dornbühl. Aber die Schlacht von „1298“ nennt er das „Treffen bei Oberwangen“ oder die „Niederlage des Feindes am Rehhag“ (Feller, I, 73).

Stumpf und die Helvetische Chronologie verbinden die Jammertal-Schlacht mit der Jahrzahl 1291. - Also hat Justinger-Stettler das Ereignis zeitlich nachverschoben – vielleicht weil sich daraus eine bessere numerologische Konstruktion ergab.

Woher stammt die Burgunderbeute?

Als eines ihrer wertvollsten Bestände besitzt das Historische Museum Bern alte flämische Tapisserien, welche von einer glorreichen Geschichte umrankt werden.

2001 und 2008 gab es darüber Sonderausstellungen, bei welcher Gelegenheit diese Kunstwerke mit einer größeren Lichtmenge angestrahlt wurden. Besseres Licht trug dazu bei, daß man schon lange bekannte Objekte genauer betrachten konnte und mehr Details entdeckte.

Bei der Ausstellung von 2001 verblüffte am meisten die Anpreisung unter dem Titel: *Burgundische Tapisserien in neuem Licht*.

Manchem sind bei dieser Überschrift vielleicht Zweifel an seinem anerzogenen Geschichtsbild gekommen. Denn die Wandbehänge im Historischen Museum Bern galten bisher unbestritten als „Burgunderbeute“, so noch in dem großen Katalog von Florens Deuchler von 1963.

In den Burgunderkriegen von „1474 bis 1477“ hätten die Berner und die Eidgenossen Herzog Karl den Kühnen in den Schlachten von Grandson und Murten besiegt und ihm unermeßliche Beute abgenommen, darunter kostbare Wandteppiche, wie die vier Caesar-Teppiche und den Trajan- und Herkinbald-Teppich.

War man plötzlich nicht mehr so sicher, ob der geschichtliche Hintergrund dieser Kunstwerke stimmte?

Eine Analyse der Sonderausstellungen zeigte, daß tatsächlich eine leichte Bedeutungsverschiebung festzustellen war. Zwar wurde weiter der Stammbaum der angeblichen spätmittelalterlichen Herzöge von Burgund aufgezeigt und auf ein paar Einzelheiten und Bilder zu dem sagenumwobenen Karl dem Kühnen hingeführt.

Aber der Hauptakzent lag doch auf der Kunstgeschichte, was auch der erste Ausstellungskatalog von Rapp Buri/Stucker-Schürer (2001) belegt: Burgundische Tapisserien, nicht Burgunderbeute.

Und nur mehr zwei Tapisserien, nämlich der *Verdüren-Behang Philipps des Guten* und der *Wappenteppich* wurden noch als eigentliche Kriegsbeute bezeichnet. Bei den übrigen Stücken wird heute ein indirekter Weg der Besitznahme postuliert.

Vor allem fehlte in den Ausstellungen in Bern der Bezug zu den übrigen Stücken der „Burgunderbeute“. Neben den Wandbehängen sol-

len die Schwyzer Sieger nämlich eine Menge anderer kostbarer Dinge erbeutet haben: große Diamanten, vergoldete Trinkgefässe, Siegel, Reliquien, Fahnen, Standarten und sogar Bücher und Handschriften. Darüber wurden in einzelnen eidgenössischen Orten Verzeichnisse angelegt. – Viele Dinge gingen verloren, aber Etliches hat sich erhalten.

Folgen wir zunächst der neuen Optik und widmen uns den burgundischen Tapisserien. Hier reicht es, die bereits erwähnten großen Stücke zu betrachten, also die Caesar-Folge und die beiden Teppiche, auf denen Trajan, Gregor der Grosse und Herkinbald dargestellt sind.

Eine unvoreingenommene Betrachtung dieser großen Wandbehänge, dazu ein geschichtskritischer Sinn, führt bald zum Schluß, daß diese Kunstwerke unmöglich aus der Zeit stammen können, aus welcher sie behauptet werden. Die „zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts“ ist viel zu früh. – Die Wandbehänge müssen um etwa drei Jahrhunderte nach vorne verschoben werden.

Zuerst zeigen die Teppiche eine vollendete Gotik. Dieser Stil kann sich nach geschichtskritischen Erkenntnissen erst in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts entwickelt haben. Die gotischen Beschriftungen in altem Französisch, aber auch die dargestellten Inhalte, lassen keinen anderen Schluß zu.

Der Stil besonders der Caesar-Teppiche ist altflämisch. Aber es gilt eine systematisch betriebene Falschdatierung und Rückdatierung der älteren frühneuzeitlichen Kunst zu berichtigen.

Also ist auch der flämische Maler Rogier von der Weyden - der ein berühmtes Porträt von Karl dem Kühnen geschaffen hat – in diese Zeit zu setzen.

Der Name des sagenhaften Königs Herkinbald auf dem gleichnamigen Teppich ist besonders interessant.

Bekanntlich tötet dieser alte bettlägerige Fürst eigenhändig mit einem Dolch einen Untergebenen, der ihm gegenüber ein Verbrechen verheimlicht hat. Der Name drückt die Tat aus: HERCIN-Bald ergibt durch Entvokalisierung: (H)RCN > NCR. Die drei Konsonanten verraten das lateinische Wort *necare* = töten.

Als die jüngste Gestalt auf den großen Burgunder Tapisserien muß man Papst Gregor den Grossen halten. Im Zusammenhang mit ihm

und Trajan wird auch eine chronologische Angabe gemacht, welche allein schon jedes ältere Entstehungsdatum widerlegt.

Es heißt, daß mehr als 450 Jahre nach Trajan Gregor zum Papst gewählt wurde. - Bekanntlich ist Trajan „117 AD“ gestorben, und der Pontifikat Gregors des Grossen dauerte „590 – 604“. – Das genannte Intervall von mehr als 450 Jahren stimmt.

Hinter diesen Zeitangaben steht die Scaliger-Chronologie der älteren Geschichte, die frühestens um 1750 allgemein bekannt war.

Dank der kunstgeschichtlichen Vergleichsarbeit der beiden Autorinnen von *Burgundische Tapisserien* werden die Berner Wandteppiche jetzt in einem europäischen Zusammenhang erkannt und eingeordnet.

Die Berner Caesar-Folge hat zum Beispiel stilistisch eine frappante Ähnlichkeit mit den Alexander-Behängen im Palazzo Dora Pamphilj in Rom.

Dazu kommt, daß das Historische Museum Bern auch drei lavierte Federzeichnungen, sogenannte *petits patrons*, besitzt, welche Szenen aus den Orient-Feldzügen Alexanders als Entwürfe für Tapisserien darstellen. – Hier wird der Kreis geschlossen.

Ähnlich den Berner und den Römer Wandteppichen sind zwei Behänge, welche die Geschichte des Frankenkönigs Chlodwig illustrieren und sich im Kirchenschatz von Reims befinden. – Die Geschichte des Gründers des katholischen Frankenreiches ist als späte Erfindung anzusehen.

Zusammen mit den kleineren Tapisserien von Bern zeigen alle behandelten textilen Kunstwerke eine große Geschlossenheit im stilistischen Ausdruck und in den Themenkreisen, die da sind: Troja, Alexander der Grosse, Caesar und der Rosenroman. – Aus diesen Gründen muß eine gleiche Entstehungszeit und eine gleiche Herkunftsregion angenommen werden.

Die Wandbehänge des Historischen Museums Bern sind mit einer ausführlichen historischen Legende versehen.

Paradoxerweise verzeichnen die Quellen die genauesten Angaben zu einigen burgundischen Stücken am Anfang.

So hat sich von dem Berner *Tausendgüldenteppich* sogar der Kaufvertrag mit einem Jehan de Haze erhalten, welcher die Summe von 1411 Pfund nennt und mit dem „18. Juli 1466“ datiert ist.

Aber dieses Beispiel zeigt einmal mehr, daß Urkunden als historische Nonvaleurs zu betrachten sind; nur geschaffen, um den Historikern Sand in die Augen zu streuen.

Die Berner Chronistik geizt mit Angaben zu diesen Teppichen. Erstmals erwähnt Valerius Anshelm die *burgundischen Tapeten* für das Jahr „1512".

Nun behauptet die historische Apologetik, daß die großen Burgunderteppiche, die man von Karl dem Kühnen in den Feldlagern vor Grandson und Murten erbeutete, zuerst in die Kathedrale des savoyischen Lausanne gekommen seien. Aber daß die Sieger die schönsten Beutestücke freiwillig und sofort aus der Hand gegeben hätten, ist unglaubwürdig.

„1536" soll Bern durch seinen Feldherrn Hans Franz Nägeli in einem kurzen Zug die Waadt erobert haben. Und jetzt erst entführte die Siegerin die burgundischen Wandteppiche aus der Kathedrale von Lausanne nach Bern.

Darüber gibt es wiederum Urkunden:

Im „September 1536" werden die bekannten Stücke – die Caesar-Folge, der Trajan-.und Herkinbald-Behang und ein Teppich mit der Anbetung der drei Könige in einem Inventar anläßlich der Wegnahme aus dem Domkapitel Lausanne erwähnt.

Die für Lausanne bestimmten Quittungen des Folgejahres „1537" listen die Tapisserien aber nicht mehr auf.

Wir haben hier zwei Urkunden aus der gleichen Zeit, die sich widersprechen. Man kennt diesen Fälscher-Trick: Es ist nicht Vergeßlichkeit oder Schlamperei, daß ein Dokument ausgerechnet die Dinge vergißt zu erwähnen, wozu das andere geschrieben wurde. Hier ist der absichtliche Widerspruch hineingearbeitet worden.

Seit „1536" also wurden die berühmten Burgunder Teppiche in Bern aufbewahrt. *Dabei geriet deren Herkunft aus Lausanne beinahe in Vergessenheit* (Rapp Buri/Stucky-Schürer, 13).

Warum sagen die Autorinnen „beinahe"? – Die Teppiche sind das ganze 16. Jahrhundert vergessen worden – einfach weil sie noch nicht existiert haben!

Erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts wurde man sich des Wertes der im Berner Rathaus liegenden textilen Schätze bewußt (Rapp Bu-

ri/Stucker-Schürer, a.a.O.): „1612“ beschloß der Rat, ein Inventar der Burgundischen Tapisserien und Tücher anzulegen.

Aber zuerst mußte die Geschichte der Burgunderkriege aufgezeichnet werden. Das geschah im 18. Jahrhundert.

Die als „Burgunderbeute“ bezeichneten Teppiche und sonstigen Kunstgegenstände sind gekauft und gesammelt worden. Es war wohl Bern, welches die Fälschungsaktion begann. Diese aber weitete sich bald zu einer eidgenössischen Unternehmung.

Ein kurzer Blick auf einige Stücke und Sammlungen, die das Burgunder-Etikett tragen, genügt.

Aus burgundischem Besitz sollen zum ersten zwei berühmte Diamanten stammen, nämlich der *Florentiner* und der *Sancy* – beides Stücke von gut 100 Karat.

Aber wer um Gottes willen kann die genaue Herkunft und Besitzergeschichte von Edelsteinen aus alter Zeit ergründen? – Hier muß jeder Historiker in den Ausstand treten.

Von Karl dem Kühnen habe sich sein goldenes Geheimsiegel erhalten, aufbewahrt heute im Staatsarchiv Luzern. – Das reich verzierte Wappenfeld mit Spangenhelm und zwei flankierenden Löwen ist heraldisch jedoch der Renaissance oder sogar dem Barock zuzuweisen.

Und ebenfalls in Luzern, in der Schatzkammer der Hofkirche Sankt Leodegar, befindet sich ein vergoldeter Meßkelch. Aus unerfindlichen Gründen bezeichnen die Kunsthistoriker diesen Gegenstand als „süditalienisch, um 1200“.

Doch das Inventar jener erwähnten Schatzkammer schrieb – angeblich 1599 – der dortige Historiograph Renward Cysat. - Und erst mit diesem Mann beginnt die Luzerner Geschichte oder Geschichtserfindung.

Einen „Hut Karls des Kühnen“ soll es auch gegeben haben. – Die erste – immer noch viel zu frühe Erwähnung – fällt aber ins Jahr „1555“.

Auch die Kirchgemeinde Glarus besitzt eine bedeutungsvolle Burgunder Reliquie: einen Meßkelch, der völlig absurd auf „ungefähr 1360“ datiert wird.

Interessant ist bei dem Glarner Meßkelch eine am inneren Fußrand des Bechers eingravierte Erinnerungsinschrift an Ulrich Zwingli, samt der Jahrzahl „1516“.

Der große Zürcher Reformator war angeblich zehn Jahre lang Pfarrer in Glarus. – Doch auch Metall ist geduldig. – Und mit berühmten Namen ließ sich einem gewöhnlichen Gegenstand eine größere Glaubwürdigkeit im historischen Kontext verleihen.

Nach alten Abbildungen sollen früher einer Menge Fahnen und Standarten eine burgundische Herkunft angedichtet worden sein. Florens Deuchler widmet diesem Fahnenzauber ganze 70 Seiten (Deuchler, 233 – 301).

Dabei entlarven sich die Motive auf diesen Fahnen und Standarten chronologisch von selbst. Der heilige Thomas von Aquin ist erst gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts denkbar. - Den heiligen Hubertus sollte man noch einige Jahre später ansetzen.

Auch Bücher und Handschriften soll Karl der Kühne an die Front mitgenommen haben. Aber die Beutestücke sind reine Zuschreibungen: *Die eidgenössischen Quellen sind zum größten Teil nicht ausführlich genug, um einzelne Handschriften wieder zu bestimmen* (Deuchler, 345). – So bleibt es bei einzelnen Zuweisungen, die aber wieder manchmal etwas verraten.

Im Historischen Museum Bern befindet sich auch eine Kriegsordnung Karls. Aber diese *ordonnance* ist im 15. Jahrhundert unmöglich. Und das Papier trägt Wasserzeichen, die nach Dijon oder Dôle „zu Ende des 16. Jahrhunderts“ weisen. – Die Dokumente seien Kopien, wird ausweichend erklärt.

Und die Burgerbibliothek Bern besitzt ein Exemplar von Quintus Curtius Rufus, *Les Gestes de Grant Alexandre*; *laut älterer Meinungen Burgunderbeute* (Deuchler, 346). – Curtius Rufus gehört zu einer gar nicht so kleinen Zahl klassischer Schriftsteller, die in der Antike unbekannt waren und erst wieder in der Renaissance zum Vorschein kamen.

Aber hier soll nicht auf die Überlieferungsgeschichte eines Textes eingegangen werden, sondern auf die den Historikern wohlbekannte und trotzdem hartnäckig verdrängte Tatsache, daß die alten Geschichtsschreiber häufig Karl den Kühnen mit Alexander dem Grossen vergleichen.

Je länger man die Sache betrachtet, desto mehr ergibt sich, daß es sich bei der angeblichen Burgunderbeute um eine geplante und mit großen Mitteln in Szene gesetzte materielle Geschichtsfiktion handelt.

Sogar die Tagsatzungen sollen sich häufig mit Stücken aus dem sagenhaften Burgundergut beschäftigt haben. – Fast alle Orte in der Schweiz waren an der Verteilung dieser pseudohistorischen Reliquien beschäftigt.

Zuletzt behaupteten sogar Kleinstädte wie Bremgarten an der Reuss und Mellingen im Freiamt und Notabeln wie der Abt von Sankt Gallen den Besitz von Kunstgegenständen aus Burgund.

Karl der Kühne, Alexander der Grosse und die Eidgenossen

Die Burgunderkriege sind die gewaltigste kriegerische Auseinandersetzung in der Geschichte der alten Eidgenossen. Für keine andere Fiktion wurde ein derartiger historiographischer, künstlerischer und sicher auch finanzieller Aufwand getrieben. Dementsprechend ist dieser Themenkomplex vielfältig. Man muß ihn von verschiedenen Seiten angehen, um ein vollständiges Bild zu bekommen.

Wir wissen schon, daß der Murtenkrieg eine exakte Duplizität zum Laupenkrieg darstellt (Tabelle 2).

Doch die Murten-Schlacht ist nur ein, allerdings zentraler Teil jener Auseinandersetzung.

Vor allem sind die Burgunderkriege mit Karl dem Kühnen eine absolute Parallelität zu Alexander dem Grossen und seinem Zug in den Osten: So wie der König von Makedonien sein Stammland verläßt, um Asien zu erobern, so verläßt der Herzog von Burgund seine Stammlande, um sich die Eidgenossenschaft untertan zu machen.

Die parallel laufenden Handlungsstränge lassen sich tabellarisch aufzeigen (Tabelle 3). – Dabei fallen auch gleich ein paar Besonderheiten auf, die erklärt werden müssen.

Florens Deuchler hat in seinem Katalog über die Burgunderbeute die geschichtlichen Parallelen *expressis verbis* ausgedrückt:

Tabelle 3: Die Parallelen zwischen Alexander dem Grossen, Karl dem Kühnen und den Eidgenossen

Alexander der Grosse	Karl der Kühne - Eidgenossen
Makedonien ist ein Land, das in kurzer Zeit aus dem Nichts zu einer bedeutenden Macht im östlichen Raum aufsteigt – und ebenso schnell wieder verschwindet.	Burgund ist ein Land, das in kurzer Zeit aus dem Nichts zu einer bedeutenden Macht im christlichen Westeuropa aufsteigt – und ebenso schnell wieder verschwindet.
Makedonien, MACEDONIAM = MCTM = MHMT = MAHOMET = Mohammed Alexander ist ein östlicher Paraklet.	BURGUNDIAM = PRCNT/M = PRCLTM = PARACLETUM, Paraklet Karl der Kühne ist ein westlicher Paraklet.
Alexanders Vater heißt PHILIPP.	Karls Vater heißt PHILIPP.
Alexander heiratet nach dem Ende des Feldzuges.	Karl der Kühne heiratet vor den Feldzügen.
Alexander heiratet STATEIRA, die Tochter des letzten Perserkönigs DARIUS III. Stateira und Maria sind ähnliche Namen.	Thronfolger Maximilian heiratet (SANCTA) MARIA, die Tochter des letzten Burgunder-Herzogs. Maximilians Vater heißt Friedrich III. = FRI-DARI(C)US
Alexander der Grosse beginnt seine Regierung damit, daß er Theben, eine Stadt in seinem Machtbereich zerstört. Die Einwohner werden in die Sklaverei verkauft.	Karl der Kühne beginnt seine Regierungszeit damit, daß er Dinant, eine Stadt in seinem Machtbereich zerstört. Die Einwohner werden in der Maas ertränkt (vgl. Grandson).
THEBEN (TVN) liegt in Böotien, BOEOTIAM (BTM = BLM = BELGICAM)	DINANT (TNN = TVN) liegt in Belgien, BELGICAM (BLCCM = BTM) = Böotien.
Alexander überschreitet den Hellespont und beginnt den Krieg gegen das Perserreich.	Karl der Kühne überschreitet den Jura und beginnt seinen Feldzug gegen die Eidgenossen.
Alexander verläßt Europa und setzt nach Kleinasien über.	Karl der Kühne verläßt Burgund, zieht über den Jura, um in die Eidgenossenschaft, genauer gesagt den Waldgau einzufallen.

Karl der Kühne nimmt mit Beginn des Krieges die Rolle des Perserkönigs ein.	Mit Beginn des Krieges nehmen die Eidgenossen die Rolle Alexanders des Grossen ein.
Nach seinem ersten Sieg am Granikos belagert und erobert Alexander Halikarnassos.	Die Eidgenossen eröffnen den Krieg, indem sie HÉRICOURT in der Freigrafschaft belagern und erobern.
Alexander belagert Halikarnassos..	Karl der Kühne belagert erfolglos Neuss (am Niederrhein oder am Genfersee?)..
HALICAR/NASSIUM, Halicarnassus = HÉRICOURT + NEUSS	Héricourt liegt in der Freigrafschaft Für NEUSS gibt es drei mögliche Orte: 1) Neuss am Niederrhein 2) Neuss = Nancy in Lothringen 3) Neuss = Nyon am Lac Léman
Alexanders Kriegsgebiet ist Kleinasien, Syrien und Mesopotamien.	Karls Kriegsgebiet gegen die Eidgenossen ist die Westschweiz, die Waadt = Klein-Burgund.
Erster Sieg Alexanders in der Schlacht am Flüßchen Granikos. GRANICUS = Grandson GRANICUM = CRNCM = CRSTM = CHRISTIANUM	Erster Erfolg Karls durch die Belagerung und Eroberung des Städtchens Grandson (GRANICUS). Die Besatzung wird im See ertränkt (vgl. Dinant).
Erster Sieg Alexanders am Flüßchen GRANICUS.	Erste Niederlage Karls in der Schlacht am Flüßchen ARNON (RM = ROMA) bei GRANDSON (vgl. Sense – Singine – Sangarius).
Märchenhafte Beute (Perser-Beute) im Lager der Feinde.	Märchenhafte Beute (Burgunder-Beute) im Lager der Feinde.
Eine Verfolgung der geschlagenen Feinde unterbleibt.	Eine Verfolgung der geschlagenen Feinde unterbleibt.
Alexander besucht auf seinem Zug nach Osten zuerst Aspendus in Pamphylien, dann Gordion in Galatien, schließlich Ancyra (= NC + RM = Nancy + Rom).	Philipp der Gute, der Vater Karls des Kühnen, besucht auf einem Zug nach Osten Aarberg (Aspendus) und Bern (Gordion).

Alexander besucht nach Granikos und nach Halikarnassos Gordion und zerschneidet auf dem Burgberg der Stadt den gordischen Knoten mit dem Schwert: Kriegserklärung an Persien.	Bern erklärt vor Grandson und vor Héricourt an Karl den Kühnen offiziell den Krieg.
GORDION (GRTN) ist eine Stadt mit einem Burgberg und liegt am Fluß SANGARIOS. SANGARIUM = SANCTUM ARNUM = heiliger Arnon (RN = RM = ROMA)	Bern ist eine Stadt mit einem Burgberg, der GURTEN (GRTN) heißt. – In geringer Entfernung südwestlich fließt die Sense – Singine (SANGARIUM, Sangarius).
Alexander schlägt nach Gordion die Perser bei ISSOS und belagert und erobert TYRUS.	Neuer Vorstoß Karls von Lausanne aus: Dieser führt zur Belagerung und zur Schlacht von Murten.
Alexander belagert während *sieben* Monaten die Stadt TYRUS am Eingang nach Palästina = heiliges Land.	Karl der Kühne belagert MURTEN, ein Städtchen am Eingang zum Waldgau = heiliges Land und bestürmt es *sieben* Tage lang erfolglos.
TYRUM, Tyrus = TRM = MORAT, Murten	Murten, französisch MORAT = MRT > TRM = TYRUM, Tyrus
Tyrus liegt am Meer.	Morat – Murten liegt am Murtensee.
Entscheidender Sieg Alexanders über die Perser in der Küstenebene von ISSOS in Kilikien = Kreuzesland.	Entscheidender Sieg der Eidgenossen über die Burgunder in der Schlacht bei Murten.
ISSUS = JESUS	Schlachtort ist CRESSIER bei Murten. CRESSIER = CHR(ISTUS) + ISSUS = christliches Issus
Issus ist eine Jesus-Schlacht.	Murten – Cressier ist eine Jesus-Schlacht.
Numerologie von Issus: 333 AC = 666 Jahre vor der Geburt des Kirchenvaters Basilius von Cäsarea	Numerologie von Murten – Cressier: 1476 AD = 400 Jahre nach dem Aufenthalt Hildebrands in Rüeggisberg (1076)
Bei Issus finden die Sieger wiederum eine große Perser-Beute im Lager der Feinde.	Bei Murten finden die Sieger wiederum eine große Burgunder-Beute im Lager der Feinde.

Endgültige Niederlage der Perser in der Schlacht bei Gaugamela	Endgültige Niederlage der Burgunder in der Schlacht bei Nancy.
Dareios III. kann zuerst fliehen, wird dann aber auf der Flucht getötet.	Karl der Kühne wird nach der Schlacht tot auf dem Kampffeld aufgefunden.
GAUGAMELAM, Gaugamela = CCMLM = CLMT(T)M = CALAMITATEM, *calamitas*	NANCY = Neuss (Ort von Karls Kalamität) Welches Neuss ist gemeint?
Augenblickliches Ende des Perserreiches.	Augenblickliches Ende des Burgunder-Reiches.
Alexanders Perserkrieg dauert drei Jahre, von 334 bis 331 AC.	Der Burgunderkrieg der Eidgenossen dauert drei Jahre, von 1474 bis Januar 1477.
Zeitdifferenz: 331 AC – 1477 AD = 1808 Jahre	Zeitdifferenz: 1808 Jahre
Alexander der Grosse stirbt im Jesus-Alter von 33.	Karl der Kühne wird 1433 (1400 + 33: Jesus-Zahl) geboren. Im Jesus-Alter von 33 Jahren kommt er zur Herrschaft (1466). - Nach zehn Jahren Regierung wird er getötet.
Die Diadochen beerben das makedonische Reich Alexanders.	Frankreich und Habsburg beerben das Burgunder-Reich Karls des Kühnen.
Das Alexanderreich und sein Fall ist ein Wendepunkt in der antiken Geschichte.	Das Burgunder-Reich und sein Fall ist ein Wendepunkt in der spätmittelalterlichen Geschichte.
Die spätgriechische Kultur wird die alexandrinische genannt.	Die spätmittelalterliche Kultur ist eng mit Burgund verbunden.

Wie Alexander bei (Ergänzung des Autors: *Granikos und*) *Issos, so fanden die Eidgenossen im burgundischen Lager bei Grandson goldene und silberne Trinkgefässe, Purpurkleider, Zelte und überwältigende Herrlichkeiten* (Deuchler, 4).

Wenn man solche Zitate liest, bekommt man einmal mehr den Eindruck, daß man offenbar Historiker sein muß, um nicht durchzusehen.

Erkennt niemand, daß GRANICOS und GRANDSON gleiche Namen sind? Sieht niemand, daß in der ganzen Weltgeschichte nur zwei Fürsten die Unvorsichtigkeit begangen haben, auf ihre Feldzüge den ganzen Staatsschatz und alle ihre Kostbarkeiten mitzunehmen?

Die angesprochenen Parallelitäten müssen vorsichtig entwirrt werden. Eben wurde gesagt, daß Karl der Kühne parallel zu Alexander dem Grossen zu setzen sei. Jetzt ergibt sich, daß der Perserkönig – also Alexanders Gegner – die Züge des Burgunderherzogs trägt.

Die Unmöglichkeit eines Burgunderreiches im westeuropäischen Spätmittelalter und eines Burgunderkrieges kann mit ein paar kritischen Überlegungen widerlegt werden.

Angeblich soll das Herzogtum Burgund „1363“ entstanden sein, als das französische Königshaus der Valois, die burgundischen Lande einem Seitenzweig als Apanage übergab. – Aber welcher machtbewußte König entläßt schon bedeutendes Krongut in die *de facto*-Selbständigkeit?

Innerhalb eines Jahrhunderts soll dieses sagenhafte Burgund zu einer bedeutenden Mittelmacht zwischen Frankreich, England und dem Deutschen Reich aufgestiegen sein.

Dem märchenhaften Reichtum der „Burgunder“ steht die betrübliche Feststellung gegenüber, daß dieses Gebiet Zeit seiner Existenz unbestimmt in seinen Grenzen war und nie etwas besaß, was man heute Infrastruktur nennt. - Aus welchen zentralen Orten der wirtschaftliche Reichtum des Herzogtums erwirtschaftet wurde, bleibt unbestimmt. War es Brüssel, Dijon oder Dôle?

Nach Philipp dem Guten, „gestorben 1467“, soll sein Sohn Karl der Kühne das Herzogtum zum Zenith geführt, aber durch Vermessenheit – eben Kühnheit (lateinisch: *temeritatem, temeritas)* - ins Verderben geführt haben. Der dreijährige Burgunderkrieg von „1474 bis 1477“ besiegelte das Ende. Das Herzogtum wurde aufgeteilt.

Doch: *Feldzüge von solcher zeitlicher Ausdehnung sind im Mittelalter höchst selten und können nur mit den Kreuzzügen und den deutschen Kaiserfahrten nach Italien verglichen werden* (Deuchler, 4).

Noch merkwürdiger ist der Umstand, daß sich Karl der Kühne mit seinem Heer nicht gegen die wirklich gefährlichen Feinde, also Frankreich und das Deutsche Reich, sondern gegen die unbedeutenden Eidgenossen wandte und dort verlor: *Diese gewaltige Kriegsmaschinerie zerschellte, für alle Beteiligten höchst überra-*

schend, auf den Schlachtfeldern von Grandson und Murten (Deuchler, a.a.O.).

Allerdings ist mehr als unglaubwürdig, daß Burgund durch ein kriegerisches Abenteuer mit Bern und den Schwyzer Eidgenossen zum Einsturz gebracht wurde.

Ein noch größeres Paradox ist das augenblickliche Ende des Burgunderreiches nach dem Tode Karls des Kühnen „1477". Es gibt weder Rückzugsgefechte noch Restgebiete.

Und fast der Gipfel der Unmöglichkeit: Die Eidgenossen, welche während drei Jahren den heroischen und gefährlichen Kampf allein bestritten haben, erhalten von ihrem Sieg – ausgenommen der „Burgunderbeute" – nicht den mindesten Gewinn.

Die Berner müssen ihre Grenzen im Westen sogar wieder zurücknehmen.

Und zwischen den Schwyzer Eidgenossen entsteht Hader und Zwietracht. Im Stanser Verkommnis „1481" wird dieses innere Zerwürfnis notdürftig gekittet.

Nachdem die Absurdität der Burgunderkriege fürs Erste erwiesen ist, soll eine Analyse der Parallelitäten geboten werden.

Es ist nicht nur das Alexander-Buch des Curtius Rufus, das Karl in die Nähe des „antiken" Makedonenherrschers rückt. Viele alte Geschichtsschreiber ziehen Vergleiche.

Am deutlichsten sagt es Johannes Stumpf. Nach ihm ist Karl der Kühne *in ettlichen Stucken dem großen Alexander glych, in ettlichen aber dem landfrässigen Julio Caesari*.

Nach Albrecht von Bonstetten sei Karl mit Alkibiades, Nero und Judas zu vergleichen.

Hans Knebel vergleicht in seinem *Diarium* den Burgunderherzog mit den Türken *(Thurcus ab oriente, dux Burgundie ab occidente)*. – Daß mit der Erwähnung des Osmanischen Reiches auf die Zeit ab 1750 hingewiesen wird, sei am Rande vermerkt.

Und ebenfalls soll erwähnt werden, daß der erwähnte Tagebuchschreiber Knebel just zur Zeit der Burgunderkriege in Basel geschrieben hat. *Es ist ein wahres Glück für die Nachwelt, daß Knebel im rechten Augenblick zur Feder griff, sobald der Krieg Mittelpunkt wurde* (Feller/Bonjour, I, 40).

Doch dieser günstige Moment ist eine Fügung der barocken Geschichtserfindung, nicht wahre Geschichte.

In Frankreich wurde Karl der Kühne auch mit Salomo verglichen.

Den Anklang des Herzogs mit der Gestalt von Julius Caesar bezeugen die Burgunder Tapisserien von Bern.

Übrigens war Karl als Prinz auch Herzog von CHAROLAIS (CRLS), was eine Verdoppelung von CAROLUS bedeutet. – Erfundene Geschichte ist oft liederlich zusammengezimmert.

Doch die Parallelitäten zwischen Karl dem Kühnen und Alexander dem Grossen überwiegen. Sogar in den ersten vier gedruckten Flugschriften nach dem Ende des Herzogs, die „1477“ in Basel erschienen sein sollen, wird Karl ausdrücklich als Nacheiferer Alexanders bezeichnet.

Die Parallelen zwischen Alexander dem Grossen und Karl erklären einen Grossteil der burgundischen Kriege – auch deren religiöse Aspekte.

Bei Karl dem Kühnen kommt die sagenhafte Landschaft Burgund innerhalb kurzer Zeit hoch, in der antiken Version mit Alexander ist es Makedonien.

Makedonien, MACEDONIAM = MCTNM ergibt mühelos MAHOMET, also Mohammed. Denn Alexander ist der östliche Jesus, der islamische Paraklet. Zu seinen Ehren heißt die Hauptmoschee auf dem Tempelberg von Jerusalem AL AKSA = Alexander. Und das Grab Alexanders befindet sich in Ägypten in LUXOR = Alex.

Alexander und die Mohammedaner erklären nebenbei, weshalb die Chronisten Karl den Kühnen als Türken bezeichnen.

Burgund, BURGUNDIAM, wird von den alten Chronisten als „Burgen-Land“ erklärt. Das ist richtig in dem Sinne, als sowohl *Burgund* (PRCNTM = PRCLTM) wie *Burg* auf PARACLETUM, Paraklet zurückgehen.

Die Eidgenossen kämpfen in den Burgunderkriegen gegen einen gottgesandten orientalischen Parakleten, der sie auf ihren rechten Glauben prüfen wollte.

Alexander ist der östliche Jesus Christus. Der gottgesandte Herrscher aus Makedonien erreicht folglich das Jesus-Alter von 33 – gleich wie er in ISSOS = JESUS in Kilikien (CILICIAM = SICILIAM =

Kreuzesland) im Jesus-Jahr „333 AD“ (3 + 33) einen entscheidenden Sieg über die Perser erringt.

Karl der Kühne folgt numerologisch ebenfalls Jesus Christus – mit leichten Abwandlungen:

Karl wird im Jahre „1433“ (14 + 33) in Dijon geboren und übernimmt im Jesus-Alter von 33 „1466“ (6 x 11 oder 2 x 33) das Herzogsamt. Dieses erfüllt er während 11 Jahren bis zu seinem gewaltsamen Tod „1477“ (7 x 11).

Alexanders wie Karls Vater heißen PHILIPP.

Sowohl Alexander wie Karl gehen Ehen ein. Das antike Pendant jedoch erst nach dem Sieg über die Perser, die spätmittelalterliche Variante nach seiner Volljährigkeit.

Zuerst Karl der Kühne: Dieser heiratet dreimal. Seine erste Frau ist Catherine von Valois. – Als Kronlehen dieses Geschlechtes mußte der Burgunder-Herzog eine solche Tochter heiraten.

Karls zweite Frau heißt Isabelle von Bourbon. – Der Name ist identisch mit Burgund, französisch Bourgo(g)n(e).

Die dritte Frau des Burgunderherzogs war eine Margarethe von York und soll die erste gedruckte Übersetzung der Troja-Geschichte in Englisch (!) herausgegeben haben. – Die Geschichte Karls und der Burgunderkriege hat starke Anklänge an die Troja-Sage, wie wir an mehreren Stellen sehen werden.

Karl der Kühne hat eine Tochter Maria, die den habsburgischen Thronfolger Maximilian – noch während der Burgunderkriege - in Lausanne heiratet.

Alexander der Grosse heiratet nach dem Perserkrieg die Tochter des letzten Großkönigs Dareios III. mit Namen STATEIRA, was wie eine Zusammenziehung von SANCTA MARIA klingt.

Und Bräutigam Maximilian ist der Sohn des deutschen Großkönigs (FRI)/DERICUS III. = DAREI(C)US III.

Bekanntlich ließ der Perserkönig als Münze den DAREIKOS-STATER prägen. - Hier fragt sich nur wann: im „Altertum“ oder erst im 18. Jahrhundert?

Alexander wie Karl sind unbeherrschte und jähzornige Wüteriche. Sie verwüsten blindlings eigenes wie fremdes Gebiet.

Karl der Kühne soll während seiner kurzen Herrschaft 2072 (!) Städte und Dörfer erobert haben. – Offenbar hat kein Historiker bisher diese unsinnige Zahl überprüft und deshalb Zweifel an der Plausibilität eines solchen Herzogs angemeldet.

Doch besonders zerstören die beiden Herrscher je eine Stadt in ihrem eigenen Herrschaftsgebiet – eine weltgeschichtliche Unmöglichkeit ersten Ranges.

Alexander der Grosse beginnt seine Regierungszeit, indem er Theben, die Hauptstadt von Böotien zerstört und deren Einwohner in die Sklaverei verkauft. – Angeblich hatten die Bewohner sich unbotmäßig benommen. – In der Stadt verschont der junge Tyrann nur das Haus des Dichters Pindar.

Was Alexander recht ist, kann Karl nur billig sein. Der junge Herzog beginnt seine Regierungszeit „1466“ mit der Zerstörung der Festungsstadt Dinant an der Maas in Belgien. – Angeblich hatten die dortigen Bürger den Fürsten beleidigt. Dafür werden diese nach der Eroberung auf Anweisung Karls im Fluß ertränkt.

Bei der Karl-Version der Geschichte wird die mutwillige Zerstörung einer eigenen Stadt sogar dupliziert: „1468“ erreicht ein ähnliches Schicksal Lüttich, ebenfalls an der Maas in Belgien gelegen. - Auch dort werden die unbotmäßigen Bürger nachher im Fluß ertränkt.

„1472“ soll Karl der Kühne sogar das unbedeutende Nesle in Nordfrankreich als dritten Ort verheert haben.

Die Geschichten von Theben und Dinant sind nicht nur inhaltlich, sondern auch namentlich identisch:

THEBEN, französisch Estèves, ergibt entvokalisiert TBN. – Bei DINANT ist von einer umgewandelten Konsonantenfolge TVN auszugehen: TVN = TBN = Theben.

Sowohl Dinant wie Theben liegen in der gleichen Gegend: Aus BELGICA, Belgien wurde die angeblich antike griechische Landschaft BOEOTICA, Böotien gemacht.

Bekanntlich sind alle Ortsnamen des Ostens aus dem Westen übernommen worden.

Alexander der Grosse wie Karl der Kühne erfüllen mit ihren Kriegszügen eine heilsgeschichtliche Mission, die in beiden Fällen nach Osten führt:

Alexander überschreitet den Hellespont und dringt in Anatolien ein. – Dabei ist der Name der Meerenge schon bedeutungsvoll. Denn HELLENEN ist abzuleiten von hebräisch *ha'el* = der Gott. – Und in diesen Wörtern steckt JULIUS, der gottgleiche Caesar, woraus auch ALLAH geworden ist.

Karl der Kühne hat vor Kriegsbeginn eine bedeutungsvolle Zusammenkunft mit dem deutschen Kaiser Friedrich III. Er trifft ihn „1473" in Trier. – Worüber gesprochen wurde, mögen Historiker erraten. Aber sicher ist, daß sowohl die Ordnungszahl des Kaisers (drei) wie der Name der Stadt TRIER (Augusta TREVERORUM) auf die göttliche Trinität anspielen.

An dieser Stelle muß auf eine rätselhafte Stelle bei Justinger hingewiesen werden. Der Chronist behauptet nämlich, daß Trier 1200 Jahre älter sei als Rom und daß es einmal einen Krieg zwischen diesen beiden Städten gegeben habe (Justinger, 14).

Mit dem Kriegsbeginn zwischen Karl dem Kühnen und den Eidgenossen werden die Parallelitäten mit Alexander dem Grossen komplex. – Aber das entspricht der Bedeutung und Ausgestaltung dieser Geschichte in der Matrix.

Alexander der Grosse erobert den Osten, indem er die Perser angreift, sie in den Schlachten am Granicus, bei Issus und bei Gaugamela schlägt. Der Tod des persischen Großkönigs bewirkt den Einsturz des Reiches.

Karl der Kühne hingegen empfängt von den Eidgenossen eine Kriegserklärung und unterliegt gegen sie in den Schlachten bei Grandson, Murten und Nancy. - Am letzteren Ort verliert der Herzog Leben und Reich.

Hier werden wir einer besonderen Wendung in der Blaupause der Alexander-Burgunder-Geschichte gewahr:

Bis zum Kriegsbeginn ist Karl der Kühne eine formale wie inhaltliche Parallelität zu Alexander.

Mit dem Anfang des Krieges hingegen werden die Eidgenossen *de facto* zu siegreichen Makedonen und Karl zum glücklosen persischen Großkönig.

Diese andere Besetzung gilt bis zum Ende der Burgunderkriege und hört dort abrupt auf:

Nicht die Eidgenossen beerben das Burgunderreich. Dieses teilen sich die beiden Mächte Frankreich und Habsburg auf. Die Schwyzer werden mit etwas Beute nach Hause entlassen, nachdem sie die Siege vorher allein errungen hatten.

Bei der paradoxen Wendung des Kriegsausgangs kann man nichts anderes ausrufen als: Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, jetzt kann er gehen!

Wie konnten die Eidgenossen es überhaupt wagen, Karl den Krieg zu erklären?

Die Gründe dafür sind mehr als fadenscheinig. Das wußten schon die ältesten Chronisten und fühlten sich bemüßigt, die Notwendigkeit eines Krieges gegen Karl zu begründen – ohne ganz zu überzeugen.

Nochmals muß betont werden, daß diese Auseinandersetzung um Burgund in einen heilsgeschichtlichen Kontext gehört. Überlegungen zur historischen Plausibilität sind nichtig.

Die Eidgenossen werfen Karl dem Kühnen den Fehdehandschuh hin.

Maßgeblich ist die Politik Berns. Dort gibt es zwei Parteien: Adrian von Bubenberg ist burgundisch gesinnt und verkörpert die *causa victa,* die verlorene Sache. – Der Ritter wird überstimmt durch Niklaus von Diesbach, dem Haupt der französischen Partei und dem Mann der neuen Realitäten.

Die Diesbach-Episode nimmt sich wie ein eigenes Kapitel der Burgunder-Geschichte aus.

Der Berner Schultheiß erreicht „Mitte 1475“, daß Bubenberg aus dem Rat gestoßen wird. Gleich darauf übernimmt Diesbach den Oberbefehl über ein bernisches und elsässisches Aufgebot, das in der Freigrafschaft Burgen erstürmt.

Das Raubritternest Blamont, westlich der Ajoie, wurde jedoch zuerst vergeblich berannt. Diesbach wird vom Hufschlag eines Pferdes getroffen und fängt nachher die Pest ein. Der Kranke wird nach Pruntrut gebracht, wo er stirbt. – Erst nachher gelingt es den eingetroffenen Verstärkungen, Blamont zu nehmen.

Die Blamont-Geschichte ist voll von Absurditäten; enthält aber interessante Einzelheiten aus verschiedenen Blaupausen.

Es heißt, Blamont sei zuerst vergeblich bestürmt worden, weil Zwietracht und Pest eingerissen hätten. – Entwickelt sich eine Seuche innerhalb von Stunden?

Nach der Einnahme dieses Burgstädtchens sei wiederum - offenbar innert kürzester Zeit – Pest und Teuerung (!) ausgebrochen.

Und Diesbach, der Freund des französischen Königs, mußte offenbar in die Geschichte eingefügt werden, damit auch sein Geschlecht neben den Erlach und Bubenberg einen Anteil am Ruhm der Burgundersiege bekam.

Niklaus von Diesbach bekam im Münster eine Grabtafel, worauf steht, daß Bern mit ihm einen Hektor und Cicero verloren habe. - Die beiden „antiken“ Namen bekräftigen die Vermutung, daß die Blamont-Episode nach der trojanischen Matrix gestrickt ist.

Diesbach ist Hektor, also Trojaner, und Cicero, also Grieche oder Römer in einem gewesen. - Manchmal wurde in der Ausformung einer Geschichte nicht mehr zwischen Freund und Feind unterschieden.

Diesbach alias Hektor unternimmt einen Zug gegen das Raubritternest Blamont. – Anlaß des trojanischen Krieges war bekanntlich der Raub einer Frau.

Hektor alias Diesbach ist eine Jesus-Figur und stirbt den christlichen Opfertod durch die Pest – wie viele römische Kaiser.

Die Pest ist ein Element des trojanischen Krieges und kommt in etlichen Parallelgeschichten vor.

Ein Cicero war Diesbach ebenfalls, denn seine Redekunst wurde gerühmt. Damit gelang es ihm, Adrian von Bubenberg wie einen Catilinarier vom Rat auszustoßen.

Endlich wird Diesbach in einer Sänfte von Blamont nach Pruntrut gebracht, wo er stirbt. – Auch Cicero starb bekanntlich in einer Sänfte.

Der Hauptort der Ajoie klingt ganz trojanisch: Pruntrut, französisch PORRENTRUY lautet entvokalisiert PR + TRJ, was mühelos PRIAMUM TROJANUM, *Priamus Trojanus* ergibt.

Aber nicht nur der Name Pruntrut hat eine trojanische Namenswurzel, sondern auch BLAMONT = PLMNT = PR(M) + MNT(M) = PRM + MNTM = PRIAMUM MONTEM = Priamus-Berg!

Als weiteres Paradox beim burgundischen Kriegsbeginn greifen beide Kontrahenten an völlig verschiedenen Orten an.

Karl beginnt den Kampf, indem er die Stadt Neuss während sieben Monaten ergebnislos belagert. – Dort im Feldlager erhält der Herzog „am 25. Oktober 1474“ die Kriegserklärung der Eidgenossen.

Aber wo liegt Neuss? – Die Historiker sind sich sicher, daß damit die Stadt am Niederrhein gemeint ist. – Eine Bewandtnis hat Karl mit jener Region; aber dies werden wir später sehen.

Doch auch Nancy ist Neuss, lateinisch *Nassium*. – Und bekanntlich wird Karl der Kühne dort seine endgültige Niederlage und seinen Tod erleiden.

In der Matrix einer Geschichte kommt es häufig vor, daß der Anfang und das Ende einer Geschichte vertauscht wird. So könnte Karl auch Nancy in Lothringen belagert haben.

Dann gibt es ein drittes Neuss, das im Zusammenhang mit den Berner und Schwyzer Eidgenossen bedeutungsvoll ist.

Bekanntlich war das Waadtland in der Neuzeit bernisches Untertanengebiet. Und ein Berner Landvogt residierte auf dem Schloß des Städtchens Nyon am Genfersee - auf Deutsch *Neuss* genannt. Hier hätten wir einen Ort dieses Namens, der plausibler ist, weil er nahe beim Gebiet der Eidgenossen lag.

Neuss, französisch NANCY versteckt sich auch in dem Namen der kleinasiatischen Stadt Ancyra: ANCYRAM = (N)ANCY + ROM. – Alexander besucht auf seiner Extratour nach Gordion nachher auch jenen Ort.

Während Karl also Neuss belagert, machen die Berner und Schwyzer das Gleiche mit Héricourt in der Freigrafschaft – zwischen Monbéliard und Belfort.

Den Eidgenossen gelingt es, das befestigte Städtchen Héricourt einzunehmen. Aber sie sind über die mangelnde Unterstützung durch den deutschen Kaiser verärgert und ziehen heim.

Héricourt ist ein Wendepunkt in der eidgenössischen und bernischen Politik. Deshalb mußte auch der Schreiber des Justinger – wie schon erwähnt – unter dem Namen *Eligurt* auf diese Geschichte anspielen, obwohl sie sich nach Vollendung der Chronik abgespielt haben soll.

Vor Héricourt kämpfen die eidgenössischen Kontingente zwar noch unter dem Oberbefehl des Habsburger Herzogs Sigismund. – Doch

die Eidgenossen sagten sich nach diesem Feldzug von Kaiser und Reich los.

Der Name HÉRICOURT oder ELIGURT ist hoch bedeutsam: ELIGURT ist zusammengesetzt aus (V)L(S) und CURTIM. VLS ergibt VOLUSIUM, also Vesuv; CURTIM, *curtis* bedeutet Königshof. Gemeint ist damit der GURTEN, der alte Burgberg südlich von Bern.

Mit Vesuv sind die Waldstätte, also die Leute vom Fuß des Waldbergs = *Montem silvanum* = *Montem Vesulianum* gemeint.

Gurten hingegen spielt auf die Berner an.

Der Name Héricourt enthält also die Berner und die Waldstätte als Belagerer und Eroberer jener Stadt.

Die Belagerung und Eroberung von Héricourt muß auch in der Alexander-Version des Burgunderkrieges vorkommen.

Auch Alexander erobert ein Héricourt, allerdings nicht zu Beginn seines kleinasiatischen Feldzuges, sondern in der Mitte – zwischen den Schlachten von Granicus und Issus.

In der antiken Version heißt die Stadt *Halikarnassos*, die karische Hafenstadt, die zur Zeit der Kreuzfahrer Petronium genannt wurde, woraus der heutige Name Bodrum abgeleitet ist.

HALICARNASSIUM ist leicht als Doppelnamen zu enträtseln: HÉRICOURT + NASSIUM (= NEUSS)!

Halikarnassus ist ein ebenso erstaunlicher Doppelname wie Héricourt. Mit dem Namen wird ausgedrückt, daß der Krieg für beide Parteien – die Burgunder und die Eidgenossen – mit dem Angriff auf eine Stadt begann.

Alexander der Grosse belagert und erobert Halikarnassus zwischen den Schlachten von Granicus und Issus.

Karl der Kühne besucht nach der Schlacht bei Grandson (Granicus) und vor der Schlacht bei Murten (Issus) die Stadt Lausanne.

Die heutige Hauptstadt der Waadt aber enthüllt durch Ortsnamen-Analyse den Namen der genannten kleinasiatischen Stadt:

LAUSANNE = (H)LSN > HLCN > HLC(R)N = HALICARNA(SSUS)!

Die erfundene Geschichte beweist die Richtigkeit der Ortsnamendeutung: Alexander, der Eroberer von Kleinasien, erobert Halikar-

nassus; Karl der Kühne, der Eroberer von Kleinburgund, „besucht“ Halikarnassus = Lausanne.

Nach Halikarnassos macht Alexander von Aspendus aus eine unnatürliche Kehrtwendung von der Südküste Kleinasiens weit ins Innere nach Norden – einzig um die Stadt Gordion am Sangarios zu besuchen. Nachher wendet sich der Makedonenkönig wieder der anatolischen Südostküste zu. – Das Gordion-Abenteuer soll später analysiert werden.

Gleich nach der Überschreitung des Hellespontos liefert Alexander der Grosse dem persischen Großkönig die erste Schlacht am Flüßchen Granikos in Mysien. Die Perser werden vernichtend geschlagen, aber eine Verfolgung unterbleibt. Statt dessen erbeuten die Makedonier im verlassenen Feldlager des Feindes märchenhafte Schätze.

Granikos liegt übrigens nicht weit vom kleinasiatischen Troja – Ilium entfernt und ist sicher bewußt im Vorfeld dieser reichen Stadt angesiedelt worden.

Karl der Kühne beginnt anfangs „1476“ seinen Feldzug gegen die Eidgenossen – über ein Jahr nach der Kriegserklärung!

Vom französischen Jura dringt der Herzog über den Jougne-Paß ins nördliche Waadtland ein und belagert das kleine Burgstädtchen Grandson am Neuenburgersee.

Die Besatzung des Örtchens muß sich ergeben und wird im See ertränkt – wie das Karl vorher mit den Bürgern von Dinant und Lüttich gemacht hat.

Vor Grandson unterhalten die Burgunder ein großes Feldlager und erwarten die Eidgenossen in offener Feldschlacht. Diese kommen von Neuenburg dem See entlang. Zu beiden Seiten des Flüßchens Arnon stellen sich die Heere auf. Die Eidgenossen greifen an und schlagen das Heer der Burgunder vernichtend. Jedoch unterbleibt eine Verfolgung der fliehenden Feinde. Statt dessen sammeln die Eidgenossen im verlassenen Feldlager Karls des Kühnen eine märchenhaft reiche Beute aus Diamanten, goldenen und silbernen Kelchen, Decken, Gewändern, Wandteppichen, Fahnen und Standarten und anderen Kunstgegenständen mehr ein.

Es braucht nicht betont zu werden, daß die Schlachten von GRANICUS und GRAN(D)SON Parallelitäten in jeder Hinsicht sind.

Beide Schlachten finden an einem Flüßchen statt, beide Male wird der Feind vernichtend geschlagen, aber nicht verfolgt. Und beide Male erbeuten die Sieger große Schätze.

Die Unterschiede zwischen den beiden parallelen Geschichten sind nur scheinbar.

In der Schwyzer Version ist Granicus = Gran(d)son eine Burg. Aber die Schlacht findet am Flüßchen Arnon statt.

Der Name ARNON (RM) enthält ROMA, Rom.

In der Alexander-Geschichte findet die Schlacht an dem Fluß Sangarius statt.

SANGARIUM läßt sich entschlüsseln als SANC(TUM) ARNUM = heiliger Arnon, also heiliges Rom.

Sangarius und Arnon sind gleiche Namen. Der Unterschied ist einzig der, daß beim waadtländischen Flüßchen der erste Namensteil (SANCTUM) abgefallen ist oder abgetrennt wurde.

Alexander sucht nach Granikos und Halikarnassos in Gordion Rat und entscheidet sich dort, das Perserreich zu erobern. In der Küstenebene von ISSUS = JESUS in Kilikien erringt er einen zweiten Sieg über den Perserkönig.

Das makedonische Heer zieht darauf der syrischen Küste entlang in Richtung Palästina. An der libanesischen Küste wird die Hafenstadt TYRUM, Tyrus belagert und nach sieben Monaten eingenommen.

Karl der Kühne zieht nach seiner Kalamität in Grandson hinunter nach Lausanne. Hier findet er in der Person der Herzogin Jolanta von Savoyen eine großzügige Trösterin. Diese leiht dem prunksüchtigen Burgunder-Herzog sogar kostbare Wandteppiche aus, damit der geschlagene Fürst in der Kathedrale von Lausanne seine Oster-Messe würdevoll feiern konnte.

Viele Jesus-Figuren haben bekanntlich Trösterinnen oder weibliche Schirmherren: Jesus hat Maria Magdalena, Julius Caesar die Königin Kleopatra, Hildebrand die Gräfin Mathilde von Tuszien – um nur einige zu nennen.

Oberhalb von Lausanne sammelt Karl der Kühne wieder ein Heer, um zu einem zweiten Schlag gegen die Eidgenossen auszuholen. Dabei sind ein paar merkwürdige Einzelheiten festzustellen.

Der Burgunderherzog ordnet sein Heer auf dem Jorat auf der Plaine du Loup.

Und oberhalb von Lausanne, nahe beim Frauenkloster Bellevaux, läßt Karl für sich ein Holzhaus *(casa de legname)* aufstellen (Deuchler, 19).

Einen Augenblick! Der prunksüchtige Herzog, bei dem sonst alles vom Feinsten sein muß, errichtet für sich einen elenden Bretterverschlag?

Die Sache mit der Holzhütte wird erst im Kontext mit anderen Schlachten zu erhellen sein.

„Im Juni 1476" unternimmt Karl der Kühne einen neuen Heerzug gegen Bern und die Schwyzer Eidgenossen. Dabei belagert er am Murtensee das Burgstädtchen Morat, deutsch Murten.

Die materiellen Verluste von Grandson scheinen vergessen und ersetzt worden sein. Jedenfalls schlägt Karl vor Murten wiederum ein prächtiges Feldlager auf, in welchem es an nichts fehlt: Neben den bereits erwähnten 2000 Lagermädchen finden die siegreichen Eidgenossen nämlich dort unter anderem 2000 (!) Tonnen Sardellen *(allecium)* und 3000 Säcke Hafer. – Von den Kunstschätzen soll gar nicht gesprochen werden.

Das Städtchen Murten, von der Verlierergestalt Adrian von Bubenberg tapfer verteidigt, trotzt während sieben Tagen den Sturmversuchen der Burgunder.

Endlich am 22. Juni – dem Zehntausend-Ritter-Tag – kommt der rettende Entsatz. Unter der Führung des Zürcher Schultheißen Hans Waldmann stürmen die Eidgenossen und Berner von Osten auf die Belagerer, überwinden einen Verhau, dringen ins Lager ein und verfolgen die geschlagenen Feinde bis Pfauen (Faoug) am westlichen Ende des Murtensees.

Die Parallelen mit der Alexander-Geschichte sind eindeutig, aber subtil verteilt. Die Schlacht von Murten ist die eidgenössische Variante der Schlacht bei Issus.

Alexander belagert nach Issus die libanesische Hafenstadt Tyrus.

Auch Murten ist ein seeseitiges Städtchen und wird belagert – nicht *sieben* Monate wie die Stadt an der Levante, sondern während *sieben* Tagen.

Und vor allem bedeutet Murten, französisch MORAT = MRT > TRM = TYRUM; Tyrus! – Und TYRUM (TRM) ist selbstverständlich TROJAM, Troja.

Nach Murten werden die Burgunderkriege der Eidgenossen schon nebulös. Es soll einen Plünderungszug der Sieger ins Waadtland gegeben haben. Und Karl der Kühne soll seinen Groll gegen die Schwyzer bald überwunden und statt dessen den Herzog René von Lothringen als Todfeind auserwählt haben. Die Eidgenossen senden dem bedrängten Fürsten gegen Ende „1476“ umfangreiche Truppenhilfe.

„Anfangs Januar 1477“ kommt es vor den Toren der lothringischen Hauptstadt Nancy zur Entscheidungsschlacht. In einem unklaren Verlauf wird der Burgunderherzog vernichtend geschlagen. Zwei Tage später findet man in der Umgebung der Walstatt den Leichnam Karls des Kühnen. - Die Todesursache des burgundischen Wüterichs ist unbekannt.

Es wurde schon gesagt, daß Nancy auch Neuss bedeutet und man deshalb nicht weiß, welcher Ort damit gemeint ist. Jedenfalls mutet Lothringen als letzter Ort der Auseinandersetzung merkwürdig an.

Aber geradezu absurd werden die Burgunderkriege nach dem Geschichtsbuch beendet.

Schon „im Sommer 1476“ soll in Freiburg im Üechtland ein Friedenskongreß mit Frankreich stattgefunden haben, worin die Eidgenossen für 50'000 Gulden auf das bereits eroberte Waadtland verzichteten. - Ein Sieger, der seine Eroberungen für schnöden Mammon wieder hergibt?

Und nach Nancy haben die Eidgenossen plötzlich keine Geltung mehr auf dem internationalen Parkett. Die gewaltige Anstrengung der Berner und Schwyzer, um den dräuenden Parakleten Karl den Kühnen zu besiegen, scheinen in Schall und Rauch aufgegangen zu sein. – Zurück blieben nur ein paar hübsch bebilderte Chroniken und die „Burgunderbeute“!

Wie Karl der Kühne in Nancy seine Kalamität erleidet, so der Perserkönig Darius III. in der Entscheidungsschlacht bei Gaugamela nordöstlich von Ninive im nördlichen Zweistromland. Auch hier entwischt der Großkönig dem Gemetzel, um ein paar Tage später doch tot aufgefunden zu werden.

Der Name Gaugamela mag morgenländisch klingen. Das war vielleicht auch die Absicht der Geschichtsfälscher. Aber dahinter verbirgt sich die bereits sattsam bekannte Kalamität: GAUGAMELAM = CCMLM > CLMT(T)M = CALAMITATEM, *calamitas*!

Sowohl das burgundische Reich des „Spätmittelalters" als auch das Perserreich der Antike verschwinden nach ihrer endgültigen Niederlage urplötzlich, als hätte es diese sagenhaften Herrschaftsgebilde nie gegeben.

Alexander der Grosse führt nach Gaugamela „331 AC" angeblich noch Kriegszüge gegen Ägypten und Indien. Diese haben keine Parallelitäten und sind als spätere märchenhafte Ergänzungen zu werten.

Wichtig ist noch der Tod Alexanders des Grossen. Dieser will Babylon wiederaufbauen und wird dort „323 AC" vergiftet. – Auch numerologisch steht der makedonische König in absoluter Symmetrie zum burgundischen Herzog: Deren Todesdaten liegen genau 1790 Jahre auseinander!

Und sowohl das Lebenswerk Alexanders wie dasjenige von Karl dem Kühnen war vergebens. Das makedonische Reich beerben die Diadochen; das Burgunderreich Frankreich und Habsburg.

Aber kulturell gaben beide Reiche große Impulse:

Auf Alexander folgten im Osten der „Hellenismus" und die Kultur der Alexandriner.

Im Westen ist der „Herbst des Mittelalters" wesentlich durch die höfisch-burgundische Kultur geprägt worden.

Die Geschichte des Burgunderkrieges zwischen Karl dem Kühnen und den Eidgenossen ist eine Duplizierung der Alexander-Geschichte. Aber nicht nur der große König von Makedonien findet sich hier, sondern die bereits vertraute Troja-Sage.

Die Geschichte Karls des Kühnen von seiner Thronbesteigung bis zu seinem Ende („1466 – Januar 1477") ist eine weitere Variante des trojanischen Krieges und dauerte ebenfalls zehn Jahre.

Nicht nur Karl, auch die Eidgenossen führten einen zehnjährigen trojanischen, beziehungsweise burgundischen Krieg. Die Ereignisse von „1474 – 1477" sind nur der Kulminationspunkt.

Die nationalbetonte Schweizer Geschichtsschreibung hat die wahre Länge des Krieges verkannt.

In Tat und Wahrheit beginnen die Eidgenossen sofort nach Karls Herrschaftsantritt mit Kämpfen und Kriegszügen.

Ein Bündnis der oberelsässischen Stadt Mülhausen mit Bern und Solothurn war der Anlaß zum Sundgauerzug, gefolgt vom Waldshuter- oder Schaffhauserkrieg „1466 – 1468“.

Diplomatische Auseinandersetzungen von Burgund sowohl mit Frankreich wie mit Habsburg ergänzten diese Kämpfe und setzten sie fort.

Den Beweis, daß es sich hier um eine trojanische Auseinandersetzung handelte, bilden wieder die Namen.

Frankreich schließt mit Karl dem Kühnen „1468“ das Abkommen von Péronne = PRMM = PRIAMUM, Priamus.

Und „1469“ leiht Karl der Kühne dem österreichischen Herzog Sigismund dem Münzreichen gegen Verpfändung von Ländereien am Rhein und im Elsaß 50'000 Gulden. Der diesbezügliche Vertrag wurde in Saint-Omer besiegelt.

Bekanntlich ist der altgriechische Epen-Dichter HOMER niemand anderer als der angebliche Graf und Troubadour von SAINT-OMER, welcher als erster in Nordfrankreich den Sagenstoff um Troja in dichterische Form gebracht haben soll.

Endlich entspricht die antiburgundische Koalition, welche gegen Karl den Kühnen zustande kommt, der Koalition der Griechen gegen Troja.

Und erst jetzt erklären sich die völlig widervernünftigen Zerstörungen von eigenen Städten durch Karl den Kühnen:

Die Troja-Matrix verlangte, daß eine feste Stadt am Anfang oder am Ende der Geschichte erobert und zerstört wird. Bei der homerischen Version geschah dies am Ende. Aber im Gotenkrieg wurde Neapel = Pompeji = das römische Iljon am Anfang der Auseinandersetzung erobert.

Zum Schluß muß nochmals auf Murten zurückgekommen werden. Der zehnjährige trojanische Krieg, der dreijährige Feldzug Karls des Kühnen, haben als Kulminationspunkt die Schlacht von Murten, welche Issus dupliziert. Der antike Schlachtort hat Jesus als Hintergrund – namentlich und numerologisch.

Auch Murten ist eine Jesus-Schlacht.

Diese fand „1476“ statt, das sind 400 Jahre nach dem Aufenthalt von Hildebrand im Bernbiet (1076 – 1476). – Das beweist nebenher, daß die Schlacht von Murten und die Burgunderkriege zuerst eine Berner Erfindung sind und nachher von den Eidgenossen übernommen wurden.

Alexander der Grosse, Karl der Kühne, Mithridates, Aspendus, Gordion, Aarberg und die Nibelungen

Murten oder Morat ist Tyrus, eine seeseitige Stadt. Damit wird die Blaupause der Alexander-Geschichte erfüllt.

Gleichzeitig muß die Schlacht bei Murten der Alexander-Schlacht von Issus entsprechen.

Und weil Alexander der Grosse auch eine Parallelität zum biblischen Josua darstellt, muß Murten auch für Jericho in Palästina stehen.

Doch bedeutet Murten (Morat) Troja, nicht Issus.

Hier zeigte sich ein ähnliches Auffassungsproblem wie bei Laupen. Was ist Laupen, was Murten?

Murten – Morat war ein Ort, der belagert wurde. - In unmittelbarer Nähe des Belagerungsrings aber kann es keinen Kampf geben. Das Schlachtfeld muß außerhalb des Ortes gesucht werden.

Die Untersuchung der näheren und weiteren Ortsnamenlandschaft rund um Murten aber fördert sowohl Issus wie Jericho zu Tage.

Zuerst der biblische Ortsname: Nordöstlich von Murten gibt es einen Weiler namens JERIS-Berg. Darin steckt JERICHO. – Und das Seeland, die Gegend der Jura-Seen, soll bekanntlich Galiläa, das heilige Land geheißen haben.

Dann Tyrus und Issus.

Südöstlich von Murten gibt es einen Ort CRESSIER, auf Deutsch GRISSACH. Dieser Name enthält CHRISTUS oder CHRISTIANUS. – Aber wenn man die Anfangskonsonanten CR abtrennt, so steckt auch ISSUS = JESUS drin.

Zweifellos ist das kilikische Issus auf der Grundlage des Ortsnamens Cressier, Crissier oder Grissach gebildet worden.

Ein erstes Mal kommt die Vermutung auf, daß die anatolische Geographie in der Westschweiz erfunden worden ist.

Alexander der Grosse soll bei seinem Zug durch Kleinasien an der Südküste plötzlich nordwärts ins Innere vorgestoßen sein, dort einen großen Bogen gemacht haben, um endlich bei Issus in Kilikien wieder zur Südküste vorzustoßen.

Die Extratour des Feldherrn Alexanders von der Südküste ins Innere Anatoliens ist absolut unglaubwürdig.

Aber der Geschichtsschreiber Arrian (der Arianer?) mußte eine Blaupause befolgen.

In meinem Buch *Die Ursprünge Berns* habe ich die sonderbare Extratour Alexanders des Grossen ins Innere Kleinasiens besprochen.

Alexander hält seinen Kriegszug an der Südküste in der Gegend der Stadt Aspendus in Pamphylien an.

Dort zieht der Makedonenkönig nach Norden, um die Stadt Gordion oder Gordium am Fluß Sangarius in Phrygien zu besuchen.

Die Geschichte, welche der König dort erlebt hat, ist bekannt:

In Gordium besteigt Alexander den Burgberg der Stadt. Dort steht ein Wagen, dessen Deichsel durch einen kunstvollen Knoten mit dem Wagen verbunden ist. – Ein Orakel prophezeite demjenigen, der den Knoten lösen könnte, die Herrschaft über Asien.

Alexander der Grosse zieht sein Schwert und durchtrennt damit den Knoten.

Die Analyse macht Gordium zu einer bedeutenden Episode, welche die Parallelitäten zwischen Alexander dem Grossen und den Eidgenossen und Karl dem Kühnen ergänzt.

Der Burgberg GORDIUM ist der GURTEN, der Burgberg von Bern.

Der Wagen mit der Deichsel steht ebenfalls für Bern:

Die alte Stadtstruktur von Bern enthält das Sternbild der Grossen Bärin oder des Grossen Wagens. – Die Deichsel bildet die Limitationsachse, die von Aventicum – Avenches durch die Spitalgasse in die Stadt führt und beim Predigerkloster auf den großen Wagen trifft.

Gordion liegt in PHRYGIEN (PRC), Bern in Klein-BURGUND (PRC). – Die Namen entsprechen sich.

Indem Alexander das Schwert zieht, erklärt er den Krieg. – Im Grunde beginnt der Makedonenkönig seinen Krieg erst in Gordion.

Bern mit dem Grossen Wagen und dem Burgberg Gurten macht das Gleiche wie Alexander der Grosse: Die Stadt erklärt Karl dem Kühnen den Krieg.

Der Burgunderherzog aber gelangte nicht bis Bern – und Alexander der Grosse machte auf seinem Kriegszug an der Südküste Anatoliens Halt in Aspendus.

Rund um das Städtchen Aarberg nun gibt es eine Reihe Ortsnamen, die einen deutlichen Bezug zur Alexander-Geschichte haben.

Bei Aarberg liegen zwei Weiler. Der eine heißt SPINS, der andere ASPI. – Darin verbirgt sich der Name des Vesuv-Kaisers VESPASIANUS.

Den gleichen Ursprung hat der Name der pamphylischen Stadt ASPENDUS.

Südwestlich von Spins und Aspi liegt die Ortschaft BARGEN. – In Anatolien gibt es eine Stadt PERGE. Auch dieser Ort liegt im Südwesten von Aspendus.

Südöstlich nach Aspi bei Aarberg folgt SEEDORF. – In Anatolien liegt südöstlich von Aspendus die Stadt SIDE.

Nordöstlich von Aspendus liegt eine Stadt LYSTRA.

Im Nordosten von Aarberg mit Aspi und Spins liegt der Ort LYSS.

Der anatolische Ort ermöglicht erst die richtige Erklärung von Lyss, einem Doppelnamen:

LYSTRAM = (V)LS + TRM = VOLUSIANUM TROJAM = vesuvianisches Troja.

Nordwestlich von Aspendus, auf dem Weg nach Gordion, liegt die Stadt SAGALASSUS. – Nordwestlich von Aarberg liegt ERLACH, französisch CERLIER. – Vielleicht gehört auch KALLNACH dazu.

Die parallelen Ortsnamen sind an und für sich einsichtig. Erstaunlich ist, daß sogar die ungefähre geographische Anordnung in der Landschaft sich entspricht.

Aus diesen Erkenntnissen muß man schließen, daß Karl der Kühne als Parallelgestalt zu Alexander dem Grossen nicht bloß bis Murten, sondern in der ursprünglichen Anlage bis Aarberg und bis Bern gelangt war.

Nicht Karl, aber sein Vater Philipp besuchte beide Städte.

Angeblich „im April 1454“ soll Philipp der Gute, auf einer Reise nach Regensburg, von Basel aus Bern besucht haben. Die Stadt hat den hohen Gast wie einen Kaiser begrüßt

Die letzte Nacht vor seiner Ankunft in Bern verbrachte Herzog Philipp in einem bernischen Landstädtchen.

Man darf nur einmal raten, wie dieser Ort hieß: Aarberg!

Man glaubt sogar zu wissen, daß der Burgunderherzog in Aarberg im Gasthaus Sankt Georg genächtigt hat.

Alexander der Grosse und sein Doppelgänger kamen also tatsächlich bis Aarberg (Aspendus) und Bern (Gordium).

Karl von Burgund trug den Beinamen der Kühne. - Kühnheit aber heißt lateinisch *temeritas*, TEMERITATEM. – Und der Burgunder Herzog hat auch eine Parallelität in der älteren römischen Geschichte.

In der letzten Zeit der römischen Republik, die eigentlich schon wieder eine Königszeit war, wurde Rom im Osten von einem König Mithridates aus dem anatolischen Pontus bedrängt.

Mithridates war ein grausamer Despot. Er begann seine Herrschaft, indem er die bereits römische Westküste Kleinasiens überfiel und dort an einem Tag 80'000 (!) römische Kolonisten niedermetzelte.

In der Landschaft Böotien in Mittelgriechenland wurde Mithridates zweimal von Sulla geschlagen, konnte aber nach Kleinasien fliehen, wo er ein drittes Mal von den Römern besiegt wurde.

Je mehr man sich in die Mithridates-Legende vertieft, desto klarer wird, daß hier eine Parallelität zu Karl dem Kühnen vorliegt:

PONTUS und BURGUND sind ähnliche Namen.

Die Schlachten des Mithridates werden in Böotien, also Belgien geschlagen, dem zentralen Machtbereich des Herzogtums Burgund.

Sowohl Karl der Kühne wie Mithridates sind Wüteriche, die Tausende von unschuldigen Menschen töten.

Und der Name Mithridates hat nichts mit dem antiken Unterweltgott Mithras zu tun:

MITHRIDATEM ergibt MTRT. Das ist klar von TEMERITATEM entlehnt, wo man auf eine Konsonantenfolge TMRT = MTRT kommt.

Die Gestalt Karls des Kühnen wurde wohl zuerst geschaffen. Erst nachher erfand man mit Mithridates ein antik-anatolisches Alter ego.

Auch Alexander der Grosse ist ein Wüterich, dessen bevorzugtes Wirkungsfeld neben Böotien vor allem Anatolien ist.

Und wenn Karl der Kühne vor allem in der Westschweiz Kriege führt, so befindet er sich dort am richtigen Ort: Die Waadt ist Klein-Burgund. – Payerne, deutsch Peterlingen, soll in sagenhafter Zeit die Hauptstadt eines Königreichs Hochburgund gewesen sein.

Das Burgunderreich Karls des Kühnen hat selbst eine Parallele in der spätrömischen oder Völkerwanderungszeit.

„Um 400 AD“ soll es am Mittelrhein ein sogenanntes Burgunder-Reich gegeben haben, welches sein Zentrum in WORMS = PRMS = PRIAMUS hatte.

König dieses germanischen Stammes war GUNTER, eine doch recht durchsichtige, weil einfache Namensschöpfung: (BUR)GUNTER!

Die Geschichte dieses sagenhaften Burgunder-Reiches am Mittelrhein ist schnell erzählt:

„437 AD“ wird das kurzlebige Reich vom Westen her durch die Römer unter ihrem Anführer Aetius, und von Osten her durch die Hunnen unter Attila erobert. König Gunter, dessen Tochter Kriemhilde mit dem Hunnenkönig verheiratet ist, fällt. Dabei geht auch der märchenhafte Schatz der Nibelungen im Rhein verloren.

Bei der Analyse dieser Parallelitäten werden weitere Elemente der Sage von den Burgunderkriegen einsichtig.

Das Herzogtum Burgund ist ein kurzlebiges Gebilde im Westen, das in einem Zweifrontenkrieg zerrieben wird:

In der antiken Version sind das im Westen die Franken, in der mittelalterlichen Geschichte die Franzosen.

Den antiken Hunnen des Ostens entsprechen in der spätmittelalterlichen Geschichte die Deutschen oder die Habsburger.

Und Maria, die Tochter Karls des Kühnen, ist mit dem deutschen Thronfolger verheiratet.

In der antiken Burgundergeschichte hat Kriemhilde, die Tochter des Burgunderkönigs, den Hunnenkönig zum Gemahl.

Bei ihrem Untergang am Rhein versenken die antiken Burgunder im Rhein einen fabelhaften Goldhort, den berühmten Schatz der Nibelungen.

Das Wort NIBEL(UNGEN) enthüllt durch Entvokalisierung die Konsonantenfolge NPL, damit NEAPEL.

Neben König Gunter haben die Burgunder am Rhein als größten Helden einen Hagen von TRONJE = TRM = TROJAM, Troja.

Troja und Neapel sind gleichwertige Namen. Und überall wo ein trojanischer Krieg vorkommt, muß es auch einen trojanischen oder neapolitanischen Schatz geben.

In der gotischen Version des Troja-Krieges versenken die Goten nach dem Verlust von Rom und Neapel ebenfalls in einem Gewässer einen neapolitanischen Schatz.

Fomenko betont in seinem Werk die Identifikation Troja = Neapel besonders am Anfang und am Ende eines trojanischen Krieges (Fomenko, II, 256).

Sogar numerologisch bilden Gunters und Karls Ende eine Einheit: Das gewaltsame Ende beider Fürsten liegt genau 1040 (437 – 1477) Jahre auseinander.

Jetzt wird auch einsichtig, weshalb sich die Eidgenossen im 18. Jahrhundert so große Mühe und Kosten machten mit der Sammlung einer prächtigen „Burgunder-Beute“:

Die Geschichtserfinder, die Berner und Schwyzer Repräsentanten der Grossen Aktion, befolgten damit die Matrix. Diese forderte bei einem trojanischen oder burgundischen Krieg den Nachweis eines märchenhaften Schatzes der Nibelungen, alias Schatz der Neapolitaner, alias Schatz der Trojaner – oder einer „Burgunderbeute“.

Bern und die Waadt

Es ist schon aufgefallen, daß Bern die glorreichen Siege im Jammertal und vor Laupen nicht für Gebietseroberungen im Westen ausgenutzt hat, sondern danach sogar in Not und Elend versunken ist – Aber im „14. Jahrhundert“ ist in der alten Eidgenossenschaft offenbar noch vieles rätselhaft.

Daß hingegen Bern nach dem siegreichen Burgunderkrieg nichts gewonnen hat, sondern sich sogar Gebietseroberungen wieder abkaufen ließ, ist doch ein starker pseudohistorischer Brocken.

Erst „1536“ - nach der „Reformation“ in Bern - entschließt sich die Stadt zur endgültigen Besitznahme des Waadtlandes.

In einem kurzen und weitgehend unblutigen Kriegszug erobern die Berner unter ihrem Anführer Hans Franz Nägeli das reiche Land im Westen. Mit dieser Eroberung wird eine dreihundertjährige Ausdehnungsgeschichte Berns nach Westen abgeschlossen – ein sehr langer, ein überlanger Zeitraum.

Es lohnt sich, kurz die besondere Beziehung zwischen Bern und der Westschweiz zu beleuchten.

Nach der alten Gebietseinteilung des Schweizer Mittellandes bildete die Aare die Grenze der alten Westschweiz.

Bern liegt links, das unweit davon gelegene Städtchen Bremgarten rechts des Flusses. Bern gehörte also von alters her zur Waadt, dem alten Waldgau; während Bremgarten an der Aare Teil des alten Aargaus war.

Antike Spuren in und um Bern weisen darauf hin, daß diese Gegend zuerst eine Art Außenbezirk von Aventicum darstellte. Die Limitationsachse der zweiten Berner Stadterweiterung zwischen Käfigturm und Christoffelturm folgt zum Ost- und Nordtor der Stadtmauer jener Römerstadt (Pfister: *Ursprünge Berns*).

Im Gebiet der drei gallorömischen Viereckstempel bei der Arena auf der Engehalbinsel wurde ein Inschriftfragment gefunden, das einen gewissen Otacilius Seccius erwähnt, der auch in Aventicum nachgewiesen wird.

Aber der zuletzt erwähnte Name scheint allgemein gerne gebraucht worden sein: Marcia Otacilia Severa hieß die Gattin des römischen Kaisers Philippus Arabs. Es wurde behauptet, sie sei Christin gewesen. Vielleicht deshalb wurde Otacilia zusammen mit ihrem Mann ermordet.

Die gleiche Inschrift nennt auch eine *REG(IO) O*…, was vermutlich als REGIO OCCIDENTALIS zu ergänzen ist; also wiederum die Waadt, der alte Waldgau oder das Üechtland.

Die absurde Chronologie der alten Geschichte zwingt uns, von der „Antike“ unmittelbar ins „Hochmittelalter“ zu springen.

Bern hat bald nach seiner angeblichen Gründung eine aktive Westpolitik betrieben. Schon „1243“ soll die Aare-Stadt mit Freiburg im

Üechtland, Payerne (Peterlingen) und Murten eine Burgundische Eidgenossenschaft gebildet haben.

Welches ist der Unterschied zwischen der Burgunder und der Schwyzer Eidgenossenschaft (Tabelle 7)?

Zwölf Jahre später hat die Burgundische Eidgenossenschaft offenbar nicht mehr existiert. Bern stellte sich für etwas mehr als zehn Jahre freiwillig unter die Schirmherrschaft von Herzog Peter von Savoyen.

Peter von Savoyen wurde übrigens der kleine Karl der Kühne oder kleine Karl der Grosse genannt.

Die kaiserlose Zeit „nach 1250“ soll Bern wieder Handlungsspielraum verschafft haben. Doch – wie schon erwähnt – „1291“ und mitten in einem trojanischen Krieg, suchte die Stadt die gleiche Schirmherrschaft auf.

„Zwischen 1304 und 1324“ erwarb Bern Laupen und beschwor damit einen ersten Burgunderkrieg, den die Stadt „1339“ für sich entschied.

Aber Bern gewann im Westen nichts, sondern mußte froh sein „1353“ dem Bund der Eidgenossen beitreten zu dürfen.

Im großen Burgunderkrieg „1475“ endlich besetzte Bern - zusammen mit Freiburg und dem Wallis - die savoyische Waadt, um sie aber schon im nächsten Jahr wieder kampflos aus der Hand zu geben.

Auch nach Karl dem Kühnen verlief Berns Westgrenze entlang den Burgstädtchen Laupen, Gümmenen, Murten und Nidau.

„1513“ besetzte Bern und andere Orte die Grafschaft Neuenburg – ein erster Schritt gegen Westen.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Schwyzer Eidgenossen im gleichen Jahr schon das weit entfernte Dijon im Burgund belagerten und sich nur mit einer hohen Abfindungssumme zum Abzug bewegen ließen, so merkt man einmal mehr, daß hier etwas nicht stimmt.

Rechts der Aare, gegen den alten Aargau hin, war Bern schon früher viel erfolgreicher:

Burgdorf, die erste Stadt auf dem Weg zum Oberaargau, wurde „1386“ erobert und erworben.

Und „1415“ - während und im Zusammenhang mit dem Konzil von Konstanz - eroberte Bern, zusammen mit anderen Orten, den Aargau – von welchem Gebiet es einen schönen Teil für sich einbehielt.

Zügige Eroberung des Aargaus, aber ewiges Zögern im Westen: Die ältere Politik Berns ist unglaubwürdig in ihren Grundlagen.

Da die wahre Geschichte verloren gegangen ist, sind Konjekturen eine heikle Angelegenheit. Dennoch darf erwogen werden, daß Bern ursprünglich ein Teil des Waldgaus mit der Hauptstadt Aventicum – Wiflisburg war. Also hat Bern nie die Waadt erobert. Es ging wohl eher darum, welcher Ort die Oberhand über den Gau habe: Avenches oder Bern.

Eine gespannte Beziehung zwischen diesen beiden Städten deutet auch Justinger an. Danach hätten die Berner, um dem Grafen von Savoyen zu schaden, „1333“ einen Raubzug gegen Wiflisburg (*Wibelspurg)*, also Avenches unternommen (Justinger, 69).

Diese Notiz ist bedeutsam wegen der beigefügten Jahrzahl. 1333 ist aufzulösen als 1 + 300 + 33. In Worten läßt sich das ausdrücken als Gottvater, dessen Sohn und der heilige Geist. – Berns Sieg über Aventicum ist als wichtiges Faktum der bernischen Heilsgeschichte zu erkennen.

Und 1333 sind ferner zwei Mal die Zahl 666 (132) nach der Geburt Christi im Jahre 1. – Außerdem war das 1000 Jahre nach der Geburt des oströmischen Kirchenvaters Basilius von Cäsarea.

Bern verstand sich am Anfang der Geschichte als Deutsch-Verona, als deutsche Stadt. Links der Aare aber war der größere Teil seines Herrschaftsgebietes welsch.

War die Waadt nicht ursprünglich deutsch? – Bekanntlich heißt der Genfersee *Lac LÉMAN*, was auf französisch ALLEMAND = *deutsch* zurückzuführen ist. – Bei Morges gibt es den Ort ALLAMAN.

Man muß annehmen, daß die Waadt bis hinunter nach Genf zuerst deutschsprachig gewesen ist. Eine Romanisierung verschob hernach die französische Sprachgrenze weit nach Osten in das Gebiet der Eidgenossen.

Die Gugler-Geschichte

Bei der fingierten Geschichte eines eidgenössischen 14. Jahrhunderts verdient die Gugler-Episode eine gesonderte Betrachtung.

Von außen kam nach der Mitte des 14. Jahrhunderts eine große Gefahr auf Bern und die Eidgenossen zu.

Bereits „1365“ sollen die Gugler oder die Englischen, ein marodierendes Reiterheer, ins Elsaß eingedrungen und Straßburg bedroht haben.

Auch Bern und die Eidgenossen bekamen es mit der Angst zu tun und sandten den Baslern Hilfstruppen zur Abwehr der dräuenden Gefahr aus dem Elsaß.

Glücklicherweise aber tauchte der römische Kaiser vor Straßburg auf und vertrieb den kriegerischen Spuk.

Aber „1375“ trat das rätselhafte Reiterheer aus England – angeblich wegen einer Pause im Hundertjährigen Krieg – wiederum im Elsaß auf.

Diesmal wandte sich das Heer der Gugler auch gegen die Eidgenossenschaft. Die Englischen überquerten den Jura an verschiedenen Stellen und drangen in das nördliche Schweizer Mittelland ein.

Es heißt, der Grund für das Vordringen der Englischen sei ihr Anführer Ingelram = Engländer von Coucy gewesen, der erbrechtliche Ansprüche gegen die Habsburger durchsetzen wollte. - Aber das ist als fadenscheinige Begründung zu werten.

Die Gugler sollen nach Justinger 80'000 (!) Reiter gehabt haben. Trotz ihrer gewaltigen Zahl drangen sie nicht in die Städte ein, sondern zerstörten nur einige Kleinstädte an der Aare bei Solothurn, zum Beispiel Fridau und Altreu.

Die kriegerischen Eindringlinge bevorzugten merkwürdigerweise die Stille von Klöstern. Also nisteten sie sich unter anderem in St. Urban im Luzernbiet, Fraubrunnen nördlich von Bern und Sankt Johannsen bei Erlach ein.

Man fragt sich natürlich, wie so kleine Orte Zehntausende von Reitern aufnehmen konnten.

So rätselhaft wie das unmotivierte Erscheinen der Englischen, so auch ihr Abgang.

Die Eidgenossen schlugen zwar Abteilungen der Gugler bei Buttisholz im Luzernischen und bei Ins im Seeland in die Flucht. Und am Stephanstag überraschten die Berner die in Fraubrunnen verschanzten Reitersoldaten und richteten unter ihnen viel Unheil an.

Doch nicht diese Aktionen verscheuchten das fremde Heer. Es zog von selber ab.

Abbildung 20: Spiezer Schilling: Englisches Reiterheer vor Straßburg im Elsaß

Illustration aus der Spiezer Bilderchronik von Diebold Schilling

(*Daß die ersten Englischen in das Elsaß kamen und gar großen Schaden tatent*)

Die Ankunft der Englischen im Elsaß

(Daß die ersten Engelschen in daß Elsaß kamen und gar großen schaden tatent.)

Diese schöne Illustration aus Diebold Schillings Spiezer Chronik ist geschichtsanalytisch von größtem Wert.

Bekanntlich soll „1375“ ein arbeitsloses englisch-französisches Söldnerheer, Gugler (Gügeller) genannt, vom Elsaß her in das Schweizer Mittelland eingedrungen sein und dort große Verheerungen angerichtet haben. Allein ihre Reiterei soll 80'000 (!) Mann gezählt haben. – Eine absurde Geschichte!

Doch geschichtsanalytisch ist die Gugler-Sage von höchstem Wert. Dahinter stehen die Mönchskutten- oder Caracalla-Leute. – Kein Wunder, daß sie sich in Helvetien nicht in Städten, sondern in Klöstern einquartierten.

Wie so häufig in der erfundenen Geschichte, hat auch der Guglerkrieg einen Vorläufer. „1365“ soll ein ähnliches Söldnerheer mit 40'000 (!) Reitern ins Elsaß eingedrungen sein, große Verheerungen angerichtet haben, bevor der Kaiser es vertrieb.

Auf der Abbildung sieht man das feindliche Heer, das am Rhein seine Pferde tränkt. Die Kopfbedeckungen sind vielleicht seltsam, aber daß man sie deshalb „Gugler“ genannt habe, ist unglaubwürdig. – Merkwürdig sind auf alle Fälle die östlich anmutenden Turbane einiger Männer. Und auf den Bannern erkennt man sogar einzelne arabische Schriftzeichen. Ebenfalls kryptisch muten die zwei Buchstabenfolgen ELS und SLE an.

Im Hintergrund sieht man eine hübsche Flußlandschaft, aber auch schon Abteilungen des kaiserlichen Heeres, das die englischen Reiter vertreiben wird. – Die bizarren Felstürme links sollen das Vogesen-Gebirge darstellen.

Ganz hinten erkennt man die Stadt Straßburg, deutlich mit der ovalen Mauerbegrenzung und dem charakteristischen Münster mit der monumentalen eintürmigen Westfassade. – So aber kann das Bauwerk frühestens ab der Mitte des 18. Jahrhunderts ausgesehen haben. Der Zeichner verrät also seine wahre Zeit, in der er lebte: Nicht „um 1480“, sondern nach 1760 hat er diese Chronik illustriert.

Trotz aller Verfremdung kannte der anonyme Illustrator Straßburg und das Elsaß aus eigener Anschauung.

Vielleicht steckt der aus jener Stadt gebürtige Maler Albrecht Kauw dahinter. – Die Strich- und Farbgebung zeigt auch schon Anklänge an den Berner Kleinmeister Johann Ludwig Aberli, der nach 1760 zu wirken begann.

Die Geschichtserfindung verrät sich hier im Bild.

Einen ganzen Winter litt die Eidgenossenschaft unter der fremden Heimsuchung.

Gewisse Chroniken wie Stumpf vermelden das kriegerische Eindringen der Englischen schon „1374“. - Die Chronologie des Ereignisses ist nicht eindeutig festgelegt.

Die Gugler wurden auch die *Böse Gesellschaft* genannt und sind als gottgesandte Heimsuchung zu verstehen, als Fingerzeig Gottes, die rechte Religion wiederherzustellen.

Bern befolgte diesen Ratschlag und verbrannte danach vor den Toren der Stadt den Ketzer Löffler, der die Irrlehre des freien Geistes predigte.

Es wird behauptet, die Gugler hätten ihren Namen von den merkwürdigen Kalottenhelmen, die sie trugen. Aber das ist als eine bewußt abgegebene falsche Erklärung zu werten.

Interessante Einzelheiten gewinnt man aus der Bilddarstellung in der Spiezer Chronik des Diebold Schilling (Abbildung 20).

Hier verblüffen zum ersten die merkwürdigen Schriftzeichen auf gewissen Wimpeln des Reiterheeres.

Auch tragen die Anführer fremdländische Turbane und Pelzmützen.

Zudem fällt im Hintergrund die realistisch dargestellte Ansicht von Straßburg mit dem eintürmigen Münster auf.

Die Gugler-Episode ist eine religiöse Symbolgeschichte.

Justinger nennt die Gugler *Gügeller.* Das Doppel-L in der Mitte des Wortes erlaubt, zu einer Namensanalyse vorzustoßen. Die Wurzel von GUGLER muß entvokalisiert CCLL gelautet haben. Ergänzt man noch ein R in der Mitte, so erhält man C(R)CLL = CARACALLA!

Etliche Schweizer Ortsnamen enthalten den römischen Gott-Kaiser Caracalla, zum Beispiel Corcelles (CRCL) bei Payerne und der Fluß *Ergolz* = RCL > (C)RCL.

Caracallas Vater, Septimius Severus, ist in York in England gestorben. Und nach der historischen Legende war Caracalla englischer König.

Die Englischen, die Gugler sind die Abgesandten jenes dräuenden Cäsars.

Nochmals ist auf die Etymologie von Caracalla hinzuweisen. Hier sagt die Geschichtserfindung die Wahrheit, wenn sie den Namen von *cucullus* oder *cuculla* (CCLL) ableitet, was *Kapuzenmantel* und *Mönchskutte* bedeutet.

Deshalb also haben sich die Gugler bei den Eidgenossen lieber in Klöstern eingenistet, statt in Dörfern und Städten.

Die *Böse Gesellschaft*, die zehn Jahre vor den Guglern ins Elsaß eindrang, hatte als Anführer einen Arnold von CERVOLA. Von diesem sagt der Berner Diebold Schilling, er sei Erzpriester gewesen.

Von Cervola leitet sich vielleicht der Flußname *Gürbe* ab. Und CERVOLAM (CR + VLM = CAESAR + VESULIUM) bedeutet Vesuv-Kaiser.

Die Gugler werden den Eidgenossen siebzig Jahre später als Armagnaken wieder begegnen.

Sempach, eine Jesus-Geschichte

Die erfundene Geschichte der Schwyzer Eidgenossen ist vor allem Kriegsgeschichte. Das ergibt sich logisch aus der dahinterstehenden wichtigsten Blaupause, dem trojanischen Krieg.

Aber eine Schlacht bedeutet in der historischen Theologie nicht politisches oder gesellschaftliches Fehlverhalten. Darin liegt eine Bedeutung als religiöse Opfertat, als Fingerzeig Gottes beschlossen.

Konstantin der Grosse zum Beispiel besiegt seinen Widersacher Maxentius bei der Milvischen Brücke und erhält dabei die göttliche Aufforderung, daß er in diesem Zeichen siegen solle (*In hoc signo vinces!*). – Und sogar diese Entscheidungsschlacht für den christlichen Glauben ist nach der trojanischen Matrix gestrickt: *Pontem MILVIUM* (MLPM > NPLM) enthält ebenfalls NEAPOLIM, Neapel. – Troja ist überall.

Was Konstantin recht war, konnte den bernischen Geschichtsschreibern billig sein. Die Stadt befreit sich in der Entscheidungsschlacht von Laupen = Neapel.

Was Bern vorgab, konnten auch andere Orte gebrauchen. Nach Laupen waren die beiden bedeutendsten eidgenössischen Schlachten des „14. Jahrhunderts“ Sempach und Näfels. – Und beide genannten Orte bedeuten Neapel.

Die Schlacht von Sempach „1386“ ist Luzern zugeordnet – aber nicht von dieser Stadt ausgedacht worden.

Der bedeutende Luzerner Historiker Theodor von Liebenau verfaßte zum Jubiläum von 1886 im Auftrage der Kantonsregierung ein Gedenkbuch. Darin empört ihn der Umstand, daß nicht Luzerner, sondern Chronisten aus anderen Orten und aus dem Ausland die ältesten Berichte über den Konflikt von Sempach geliefert haben:

Es ist geradezu beschämend, daß die einläßlichsten Berichte älterer Zeit, die uns über die Heldenschlacht von Sempach erhalten sind, aus solchen Orten stammen, die dem Kampfe fern standen: aus Straßburg, Bern, Constanz, Zürich und dem Thurgau (Liebenau, 13).

Lieber Herr von Liebenau! Wenn Sie schon damals etwas über die Matrix der alten Geschichte gewußt hätten, so müßten Sie nicht die alten Chronisten belehren, wer was hätte schreiben dürfen!

Der Sempacherkrieg wird von der Geschichtsforschung als *entscheidende Kraftprobe zwischen den Kommunen und der Herrschaft bezeichnet* (*Handbuch*, I, 258). Es soll ein Konflikt zwischen der Territorialpolitik der Habsburger und Luzerns gewesen sein.

Begonnen hätten die Scharmützel schon „Ende 1385“. mit eidgenössischen Ausfällen gegen habsburgische Orte wie Rapperswil und Rotenburg. Als dann Luzern das Entlebuch und das Städtchen Sempach erwarb, begann die offene Auseinandersetzung.

Herzog Leopold III. von Österreich bricht mit einem Ritterheer aus dem Aargau in Richtung Luzern auf. Diese Stadt jedoch stellt dem Habsburger oberhalb von Sempach ein Aufgebot entgegen, das durch Kontingente aus den Waldstätten verstärkt war.

„Am 9. Juli 1386“ erringen die Eidgenossen über die Ritter, auch dank der Heldentat eines Arnold von Winkelried, einen prächtigen Sieg.

Die kurze Skizze der Geschichte zeigt sofort die Parallelitäten mit dem Berner Ereignis von „1339“ und bestätigt das bereits genannte Zitat von Walter Schaufelberger: *In der Grundanlage stimmt Laupen mit mancher früheidgenössischen Schlacht überein* (*Handbuch*, I, 223).

Tatsächlich zeigt jeder Vergleich zwischen Sempach und Laupen nicht nur zufällige Verwandtschaften.

In beiden Kriegen geht es um eine Auseinandersetzung zwischen Adeligen mit Bürgern und Bauern.

In beiden Geschichten wird eine aufstrebende eidgenössische Stadt bedroht. Diese besiegt ihre Feinde in offener Feldschlacht, dank Hilfe aus den Waldstätten.

Und wenn Laupen Neapel bedeutet, so muß auch Sempach diesen Namen haben. Man darf sich nicht von der völlig anderen äußerlichen Namensform abschrecken lassen:

Sempach ist ein Neapel: SEMP-Ach = SNP >S/NP(L) = SANCTAM NEAPOLIM = heiliges Neapel. – Der Ortsname ist identisch mit Genf (CNP > SNP > S/NP(L).

Der Unterschied zwischen den beiden Geschichten ist nur scheinbar:

Bei der Sempacher Geschichte fehlt eine vorgängige Belagerung des Städtchens.

Doch gemäß den alten Chroniken wollte Herzog Leopold zuerst das Städtchen belagern und sich nachher zur Schlacht stellen.

Schon erwähnt wurde das angebliche Massaker, welches Herzog Leopold vor der Schlacht an den Einwohnern des Städtchens Rychensee anrichtete.

So wenig wie eine Schlacht bei Sempach stattgefunden hat, so wenig auch eine Niedermetzelung von unschuldigen Bewohnern eines Kleinstädtchens. – Doch solche Elemente gehören zur Matrix der Erzählung.

Beide Leopold – derjenige von Morgarten und der von Sempach – sind nämlich nach der ursprünglichen Matrix als assyrische Barbaren angelegt: So wie im Buch Judith des Alten Testaments der assyrische General Holofernes das Bergland Israel verheert, so der österreichische Herzog die bergige Eidgenossenschaft.

Wie Laupen bildet auch Sempach eine historische Namenlandschaft, die sich entschlüsseln läßt.

Beispielsweise sollte das Gewässer, an welchem das Städtchen liegt, einen SARNO-Namen tragen.

Sempach liegt am Sempachersee. Das Gewässer aber fließt durch die SUHREN (SRN) Richtung Norden aus. - Auch Sempach liegt also am SARNO.

Der Sempachersee muß früher SUHREN-See geheißen haben. – Hier braucht es keine lange Beweisführung: Der große Ort im Nordosten des Gewässers heißt SURSEE – eine Verkürzung für ein älteres SUHREN-See!

Weitere Namensanalysen bestätigen den erschlossenen Sinn.

Die Schlacht von Sempach fand nicht beim Städtchen statt, sondern in ziemlicher Entfernung auf einer Anhöhe. Der nächste Ort von dem behaupteten Kampffeld heißt HILDISRIEDEN. – Der Ort enthält klar HILDEBRAND, den deutschen Jesus.

Nächst dem Schlachtfeld liegt auf dem Weg nach Sempach ein Hof GALATTEREN. – Die Kalamität steckt in dem Namen.

Ebenfalls ganz in der Nähe der Walstatt liegt der Hof GALEE, ursprünglich GALEIE. Dahinter steckt GALILAEA, Galiläa. – Schließlich vollbringt Jesus seine Taten in jener heiligen Landschaft.

Die Ortsnamen RÖMERSWIL (Römer) und MÄTTIWIL (Titus) haben ebenfalls sicher einen Zusammenhang mit der Schlacht.

Es gibt im Luzernbiet auch einen BRAMBERG; allerdings nicht wie bei Laupen am Rande des Schlachtfeldes, sondern vor den Toren Luzerns.

Die Luzerner und die Waldstätte sollen in der Schlacht zuerst in Bedrängnis geraten sein. Es gelang ihnen nicht, die festgefügte Kampfformation der Ritter mit ihren Langspeeren aufzubrechen.

In diesem Moment kam einem Obwaldner Kämpfer namens Arnold von Winkelried die Eingebung zu einer Märtyrertat:

Der unerschrockene Mann stürzte sich in die gegnerische Front, umfaßte mit beiden Armen eine Anzahl Speere und ermöglichte so als Sterbender den entscheidenden Einbruch in die feindliche Schlachtreihe

Kein Denkmal für einen alteidgenössischen Helden hat den religiösen Sinn dieser Heldentat so gut eingefangen wie das Winkelried-Monument in Stans von 1865 (Abbildung 21). Der Märtyrer stirbt wie Jesus durch Stiche in die Brust. Aber mit seinem Tod führt er die Luzerner und die Leute der Waldstätte zu einem Glaubenssieg.

Der Held heißt nicht zufällig Winkelried. In RIED erkennen wir wiederum CHRISTUS. Und WINKEL heißt lateinisch ANGULUM, angulus. Das Wort ist sehr nahe bei ANGELUM, *angelus* = Engel.

Winkelrieds Tat bedeutet also ein engelgleiches christliches Opfer. Inhalt, Name und Jahrzahl dieses Märtyrers ergänzen sich zu einer vollständig ausgearbeiteten Sinnlegende.

Der Name Winkelried wird in der volkstümlichen Meinung immer mit Sempach verbunden. Aber ein Arnold von Winkelried hat auch in der Schlacht bei Marignano „1515“ und in der Schlacht von Bicocca „1522“ gekämpft.

Winkelried eine Art Elfego Baca, der mehrmals stirbt und immer wieder aufersteht?

Und die beiden Schlachten der Mailänder Feldzüge endeten mit Niederlagen der Eidgenossen. - Der Held vollbringt seine Märtyrertat also ungeachtet des Ausganges des Kampfes

Arnold von Winkelried hat sogar zwei Vorläufer in der älteren Geschichte Berns.

Der Chronist Johannes von Winterthur beschreibt ausführlich eine Winkelried-Tat in einer Schlacht des Herzogs von Kyburg gegen die Berner.

Danach habe der Herzog in dem Kampf gegen Bern ausgerufen, ob es denn niemandem gelänge, einen Keil in das gegnerische Heer zu schlagen.

Ein beherzter und ganz ergebener Krieger (*cordatus miles fidelissimus*) habe sich gemeldet, sich in die feindliche Schlachtreihe gestürzt, eine Anzahl gegnerischer Speere umfaßt und mit seinem Tod den Eigenen eine Gasse geöffnet (Johannes von Winterthur, 31).

Die Schlacht bei Sempach ist also untrennbar mit dem Namen Arnold von Winkelried verbunden – obwohl moderne Historiker wie Guy Marchal diesen Helden am liebsten aus dem Geschichtsbuch tilgen und ins Reich des Mythos verweisen möchten:

Das Wissen darum, daß Winkelried aus einer ganz besonderen Bewußtseinslage entstanden ist, als Personifikation alteidgenössischer Tugend, sollte uns eigentlich von dem kleinlichen Gerangel um die Historizität des Helden befreien (Arnold von Winkelried, 100).

Herr Marchal! Wir befreien uns gerne von dem Mythos Winkelried. Aber gleichzeitig müssen wir auch die Historizität der Sempacher Geschichte und des ganzen „Spätmittelalters“ verwerfen. – Man kann nicht etwas aus dem Textbuch herausnehmen und andere Dinge stehenlassen!

Abbildung 21: Das Denkmal für Arnold von Winkelried in Stans

Aufnahme: Autor, 2002

Das Winkelried-Denkmal in Stans

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts erlebten die historischen Denkmäler im Gefolge der Gründung des Bundesstaates eine Hochblüte.

Auch die Innerschweiz wurde von diesem Fieber ergriffen. Als erstes reifte die Idee eines Monuments für den Schlachtenheld Arnold von Winkelried.

1865 war es soweit. Mit einem großen Festakt, bei dem der Schweizerische Bundesrat in corpore vertreten war, wurde das Winkelried-Denkmal in Stans eingeweiht.

Geschaffen hat dieses imposante Denkmal der Basler Bildhauer Lukas Ferdinand Schlöth in Rom aus einem einzigen Block aus weißem Carrara-Marmor. – Das Kunstwerk machte einen komplizierten Transport zu Wasser und zu Lande, mit der Eisenbahn und auf der Strasse, bis in den Hauptort von Nidwalden.

Die Komposition der Figurengruppe ist eindrucksvoll: eine Trinität aus einem toten Krieger; dem sterbenden Winkelried, der einen Arm voll feindlicher Speere umfaßt hält, und einem Streiter mit einem Morgenstern, welcher in die von dem Helden geschlagene Gasse drein haut.

Obwohl dem Historismus der Zeit verhaftet, drückt das Winkelried-Denkmal in Stans am besten den religiösen Gehalt der Geschichtslegende aus: ein Held, der den Märtyrertod durch einen spitzen Gegenstand erleidet – also ein Jesus.

Arnold von Winkelried ist der Jesus Christus der Waldstätte. Sein Opfertod verhalf den Orten rund um den Vierwaldstättersee zur Freiheit von fremden Vögten und Herrschern.

Arnold von Winkelried ist eine Sagengestalt. Aber viele Historiker verschweigen, daß dieser Held nicht nur bei Sempach „1386“, sondern auch bei Marignano „1515“ und Bicocca „1522“ den Opfertod gestorben ist.

Und sogar in der erfundenen Geschichte Berns hat der wackere Streiter zwei Mal sein Leben für eine höhere Sache gegeben – dort aber nicht für die Berner oder Eidgenossen, sondern für die Kyburger und Habsburger!

Der Bildhauer Schlöth schuf in seiner Heimatstadt auch das Sankt Jakobs-Denkmal – ebenso pathetisch, aber im Unterschied zum Winkelried-Denkmal heute kaum mehr genießbar.

Wir erkennen in der erwähnten Berner Geschichte nicht nur eine Kopie von Winkelried, sondern die Urfassung der Legende. Es ist der gleiche Held und Märtyrer, der sich für den Glauben opfert, indem er wie Jesus tödliche Lanzenstiche in die Brust empfängt. Und wie bei Sempach wird für die Gefallenen Berns eine Jahrzeit gestiftet.

Ein Unterschied ist zwischen dem Berner und Sempacher Helden zu erkennen: Der bernische „Winkelried" opfert sich für die Habsburger, nicht für die Eidgenossen.

Nun gibt der Chronist Johannes von Winterthur bekanntlich den österreichischen Standpunkt der eidgenössischen Geschichte wieder. Aber das ist als Finte der Geschichtserfinder zu betrachten. Der Schreiber dieser Chronik muß ebenfalls aus der Küche von Michael Stettler stammen. Weshalb sonst hätte er diese Heldentat in der grauen Vorgeschichte Berns angesiedelt?

Die Datierung und Lokalisierung dieses angeblichen Krieges zwischen Rudolf und den Bernern liegt vollkommen im Ungewissen. Man nennt mehrere Daten zwischen 1271 und 1288. – Einen Ort der Schlacht wagt man nicht einmal zu vermuten.

Wie so häufig in der erfundenen Geschichte, ist auch der Berner Winkelried bei dem gleichen Chronisten dupliziert worden. - Johannes von Winterthur berichtet bei einer Fehde zwischen den Kyburgern und den Bernern „1332" von einer ähnlichen Tat.

Im Unterschied zur ersten Legende werden hier ein Datum und der Name des Helden genannt. Es war ein Ritter Stühlinger von Regensburg. – Und ausdrücklich wird erwähnt, daß der Märtyrer den Herzögen von Österreich gefallen wollte (Johannes von Winterthur, 112 f.). – Aber ein Ort der Schlacht wird auch hier nicht genannt.

Die genaue Beschreibung dieser Winkelried-Taten im bernischen Zusammenhang läßt darauf schließen. daß die Sempach-Geschichte eine freundeidgenössische Anleihe bei den Bernern ist.

Sempach wurde für Luzern zu einer religiösen Jahrzeit. Diese soll schon seit „1386" abgehalten worden sein. Aber die ersten – auch noch nicht plausiblen – Erwähnungen datieren von „1580" und „1590".

Mordnächte und Stadttyrannen

Als erfundene Geschichte ist die ältere Vergangenheit der Schwyzer Eidgenossen kontrapunktisch vor allem um Schlachten herum kom-

poniert. Aber auch die Zwischenräume sind mehr kriegerisch als friedlich. Und die angeblich kleineren Ereignisse sind nicht weniger bedeutungsvoll.

Hier werden eine Reihe weiterer Ereignisse der früheidgenössischen Geschichte analysiert. Sie liefern zusätzliche Materialien für die Blaupause und ergänzen die herausragenden Geschichten.

Nur erwähnt werden sollen die Mordnächte in verschiedenen eidgenössischen Städten von Genf über Luzern bis nach Weesen. Mit diesen pseudogeschichtlichen Ereignissen wollten die Chronisten die wundersame Errettung der Stadtfreiheit illustrieren.

„Um 1350“ wurde Europa nicht nur durch den Schwarzen Tod, also die Pest erschüttert, sondern auch durch eine Anzahl religiös motivierter Aufstände.

Am Bekanntesten ist das zweimalige Auftauchen von Nicola di Rienzo Gabrini in Rom. Bei seiner zweiten Revolution „1353“ wandten sich sogar die Proletarier (!) gegen ihn und erhängten ihn auf dem Kapitol an einem Fleischerhaken.

Ich habe mich in der *Matrix* ausführlich mit Rienzo befaßt und diese Gestalt in einen altrömischen Zusammenhang mit den Gracchen und mit Spartakus gestellt (Pfister: *Matrix*). Das neue Christentum identifiziert sich mit den Bauern, Handwerkern, landlosen Leuten und Sklaven; während die Nobilität für die alte Religion steht.

Aus diesem Grunde gibt es nicht nur die Aufstände der Proletarier in Rom; sondern in Florenz die Aufstände der Ciompi, der Wollwirkler, und in Frankreich den Bauernaufstand der Jacquerie.

Alle diese Erhebungen werden von der herrschenden Klasse im Blut ertränkt. – Aber der Sieg einer neuen Religion ist bekanntlich mit viel Märtyrertum verbunden.

Auch in der Geschichte der Schwyzer Eidgenossen finden um diese Zeit an verschiedenen Orten merkwürdige sozialrevolutionäre, aber doch wohl eher religiöse Ereignisse und Umwälzungen statt. Sie lohnen eine kurze Betrachtung.

Am bekanntesten ist die Brunsche Revolution in Zürich.

„1336“ erstürmte der verarmte Ritter Rudolf von Brun mit seinen Anhängern das Rathaus und vertrieb die alte Regierung. Eine neue Verfassung, der sogenannte Geschworene Brief wurde eingeführt. An der Spitze der Regierung stand nun ein auf Lebenszeit gewählter

Bürgermeister, der einen Rat präsidierte, der sich aus Rittern, Großkaufleuten und Zunftmeistern zusammensetzte.

Trotz allen Anfechtungen hielt sich Bruns Herrschaft bis zu seinem Tod „1360“. Sogar zwei Belagerungen durch Herzog Albrecht von Österreich hat die Stadt unbeschadet überstanden. Und „1352“ erfuhr Zürich sogar die Ehre, in den Bund der Eidgenossen aufgenommen zu werden.

Die ungewöhnliche Position Bruns gemahnt an die Stadttyrannen Italiens, wie auch die folgenden, heftigen Parteikämpfe … schon von den Zeitgenossen als italienisch empfunden wurden, stellt auch die Geschichtsschreibung fest (*Handbuch*, I, 210).

Bruns Regierung kann man parallel setzen zu italienischen aristokratischen Republiken, aber auch zur Geschichte Zürichs nach den Burgunderkriegen.

Bürgermeister war in Zürich seit „1483“ Hans Waldmann, der Anführer von Murten. Dieser versuchte, die Macht der Zünfte und der Patrizier zu brechen und die Autorität der Stadt über das Land zu erweitern. Doch ab der Fasnachtszeit „1489“ kam es zu Aufständen gegen den Stadtregenten. Waldmann wurde abgesetzt, verurteilt und enthauptet.

Nicht nur in Zürich, auch in anderen Städten mußten wackere Magistraten und Patrioten wegen rätselhafter Vorkommnisse das Schafott besteigen.

In Freiburg wurde „1511“ der Schultheiß François Arsent enthauptet, weil er in einem Prozeß Partei für die Eidgenössischen und gegen die Päpstlichen genommen hatte. Sein Gegenspieler hieß Peter Falk (Pierre Faucon). – Aber beide sind in dem gleichen Weiler Friesenheit bei Schmitten aufgewachsen, waren also gewissermaßen Brüder.

Vielleicht steckt im Konflikt zwischen Arsent und Falk eine Anspielung auf die biblischen Brüder Kain und Abel.

Und in Genf wurde „1519“ Philibert Berthélier, ein wackerer Streiter für die Eidgenossen und gegen die päpstlich gesinnten Bischöfe und Savoyer Herzöge enthauptet.

Sowohl Waldmann, wie Arsent und Berthélier sind als Vorbedeutungen der nahen Reformation zu verstehen.

Wir kehren zurück ins „14. Jahrhundert“.

Brun hat in der Berner Geschichte eine zeitliche Parallele: „1350“ wurde dort Johann von Bubenberg gestürzt und verbannt. Sein Nachfolger wurde ein Peter von Balm, der Vertreter der Großkaufleute. - Die Namen Brun und Balm sind ähnlich.

Sowohl Brun wie Balm stürzten eine Regierung, aber kein soziales System. Im Gegenteil wurde dieses noch autoritärer als bisher. Das Gleiche gilt bei einem Vergleich zwischen Brun und Waldmann: *In beiden Fällen bediente man sich demokratischer Kräfte zur Einschränkung der Zunft-Demokratie im Interesse einer oligarchischen Oberschicht* (Gitermann, 90).

Brun, Balm und Waldmann sind als Revolutionen *à l'envers* zu bezeichnen.

In den Waldstätten gab es ähnliche Erscheinungen. Um „1350“ regierte in Uri ein Werner von Attinghausen *wie ein italienischer Signor mit einer beinahe diktatorischen Machtfülle* (Marchi, 180). Und wie Waldmann fiel dieser Tal-Despot „1358“ einer Verschwörung zum Opfer, wobei seine Burg in Flammen aufging.

Diese Revolutionen nach rückwärts sind nicht aus der Situation eines sagenhaften 14. Jahrhunderts zu verstehen, sondern aus dem zweifellos autoritären bis reaktionären politisch-sozialen Klima nach der Glaubensspaltung im 18. Jahrhundert.

Bei Aegidius Tschudi ist bekanntlich auffällig, daß er die Entstehung der Schwyzer Eidgenossenschaft als rechtmäßigen Vorgang, nicht als Revolution erklärt. Seine Befreiungsgeschichte war mythologisierend, adelsfreundlich und sozial konservativ.

In Bern kam es nach dem Beginn der Herrschaft des Peter von Balm zu mehreren Umsturzversuchen. Zuerst gab es den bereits erwähnten Tumult mit der Besudelung der goldenen Handfeste.

Und „1384“ kam es in Bern zu dem sogenannten Geltenhals-Aufstand, der in letzter Minute verraten und unterdrückt wurde. Das widerspiegelt sich auch in dem Namen des Aufrührers: GELTEN = CLTM enthält CALAMITATEM, die Kalamität.

Weitere Kriege der Eidgenossen, von Näfels bis Bicocca

„1383/84“ gab es den bereits kurz erwähnten Kyburger oder Burgdorfer Krieg. „Im April 1383“ belagerten die Berner vier Wochen lang erfolglos Burgdorf. Die Stadt wurde aber von einem Herzog Berchtold (!) erfolgreich verteidigt. Also kaufte Bern im Folgejahr den Ort.

Der Sinn dieser Burgdorfer Geschichte ist unklar.

Die Geschichte von Sempach ist jener von Laupen nachgebildet.

Und was den Bernern und Luzernern recht war, brauchten auch die Glarner. Sie erfanden die Schlacht von Näfels „1388“.

Trotz ihrer schweren Niederlage bei Sempach wollten die Österreicher nicht auf Angriffe gegen einzelne Orte der Waldstätte verzichten.

Also wandten sie sich gegen die Talschaft Glarus. Aber bei Näfels und Mollis an der Letzi – der gemauerten Talsperre – wurde das habsburgische Heer zurückgeschlagen. Der eidgenössische Ort bewahrte seine Freiheit.

Wahrscheinlich ist die Näfels-Geschichte von der Tschudi-Schreibküche erfunden worden. Das belegt auch das sogenannte Näfelser Lied, welches Glareanus – einem Alter ego des großen Geschichtsschreibers – zugeschrieben wird.

Wie bei Sempach fehlt in der Glarner Variation der Schlacht die vorgängige Belagerung einer Stadt. Aber dafür ist NÄFELS fast unverschleiert als NEAPEL zu erkennen.

Die christliche Anspielung ist ebenfalls vorhanden: Die Glarner verschanzten sich hinter Näfels am RAUTI-Berg = RT = (C)R(S)T = CHRISTEN-Berg, bevor sie vorstürmten und dem Ritterheer eine Kalamität bereiteten.

Die Appenzeller Kriege „zu Beginn des 15. Jahrhunderts“ sollten eine Ostschweizer Schwurgenossenschaft begründen.

Auf päpstliche Aufforderung hin besetzten die Eidgenossen „1415“ den bislang habsburgischen Aargau.

Die Eroberung geschah während des konstantinischen Konzils von Konstanz – einer spätmittelalterlichen Parallele zum frühchristlichen Konzil von Nikäa.

Nun waren um diese Zeit neben den Waldstätten auch Bern und Zürich im Schwyzer Bund. Es ist deshalb absolut unplausibel, daß ausgerechnet der Aargau noch so lange in fremder Hand geblieben sein soll.

Aber in der erfundenen Geschichte geht es nicht um Glaubwürdigkeit, sondern um Sinn.

Bekanntlich war Helvetien seit dem Aufstand von 69, 70 oder 71 AD ein geteiltes Land. Die Grenze zwischen Ost- und Westhelvetien bildete die Reuss. Der Aargau war ein Grenzland.

Folglich bedeutete die Eroberung jener Grenzlandschaft die endgültige Befreiung Helvetiens nach mehr als 1300 Jahren Teilung und Knechtung.

Verständlich deshalb auch, daß die eidgenössischen Geschichtsschöpfer die Eroberung des Aargaus in ein numerologisches Chronogramm einbauten (Tabelle 6 a).

Das ganze „15. Jahrhundert“ machten die Eidgenossen auch schon ennetbirgische Politik, also Unternehmungen gegen das Wallis, das Eschental und das Tessin.

Die Unternehmungen gegen den Süden stellen ein Wechselspiel dar zwischen Siegen und Niederlagen.

Schon die erste größere Schlacht südlich der Alpen hat typische Merkmale, die sich auch in den weiteren Geschichten wiederfinden.

„1422“ eroberten die Mailänder das bereits eidgenössische Bellinzona - Bellenz zurück. Der Versuch der Waldstätte, die Stadt im Handstreich zurückzugewinnen, schlug fehl. Darauf kam es in Arbedo zu einer Schlacht, welche die Eidgenossen verloren. Sie konnten gegen die Mailänder nur noch ihren Rückzug decken.

Mit Rückzug hat auch die nächste Schlacht zu tun.

Bei der Rückkehr von einer ennetbirgischen Unternehmung sollen 175 Urner und 400 Tal-Leute der Livinen „am 28. des Christmonats = Dezember 1478“ einem 10'000 (!) Mann starken Heer der Mailänder im oberen Tessin einen Hinterhalt gelegt haben – genau wie weiland bei Morgarten. 1400 (!) Feinde wurden erschlagen oder ertranken im Fluß. – Das gedemütigte Mailand mußte den Siegern nachher 25'000 Gulden Kriegsentschädigung zahlen.

Die Schlacht bei Giornico wird von der heutigen Geschichtsschreibung an den Rand geschoben. Aber das Denkmal aus den 1930er Jahren (Abbildung 33), welches oberhalb jenes Tessiner Ortes an der Gotthard-Route steht, hat als Verbildlichung einer Sinn-Legende eine Berechtigung: Es ist dies eine bedeutende Christen-Schlacht der Eidgenossen. – GIORNICO = CRNC ergibt CHRISTIANUM.

Der Alte Zürichkrieg, eine große kriegerische Auseinandersetzung zwischen der Stadt und den Schwyzer Eidgenossen, wird nach sei-

nem Anlaß auch Toggenburger Erbschaftskrieg genannt und soll von seinen allerersten Anfängen bis zum endgültigen Ende vierzehn Jahre, „1336 – 1450“ gedauert haben.

Doch so lange Kriege sind unplausibel. Und auch die Geschichtserfindung konnte die Dauer nicht mit Inhalten füllen. Der eigentliche Krieg fällt in die Zeit von „1443/44“.

Der große Zürichkrieg ist grundsätzlich nach der Troja-Matrix gestaltet – allerdings in eher lockerer Form. Es gibt wohl Parallelitäten. Aber diese sind nicht so eng, um eigentliche parallel laufende Geschichten gegenüberzustellen.

Anlaß des Krieges war ein Erbschaftsstreit zwischen Zürich und der Tal-Gemeinde Schwyz. Beide Parteien suchten sich das Erbe des kinderlos gebliebenen Grafen von Toggenburg zu sichern und umwarben dessen Gattin Elisabeth von Matsch.

Bekanntlich ist in einem trojanischen Krieg immer eine Frau der Anlaß der Auseinandersetzung.

Und mit der Talschaft TOGGENBURG muß es ebenfalls eine besondere religiöse Bewandtnis haben. – Der große Zürcher Reformator Zwingli stammte nicht zufällig von dort.

Das Toggenburg rund um den SÄNTIS = SANCTUS stellt ein heiliges Land dar, um welches ein erbitterter religiöser Krieg tobte.

Zürich verbündete sich während der Auseinandersetzung mit Österreich, dem Erzfeind der Eidgenossen.

Nach kleineren Geplänkeln kam es „1443“ unmittelbar vor den Toren der Stadt Zürich zu einem Gefecht zwischen Städtern und Eidgenossen. Beim Siechenhaus von Sankt Jakob an der Sihl wurden die Zürcher geschlagen und ihr Bürgermeister Rudolf Stüssi verlor sein Leben.

Stüssis Heldentod erinnert an Hektors Tod vor den Toren Trojas: Es ist dies ein christlicher Opfertod, was schon der Name des Unterlegenen beweist: STÜSSI = STS = S(C)TS = heilig.

Auf die Parallelität zwischen den Opfertaten bei Sankt Jakob an der Sihl bei Zürich und Sankt Jakob an der Birs bei Basel soll ausdrücklich hingewiesen werden.

Der Ankerpunkt des Alten Zürichkrieges war „1444“ – nicht zufällig eine Jesus-Datierung mit vier Mal der Jesuszahl 11.

In diesem Jahr zwangen die Eidgenossen zuerst die Burg Greifensee an dem gleichnamigen Gewässer zur Übergabe. Diese Geschichtsepisode ist hoch bedeutsam.

Die Feste Greifensee wurde von einem Wildhans von Landenberg mit genau 72 (6 x 12) Mann verteidigt. Die Eidgenossen nahmen Rache und köpften einen großen Teil der Besatzung - gegen die Schwyzer Sitten (*contra mores Helveticum*), wie die Helvetische Chronologie schreibt.

Die Zahl zwölf, die in dieser historischen Episode vorkommt, ist ebenso bedeutungsvoll wie der Vorname des Anführers der Verteidiger: WILDHANS liest sich wie WILDHAUS, der Geburtsort von Huldrych Zwingli im Toggenburg.

Die Hebräer vom Waldberg nehmen in Greifensee bereitwillig wie die Makkabäer ihr Martyrium auf sich.

Der Name GREIFEN wird von *cherub*, dem Racheengel abgeleitet. – Aber man muß eher das hebräische Wort *cherev* = Schwert als Ursprung annehmen.

Hierauf belagerten die Eidgenossen Zürich. Aber wie bei Troja erwies sich die Stadt als uneinnehmbar.

Nun hörten die Eidgenossen den Ruf: *O Grîfensee, schwer ist dîn Rach!* Die Vergeltung erschien drei Monate nach dem Massenmord.

Wiederum kam aus Frankreich und dem Elsaß ein beschäftigungsloses und bunt zusammengewürfeltes Söldnerheer, vom französischen Dauphin, dem späteren Ludwig XI. angeführt. Die angeblich 30'000 (!) Mann starke Soldateska wurde Arme Jäcken oder Schnaggen genannt und fand in den Geschichtsbüchern Eingang als die Armagnaken, weil einer ihrer Anführer ein Graf von Armagnac war.

Das wüste ausländische Söldnerheer zog merkwürdigerweise an den Toren Basel vorbei und erwartete die Eidgenossen vor der Stadt.

Im Siechenhaus von Sankt Jakob an der Birs verschanzte sich ein eidgenössisches Streifkorps von etwa 1500 Mann. Heldenhaft verteidigte es sich gegen eine zwanzigfache Übermacht. Die meisten Schwyzer fielen, vom Siegen erschöpft, wie es heißt. – Basel wollte einen Auszug schicken, ließ es dann aber bewenden. – Das Söldnerheer zog trotz seines Sieges ab und verlor sich.

Deutlich sind in dieser Geschichte die Anklänge an den Einfall der Söldnerhorden der Gugler. Auch diese waren Engländer und Römer, genau wie die Armagnaken (ARMAGNAC = RM(G)NS = ROMANUS). – Und beide Horden verachteten Städte und liebten Klöster.

Wie die Gugler sind die Armagnaken als eine gottgesandte Heimsuchung zu verstehen. Die Entscheidung fällt somit nicht in offener Feldschlacht, sondern in einem Kloster. Die Söldner scheinen die gleichen Mönchskutten zu tragen wie die Gugler, die Abgesandten des gottgleichen Caracalla aus England.

Moderne Historiker haben immer wieder gerätselt, weshalb Basel nicht militärisch in den Kampf der Eidgenossen eingegriffen habe, ob aus Feigheit oder aus Berechnung. – Bei diesen Erwägungen vergißt man einen Umstand: Während dieser Zeit beherbergte Basel ein Konzil. Und eine Kirchenversammlung durfte nicht gestört werden.

Nach Sankt Jakob an der Birs – einem eidgenössischen Alamo – ging der Alte Zürichkrieg dem Ende zu, obwohl es angeblich noch sechs Jahre bis zum Frieden brauchte.

Ruhe kehrte aber „nach 1450“ in der Eidgenossenschaft nicht ein. Häufige kriegerische Konflikte und innere Zwistigkeiten werden berichtet.

Im Thurgau kam es zu einem Plappartkrieg, am Zürichsee zum Wädenswiler Handel und „1470“ in Bern zum sogenannten Twingherren-Streit.

Der letztere Konflikt drehte sich um die Frage, ob die adeligen Grundherren des Bernbiets, die Twingherren, das Friede-Gebot gegen die Stadt beanspruchen dürften. *Der Hader entzündete sich an Geringem und wuchs sich zum Kampf aus, der Bern in den Grundfesten wanken ließ* (Feller, I, 340).

Doch dieser staatspolitisch angeblich markerschütternde Twingherren-Streit ist eine lächerliche Angelegenheit, wenn man ihn nach den Kriterien der Geschichte werten müßte.

Aber auch beim Twingherrenstreit ging es um einen religiösen Konflikt: Der Adel steht für die alte Religion. Die städtischen Handwerker jedoch erkämpften einen Sieg für die neue Religion. Ihr Anführer ist der Metzger (!) Peter KISTLER = C(R)ST/NM = CHRISTIANUM – Damit wird klar, was gemeint ist.

Der Sieg Berns und der Eidgenossen in den Burgunderkriegen führte nach altem Schema vor allem zu Hader und Zwietracht. In dem Stanser Verkommnis von „1481“ wurden die Streitigkeiten vorläufig gelöst. – Das Ereignis wird bei den Waldstätten ausführlicher erläutert.

Der Kampf der Eidgenossen ging zuerst gegen die Habsburger. Aber da diese nun dauernd die Kaiserwürde innehatten, verlagerte sich die Auseinandersetzung immer mehr auf das Deutsche Reich in seiner Gesamtheit.

So kam es „1499“ zum Schwabenkrieg, der hier eine gesonderte Betrachtung bekommt.

Das erste Viertel des 16. Jahrhunderts ist die Zeit einer Großmachtspolitik der Eidgenossen. Diese richtete sich vor allem auf die ennetbirgischen Gebiete und gegen Mailand. Die Schwyzer dienten als Spielball ausländischer Mächte – wie schon in den Burgunderkriegen.

Die Eidgenossen hatten mit ihren südlichen Unternehmungen vor allem ein Interesse an der Sicherung des Gotthards und seiner Zugangswege, könnte man in einem geopolitischen Sinne meinen – den auch der Historiker Karl Meyer vertrat.

Doch die Optik trügt. Vielleicht war es Mailand, welches den Schwyzern diese Politik vorgab: *Das Interesse an der Sicherung der Gotthardroute ging im übrigen stark von Mailand und weit weniger von Norden aus* (Sablonier; *Entstehung:* Schweizer Eidgenossen; 25). – Zwar gehört das Tessin bis vor die Tore von Como seitdem zur Eidgenossenschaft; aber das muß nicht das Ergebnis einer überlegten Politik sein.

Die Mailänder Feldzüge setzten sich aus einer Reihe von bewaffneten Zügen über die Alpen nach Süden zusammen: Chiasser Zug, Kaltwinterzug, Pavierzug. Diese Unternehmungen kulminierten „1513“ in einem großen Sieg der Schwyzer über die Franzosen bei Novara.

Merkwürdig ist, daß der obige Schlachtensieg in der Eidgenossenschaft nicht Jubel, sondern Aufstände hervorruft. In Solothurn, Luzern und besonders in Bern kam es zu Revolten gegen die „Kronenfresser“, wie die Ratsherren genannt werden, welche durch Annahme von fremden Pensionen-Geldern reich geworden waren.

In Bern entzündete sich der Aufstand an der Kirchweih in Köniz. Die Landleute zogen in die Stadt und trieben dort in der Gastwirtschaft zum Löwen ihr Unwesen. Endlich schritten die Behörden ein und köpften den Anführer Michael Glaser und drei weitere Rädelsführer.

Die Könizer Revolte hört sich einfältig an und verrät in der Analyse sofort, daß sie gestrickt, nicht geschehen ist. Aber in Köniz gab es eine Komturei des Deutschen Ordens.

Der Rädelsführer GLASER muß ein unglücklicher Kerl gewesen sein, denn in seinem Namen (CL(MT)S) liest man CALAMITAS, die Kalamität heraus.

Die Eidgenossen waren auch in den paar Jahren, in welchen sie angeblich Großmachtspolitik betrieben haben, zerstritten. Es gab nie einen einheitlichen Befehl wie bei Laupen oder Murten. So war das baldige Ende dieser glorreichen Zeit abzusehen.

„1515“ stellten die Franzosen ihre bei Novara verlorene Kriegsehre wieder her, indem sie den eidgenössischen Aufgeboten südöstlich von Mailand eine entscheidende Niederlage beibrachten.

Die Schlacht fand bei Marignano statt. – Aber der Ort heißt in Wahrheit Melegnano. Weshalb diese Namensänderung?

MARIGNANO = MARIANO ist durchsichtig als MARIEN-Ort zu verstehen.

Und das Datum des Kampfes, „13./14. September“ beweist es.

In diesem Monat gibt es eine Anzahl von Marien-Festen:

Am 8. ist Mariä Geburt, am 12. Mariä Namenstag und am 15. Gedächtnis der Schmerzen Mariä. – Das Schlachtdatum ist genau zwischen Mariä Namen und Gedächtnis der Schmerzen Mariä angesiedelt.

Selbstverständlich können diese Feste damals noch nicht bestanden haben, womit die ganze kriegerische Marien-Geschichte aus Abschied und Traktanden fällt.

MARIGNANO als italienischer Name ist übrigens identisch mit MEIRINGEN, dem Hauptort des Haslitals. Dieses Tal südlich des Brünig-Passes gehörte ursprünglich zu den Waldstätten, mußte aber schon „1324“ den Bernern den Treueid schwören. – Es macht schwer den Eindruck, daß Bern diese Talschaft erst kurz vor der Geschichtszeit erworben hat.

Vielleicht verschleiert Marignano eine Niederlage der Innerschwyzer gegen die Berner.

Das Ereignis von Marignano ist dupliziert worden in der Schlacht von Bicocca „1522“.

In Bicocca sollen wiederum die Eidgenossen gekämpft haben, doch diesmal als Söldner, und zwar im Dienste beider Kontrahenten, des französischen Königs und des Kaisers.

Bicocca ist für die Schwyzer Heilsgeschichte fast bedeutender als Marignano. Deshalb wurde das Ereignis sogar in ein numerologisches Jesus-Chronogramm eingebettet (Tabelle 6 b).

Bei Bicocca wurde offenkundig, wohin das Söldnerwesen und der Reislauf führten: Wegen den Pensionen, welche die politischen Führer einheimsten, mußten die Einheimischen zuletzt sogar gegeneinander kämpfen.

Dabei schritten die Eidgenossen schon vorher entschieden gegen das Pensionen-Unwesen ein. „1503“ wurde ein Pensionen-Brief erlassen.

Valerius Anshelm berichtet in seinem ganzen Werk von dauernden Verboten des Reislaufens in Bern. – Doch diese scheinen nichts bewirkt zu haben. Denn schon damals galt offenbar: *Pas d'argent, pas de Suisses.*

Bicocca ist gleichsam als äußerlicher Auslöser der Reformation zu verstehen. – Das beweist schon das Datum 1522, welches zwei Mal die Jesus-Zahl 11 enthält.

Die Schlacht soll hohe Verluste unter den Eidgenossen gefordert haben. Von den Bernern fiel der Söldnerführer Albrecht von Stein und der Chronist Ludwig Schwinkhart. Die meisten Gefallenen waren bereits Anhänger der Reformation.

Nach Bicocca forderte der Kilchherr von Kleinhöchstetten südlich von Bern, man solle das Beten für die Opfer zur Sünde zu erklären. – Nach der militärischen folgte die religiöse Auseinandersetzung.

Und dem großen Renaissance-Künstler Niklaus Manuel Deutsch wurde sogar ein *Bicocca-Lied* unterschoben. – Was war denn daran so wichtig?

Einen Ort Bicocca gibt es so wenig wie ein Marignano. Aber der Name verrät alles: Italienisch BICOCCA heißt *elende Hütte,* das

Gleiche wie das lateinische *tugurium*. – Der Heiland ist bekanntlich in einem elenden Stall geboren worden.

Schon gesagt wurde, daß Karl der Kühne sich oberhalb von Lausanne eine einfache Holzhütte erbauen ließ.

Jetzt wird der Sinn und die Bedeutung jener Schlacht klar: Bicocca ist eine Jesus-Geschichte; so gut wie Marignano eine Marien-Geschichte.

Der Schwabenkrieg oder die Loslösung der Eidgenossen vom Römischen Reich

„1499“ kam es zum Schwabenkrieg oder Schweizerkrieg, dem ersten gesamteidgenössischen Verteidigungskrieg gegen das Reich.

Zwischen dem Vintschgau und entlang des Hochrheins bis in den Sundgau soll es vom Kriegsausbruch bis zum Friedensschluß während fünf Monaten eine mehr oder weniger geschlossene Front mit etlichen Gefechten und Scharmützeln gegeben haben.

Die Hauptquelle zu diesem sagenhaften Krieg bildet die Darstellung des Nürnberger Humanisten Willibald Pirckheimer mit den angeblichen Lebensdaten „1470 bis 1530“.

Als Hauptmann und Anführer einer Rotte im Schwabenkrieg soll Pirckheimer Augenzeuge der Vorgänge gewesen sein.

Trotz Pirckheimer ist jener Krieg von 1499 mehr als verworren: *Der Versuch, den Schwabenkrieg zu beschreiben, gleicht dem Gang durch einen Irrgarten* (Stettler: *Eidgenossenschaft*, 321).

Doch war der Schwabenkrieg *seinem Wesen nach weder von seiten des Reiches noch der eidgenössischen Orte als nationaler Unabhängigkeitskrieg verstanden worden* (*Handbuch*, I, 340).

Und überhaupt war *dieser blutigen Auseinandersetzung wenig Sinn abzugewinnen* (Peter Niederhäuser in: *Vom „Freiheitskrieg“ zum Geschichtsmythos“*, 160).

Was war der Schwabenkrieg denn?

Angeblich hätten die Gründung des Schwäbischen Bundes „1488“ und die gleichzeitige Bildung von Landsknechts-Orden binnen einem Jahrzehnt zur offenen Auseinandersetzung geführt.

Doch die Analyse der alteidgenössischen Geschichte enthüllt die besondere Bedeutung des Schwabenkriegs.

Hier wird ständig auf die erfundene Geschichte hingewiesen. – Das ist richtig in dem Sinne, daß alle Geschehnisse vor der historischen Zeitbarriere inhaltlich und zeitlich unbestimmbar sind.

Doch nicht alle Ereignisse, welche die Geschichtserfindung erzählt, sind erfunden.

Auch der Schwabenkrieg muß einen realen Kern haben.

Läßt man die absurde konventionelle Chronologie beiseite und schiebt das Römische oder das Spätrömische Reich zeitlich unmittelbar an die werdende Schwyzer Eidgenossenschaft, so ergibt sich ein überraschendes neues Bild.

Das große Ereignis der spätrömischen Zeit in der späteren Schweiz war die Befestigung der Rheingrenze.

Angeblich unter dem Triumvirat Valentinian, Valens und Gratian soll die Rheingrenze gegen Norden und Osten befestigt worden sein (Abbildung 6, oben).

Von Basel bis Liechtenstein wurde am linken Rheinufer bis zum Bodensee eine dichte Kette von Wachttürmen und Kastellen errichtet.

Die Kastelle von Kaiseraugst, Zurzach, Eschenz und Arbon waren die Ankerpunkte dieser Postenkette.

Die rückwärtigen Kastelle von Yverdon, Solothurn, Frick, Olten, Brugg-Altenburg, Kloten, Zürich-Lindenhof, Oberwinterthur, Irgenhausen, Pfyn und Schaan ergänzten dieses ausgeklügelte Verteidigungsdispositiv.

Wir erkennen immer mehr, daß die „Römerzeit“ in einem fast dramatisch kurzen Wandel in das „Mittelalter“ oder besser gesagt in die Neuzeit ausgelaufen ist.

Die helvetischen Krieger sind als römische Legionäre ins Feld gezogen und als Eidgenossen nach Hause gekehrt, könnte man überspitzt ausdrücken.

Die spätrömische Verteidigungslinie am Rhein richtete sich nicht gegen imaginäre Barbaren, sondern gegen das Römische Reich, dessen Zentrum sich damals bereits nach Germanien verlagert hatte.

Frankreich und England hatten sich offenbar ebenfalls schon vom Imperium losgelöst. Die Eidgenossen oder ihre Vorläufer taten es ihnen gleich.

Die Bedrohung der werdenden Schwurgenossenschaft von Norden und von Osten zwang zur Errichtung des gewaltigen Befestigungssystems.

Wie weit es tatsächlich zu kriegerischen Auseinandersetzungen kam, ist ungeklärt – und auch unerheblich.

Das Ergebnis ist jedenfalls in einem allgemeinen Sinne real: Das Gebiet südlich des Rheins, die Eidgenossenschaft, wurde unabhängig vom Römisch-deutschen Reich.

Die kleine Chronik von Johannes Stumpf gibt ebenfalls einen hoch interessanten Hinweis.

Stumpf vermeldet für das Jahr 453 AD, daß die Helvetier die Städte Aventicum, Orbe, Solothurn, Augst bei Basel, Zürich, Winterthur, Pfyn, Arbon und andere zerstört hätten, *damit die Römer sich nicht mehr darin aufhalten konnten* (Stumpf: *Schwyzer Chronica*, 42 v).

Also markiert der „Schwabenkrieg“ das Ende der „römischen“ Zeit in Helvetien.

Und die „römischen“ Bauwerke sind also nicht selbst zerfallen, sondern von der eigenen Bevölkerung – nicht von „Barbaren“ - zerstört worden.

Nach einer schattenhaften Überlieferung soll sich die Schwurgenossenschaft der Schwyzer bis ins südliche Elsaß und nach Süddeutschland erstreckt haben.

Vom Reich und von Frankreich waren die Eidgenossen durch das IURA-Gebirge getrennt. Dieses ist das Gebirge der *Schwurgenossenen*, lateinisch IURATI.

Mülhausen im Sundgau und Rottweil im Schwabenland seien verbündete Städte der Eidgenossen gewesen.

Der Name *Schwaben* drückt das aus:

SCHWABEN geht zurück auf das hebräische *shvuah* = Eid.

Der Schwabenkrieg erhält damit die Bedeutung einer Auseinandersetzung unter Mitverschworenen.

Beweis dafür ist wieder der sagenhafte Schwäbische Bund von „1488“. Dieser hatte sicher eine Spitze gegen die Reichsgewalt, nicht gegen die Eidgenossen jenseits des Rheins.

Aus dem Schwabenkrieg soll die Schlacht von Dornach besonders betrachtet werden. Darin nämlich erkennt man wiederum die Abwandlung und Ausformung einer bekannten Blaupause.

Die kaiserlichen Truppen sollen sich „im Sommer 1499“ vor einem Wochenende im südlichen Elsaß unter der Führung eines Heinrich von Fürstenberg versammelt haben. In zwei Tagen zogen sie an Basel vorbei vor die Feste Dornegg oder Dorneck bei Dornach.

Dorneck wurde vom Solothurner Vogt Benedikt Hugi mit bloß zwölf (!) Mann verteidigt. - Die Kaiserlichen begannen mit einer Belagerung, die aber offenbar nur einen Morgen lang dauerte. Und im Lager der Feinde herrschte Sorglosigkeit, so daß sie nicht merkten, daß starke eidgenössische Verbände im Anzug waren.

Die Schwyzer errangen vor Dornach einen schönen Sieg und machten zudem im Feldlager reiche Beute an Fahnen, Geld, Waffen und Geschützen.

Die Analyse der Namen verrät, nach welcher Matrix die Schlachtengeschichte gestaltet wurde. DORNACH oder DORNEGG (TRM) zeigt überdeutlich TROJAM, Troja.

Und wieder begegnen uns unterdessen typisch gewordene Elemente jener bekannten Sage: Belagerung eines Burgstädtchens, Sorglosigkeit im Lager, große burgundische oder trojanische oder Nibelungen-Beute und ein Sieg der Eidgenossen, den diese aber nicht ausnützen.

Dornach wurde die sinnstiftende Schlacht für den Ort Solothurn.

Bei dieser Erfindung blieben aber viele unverständliche logische Schwächen übrig, welche die heutige Geschichtsforschung beschäftigen.

Worum es eigentlich ging, war nicht so recht klar, schreiben die Autoren in der neuesten Gedenkschrift für Dornach von 1999 (*An sant maria*, 82). – Das will soviel heißen wie: Das Ereignis wirkt reichlich aufgesetzt.

Auch die Tatsache, daß der Sieg von den Eidgenossen nicht ausgenutzt wurde, verwirrt die Historiker. Nicht einmal Basel, das zudem - wie schon bei den Armagnaken - dem eidgenössischen Heldenkampf tatenlos zuschaute, trat dem Bund der Schwyzer unmittelbar bei.

Aber Dornach ist unzweifelhaft ebenfalls eine Jesus-Geschichte, was die Jahrzahl 1499 zeigt, welche neun Mal die Jesuszahl 11 enthält.

Ein religiöses Ereignis verlangte auch nach einem Gotteshaus.

Schon „1500“ wurde in Dornach ein Beinhaus gebaut. Aber dieses erwies sich als baufällig und zu klein und wurde deshalb „1643“ durch eine große Kapelle ersetzt, welche 1874 abgebrochen wurde.

An der Legende von diesem Beinhaus läßt sich zum wiederholten Male aufzeigen, wie versucht wurde, ein frühes und verfrühtes Datum zu begründen:

Gleich nach der Schlacht wird gebaut, aber eben zu klein und in schlechter Bauqualität. Damit soll verschleiert werden, daß die Dornach-Geschichte in Tat und Wahrheit im 18. Jahrhundert konstruiert wurde.

Sinnzahlen in der älteren Geschichte der Eidgenossen

Die alte Geschichte ist Sinngeschichte. Dasselbe gilt für deren Jahrzahlen. Diese sind nicht als Mittel zur Datierung geschaffen worden, sondern als Sinnzahlen zur Ergänzung der religiösen Bedeutung der Inhalte.

In der *Matrix* widmete ich der historischen Numerologie zwei Kapitel mit zahlreichen Beispielen.

Die wichtigsten Beispiele aus der älteren Schweizergeschichte sind hier in einer Übersicht zusammengefaßt (Tabelle 4).

Der Nachweis von Bedeutungsinhalten in den alten Geschichten ist vertrackt und weitläufig. Das gilt auch für die Sinnzahlen. Einige davon sind mehrschichtig und nur von verschiedenen Seiten zu erschließen.

Das ganze Zahlengerüst der älteren Geschichte stellt eine numerologische Kabbala dar, schwer zu ergründen und voll versteckter Symbolik.

In der Schweizer Geschichte gilt es zu unterscheiden zwischen den alten Helvetiern und den alten Eidgenossen. Aber diese Geschichten hängen auch numerologisch zusammen.

Die wichtigsten Jahrzahlen finden sich schon in den erwähnten Zeitbüchern von Schweizer (Suicerus) und in der großen und kleinen Schweizer Chronik von Stumpf.

Tabelle 4: Numerologisch bedeutende Daten aus der Geschichte der alten Eidgenossen

AD	Ereignis	Analyse
389 AC	**Brennus**, Brenner oder Berno (!), König der Deutschen (!) erobert Aventicum in Helvetien.	333 Jahre nach dem Ende des Teilkönigreichs Israel (Samaria) im Jahre 722 AC
56 AC	**Auszug der Helvetier nach Gallien** = Galiläa. Niederlage gegen Julius Caesar bei Bibracte.	666 Jahre nach dem Ende des Teilkönigreichs Israel (Samaria) im Jahre 722 AC
69 AD oder 71 AD	**Aufstand der Helvetier** Anführer: Julius Alpinus Nach der Niederlage wird Helvetien in Ost und West geteilt.	Ähnlichkeit mit dem Spartakus-Aufstand 71 AC Parallele zum Aufstand der Juden und der Eroberung Jerusalems durch die Römer (69 – 71 AD)
291 AD	**Martyrium der Thebäischen Legion** in Agaunum (Saint Maurice) im Wallis	Religiöse Grundlage der mittelalterlichen Geschichte Berns (1191) und der alten Eidgenossen (1291)
1076	**Hildebrand,** damals schon **Papst Gregor VII.,** verbringt einige Monate in der **Verbannung im Kloster Rüeggisberg** auf dem Längenberg im Bernbiet.	Hildebrand (Name: *golden lodernd*) ist eine deutsche Jesus-Figur. Sinnstiftende Grundzahl der Berner und Schwyzer Geschichte.
1120	**Herzog Berchtold von Zähringen gründet Freiburg im Breisgau.**	100 Jahre nach der Geburt Hildebrands im Jahre 1020
1179	**Herzog Berchtold von Zähringen gründet Freiburg im Üechtland.**	666 + 444 = 1110 Jahre nach der Thronerhebung Kaiser Vespasians im Jahre 69 AD
1186	**Ein milder Winter und ein warmes Frühjahr bringen die Ernte im Mai und den Herbst im August.**	100 Jahre nach dem Tod von Hildebrand
1191	**Herzog Berchtold von Zähringen gründet Bern.**.	2 x 450 = 900 Jahre nach dem Martyrium der Thebäischen Legion in Agaunum im Jahre 291 AD

1260	**Beginn des Freiheitskampfs der Eidgenossen**	1191 (!) Jahre nach dem Helvetier-Aufstand im Jahre 69 AD
1288	**Zweikampf zwischen einem Mann und einer Frau in der Matte in Bern. Sieg der Frau.**	666 Jahre nach der Hegira (Hedschra) im Jahre 622 AD, 1332 Jahre nach der Ermordung Julius Caesars im Jahre 44 AC
1291	**Kaiser Rudolf bestätigt den Schwyzern ihre Rechte.**	1000 Jahre nach dem Martyrium der Thebäischen Legion.
1298	**Sieg der Berner in der Schlacht im Jammertal** = Stadt Rom Stumpf und Schweizer (Suicerus) nennen als Datum 1291.	222 Jahre (1/3 von 666) nach dem Aufenthalt Hildebrands im Bernbiet.
1339	**Sieg der Berner in der Schlacht bei Laupen** LAUPEN = LPN > NPL = Neapel	Die Differenz zwischen 1260 und 1339 beträgt 79 = Jahr des plinianischen Vesuvausbruchs.
1349	**Der Schwarze Tod, die große Pest** wütet in Europa.	300 (Trinität!) Jahre nach der Ankunft Hildebrands in Rom
1353	**Eintritt Berns in den Bund der Waldstätte**.	300 Jahre nach dem Beginn der Wirksamkeit Hildebrands in Rom. Bezug zur (römischen) Trinität
1376	**Die Berner und Eidgenossen überwinden die Verheerung durch die englischen Gugler.** Die Besetzung Helvetiens dauerte vom Herbst 1374 oder 1375 bis anfangs 1376.	300 Jahre nach Hildebrands Aufenthalt in Rüeggisberg. Die Gugler sind die von Gott gesandten Mönchskutten- oder Caracalla-Leute der englischen Severer.
1386	**Sieg der Luzerner und der Waldstätte in der Schlacht bei Sempach** = Neapel = Troja.	300 Jahre nach Hildebrands Tod 1086, 333 Jahre nach Beginn der Wirksamkeit Hildebrands in Rom
1415	**Eroberung des Aargaus** durch die Eidgenossen, mit päpstlichem Segen und während des Konzils von Konstanz	Die Eidgenossen überwinden die seit 69 AD andauernde Teilung Helvetiens in Ost und West.

1420	**Wunderbar fruchtbares Jahr in Helvetien**	400 Jahre nach der Geburt Hildebrands
1444	**Belagerung von Zürich - Bluttat von Greifensee – Kampf um St. Jakob an der Birs**	1111 (101 x 11) Jahre nach der Geburt von Basilius dem Grossen im Jahre 333 AD
1454	**Besuch von Herzog Philipp dem Guten von Burgund in Bern**. – Dieser wird wie ein Kaiser empfangen.	400 Jahre nach der Himmelserscheinung von Hildebrand 1054. Philipp, der Vater Karls des Kühnen, ist eine Art Gottvater.
1476	**Sieg der Berner und der Waldstätte in der Schlacht bei Grandson (Granicus), dann in der Schlacht bei Murten (Troja).**	400 Jahre nach dem Aufenthalt Hildebrands im Bernbiet. Murten ein (bernisches) Hildebrand- oder Jesus-Ereignis.
1520	Ein **Unwetter vom Gurnigel-Berg** her verheert die Stadt Bern. - Vorbedeutung der Reformation.	222 Jahre nach der Schlacht im Jammertal, 444 Jahre nach Hildebrands Aufenthalt in Rüeggisberg, in der Nähe des Gurnigels.
1526	**Grosse Religions-Disputation in Baden** im Aargau	450 Jahre nach dem Aufenthalt Hildebrands in Rüeggisberg.
1536	**Eroberung der Waadt** (= Waldgau) durch die Berner unter Hans Franz NÄGELI: Der Personennamen klingt an *Nagel* (vom Kreuz Christi) an.	450 (30 x die Römerzahl 15) nach dem Tode Hildebrands. Die Waadt ist Galiläa, das heilige Land der Helvetier.
1576	Ein **Unwetter** verwüstet am 5. August vom Genfersee her ganz Helvetien bis zum Bodensee**.**	500 Jahre nach dem Aufenthalt von Hildebrand in Rüeggisberg.
1653	**Berner und Schwyzer Bauernkrieg (Niklaus Leuenberger, auch Niklaus Löwenberg genannt)**	600 Jahre nach dem Beginn der Wirksamkeit von Hildebrand in Rom
1656 und **1712**	**Erster und Zweiter Villmerger Krieg,** ein religiöser Bruderkrieg unter den Eidgenossen.	1656 + 56 (Auszug der Helvetier nach Gallien) = 1712 Eine auch numerologische Verdoppelung eines Ereignisses.

Tabelle 5: Die Lebensdaten von Hildebrand - Gregor VII.

	Ereignis	Analyse
1020	**Geburt** von Hildebrand. Als Ort wird Sovana in Tuszien angennommen (Land der Freundin Mathilde von Tuszien).	1076 Jahre (vgl. Rüeggisberg) nach dem Auszug der Helvetier nach Gallien im Jahre 56 AC
1049	Der Mönch Hildebrand kommt nach **Rom** auf den Aventin (= *adventus* = Ankunft).	
1053	Hildebrand beginnt mit seiner reformatorischen Wirksamkeit im Jesus-Alter von 33 Jahren.	600 Jahre nach dem Tod der Gottesgeißel Attila
1054	Eine **Himmelserscheinung** begleitet den Beginn von Hildebrands Reformation.	Parallele zum Stern von Bethlehem 1485 = 99 x 15 Jahre nach der Sonnenfinsternis des Thukydides 431 AC
1073	Hildebrand wird als Gregor VII. **Papst**.	
1076	Hildebrand bannt den Kaiser und löst den **Investiturstreit** aus. Hildebrand verbringt einige Monate in der Verbannung im Kloster **Rüeggisberg** auf dem Längenberg südlich von Bern.	666 Jahre nach der Eroberung Roms durch Alarich 410 AD 600 Jahre nach dem Ende des Weströmischen Reiches 476 AD
1081 bis **1084**	Hildebrand wird vom Kaiser drei Jahre in **Rom** belagert und in der Engelsburg eingeschlossen. Die Normannen befreien den Papst und bringen ihn nach Süditalien.	Eine Parallele zur Bestürmung Roms durch die Goten unter Totila 545 AD. In beiden Fällen gelingt es den Angreifern nicht, die Engelsburg zu erobern.
1086	**Tod** von Hildebrand, angeblich in Salerno. Unbekannte Todesursache. – Die Reformation Hildebrands dauerte ein Jesus-Alter von 33 Jahren.	600 Jahre nach dem Sieg des Frankenkönigs Chlodwig über den römischen Statthalter Syagrius in Gallien. Hildebrand stirbt wie weiland Alarich in Süditalien.

Tabelle 6: Christus-Chronogramme in der erfundenen Geschichte der alten Eidgenossen

a. Morgarten - Marignano

Jahrzahl	Ereignis	Interpretation	Summe
1315	**Sieg der Eidgenossen in der Schlacht bei Morgarten** Morgarten eine ROM-Schlacht	Die Waldstätte erringen ihre endgültige Freiheit.	**10**
1415	**Die Eidgenossen erobern den Aargau.** Die Eroberung geschieht während des konstantinischen Konzils zu Konstanz und mit päpstlichem Segen. Der Aargau eine konstantinische Eroberung.	1485 = 123 x 15 Jahre nach der Sonnenfinsternis des Thukydides 431 AC 1020 (= Geburtsjahr von Hildebrand) Jahre nach der endgültigen Teilung des Römischen Reichs 395 AD 900 Jahre nach der Stiftung des Klosters Agaunum (St. Maurice) 515 AD Mit der Eroberung des Aargaus wird die seit 69 AD währende Teilung Helvetiens in Ost und West überwunden.	**11**
1515	**Niederlage der Eidgenossen in der Schlacht bei Marignano** Marignano eine MARIA-Schlacht	Die Eidgenossen werden wie weiland die Helvetier von Julius Caesar (Gallien) vom König der Franzosen in ihre territorialen Schranken gewiesen.	**12**
1315 - 1515	Die **SCHWYZER** (SV/CR[ST]M) sind die Leute, die unter dem Schlachtruf **SALVE CHRISTE** kämpfen.	Die christologische Heldenzeit der alten Eidgenossen besteht aus Eroberungen und Schlachten.	10 + 11 + 12 = **33 = Jesus-Alter**

b. Arbedo – Bicocca

Jahrzahl	Ereignis	Erklärung	Summe
1422	**Niederlage (oder teuer erkaufter Sieg) der Eidgenossen in der Schlacht von Arbedo** bei Bellinzona ARBEDO = RPTM = *raptum* = *weggenommen*	Eine ennetbirgische Neapel-Schlacht der Eidgenossen Arbedo liegt vor Bellenz - Bellinzona (Neapel). Die Eroberung einer festen Stadt (Neapel) gelingt den Eidgenossen nicht.	**9**
1472	Im Januar erscheinen nacheinander **zwei Kometen** am Himmel.	Nach- und Vorbedeutung der Niederlage	**14**
1522	**Niederlage der Eidgenossen (mit den Franzosen) in der Schlacht bei Bicocca**: BICOCCA = Geburtshütte von Jesus	Eine ennetbirgische Niederlage der Eidgenossen. In gewissem Sinne eine Verdoppelung der Niederlage von Marignano.	**10**
1422 - 1522		Das Fiasko der ennetbirgischen Unternehmungen der Eidgenossen ähnelt jenem der Helvetier in Gallien. In beiden Fällen spielt der Cäsar von Gallien die führende Rolle	Summe von 9, 14 und 10 = **33** = **Jesus-Alter**

Die Daten bei Justinger sowie bei Tschudi sind als jünger anzusehen – und lassen die Antike aus.

Die Geschichtserfindung schuf auch numerologische Symmetrien, hauptsächlich mit den Zahlen 666 und 450. In der *Matrix* habe ich eine Anzahl aufgelistet.

Als Beispiel für 666 sei die erste babylonische Eroberung von Jerusalem 587 AC aufgeführt. Genau 666 Jahre später, also im Jahre 79 AD, brach der Vesuv aus und zerstörte Pompeji.

Diese Symmetrie beweist den starken judenchristlichen Sinnzusammenhang zwischen den beiden Ereignissen.

Ein Beispiel für 450 sei aus der altrömischen Geschichte aufgeführt.

494 AC ziehen die Plebejer aus Protest gegen ihre Benachteiligung ein erstes Mal aus Rom weg und lassen sich auf einem heiligen Berg nieder. – 450 Jahre später, also im Jahre 44 AC, wird Julius Caesar, eine Parallelität zu Jesus Christus ermordet. – Die Juden und Jesus haben einen Zusammenhang.

Die Zahlen 666 und 450 wurden auch halbiert oder gedrittelt: 333, 222, 444 und 225, 150 und 300.

Auch die Berner und Schwyzer Geschichtserfindung haben solche numerologischen Symmetrien geschaffen.

Eine erste eindeutige numerologische Konstruktion läßt sich in der vorrömischen Helvetier-Geschichte erkennen.

Die Helvetier fassen im Jahre 58 AC den Entschluß, nach Gallien auszuwandern. Zwei Jahre später, nach dem Tode von Orgetorix, setzen sie das Vorhaben in die Tat um.

Der Auszug der Helvetier nach Gallien 56 AC geschah 666 Jahre nach dem Untergang von Israel und seiner Hauptstadt Samaria. – Jenes Teilkönigreich steht nach Fomenko für Westrom, während Juda – das erst 135 Jahre später unterging – Ostrom darstellt.

Für die Schwyzer Geschichtserfinder ist das Nordreich Israel mit seinen zehn Stämmen ein Gebirgs- und Hügelland wie Helvetien.

Aber auch 333 Jahre nach 722 AC geschah etwas Merkwürdiges in Helvetien.

389 eroberte Brennus, Brenner oder Berno (!), ein gewaltiger Herrscher der Deutschen (!) die Stadt Aventicum.

Dieser Brennus, der zwei Jahre später Rom eroberte und den Römern dabei *Vae victis* = *Wehe den Besiegten* zurief, soll ein Schwiegersohn des Königs Sigwein (Siguinus) von Byzanz (Besançon) gewesen sein, von welchem er eine Tochter als Gemahlin empfing.

Wenn Brennus eine Form von Priamus darstellt, so will die andere Form Berno beweisen, daß es offenbar schon vor Christi Geburt ein Bern gegeben hat.

Am Anfang der römischen Kaiserzeit unternahmen die Helvetier den von Tacitus überlieferten Aufstand.

Ob 69, 70 oder 71, der erwähnte Helvetier-Aufstand ist klar als Parallele zum gleichzeitigen Aufstand der Juden in Palästina und zur Zerstörung von Jerusalem zu sehen.

Und schon gesagt wurde, daß der Helvetier-Aufstand in einer numerologischen Symmetrie zum Spartakus-Aufstand um 70 AC steht.

Das zweite numerologisch wichtige Ereignis in der römischen Helvetiergeschichte ist das Martyrium der Thebäischen Legion unter Kaiser Diokletian. Dieses fand in Saint-Maurice im Wallis statt.

Der Ort soll in antiker Zeit Agaunum oder Acaunum geheißen haben und von Julius Caesar im Jahre 48 AC renoviert worden sein, wie die Helvetische Chronologie vermerkt.

ACAUNUM klingt ähnlich wie ACTIUM (*actum* = geschehen), der Ort der wichtigen Seeschlacht des Augustus gegen Antonius.

Und in den Kreuzzügen spielte die Hafenstadt ACCON (Akkon) in Palästina eine wichtige Rolle. - Zusammenhänge bestehen, wie wir gleich sehen werden.

Aber wahrscheinlich ist AGAUNUM als hebräisch *hag'gan* = der Garten (Eden) aufzufassen.

Stumpf datiert den christlichen Heldentod der Thebäischen Legion in das Jahr 304 AC – dem gleichen Jahr der letzten Christenverfolgung im Römerreich.

Aber die Helvetische Chronologie nennt ausdrücklich das Jahr 291 AD und unterstreicht dies durch Fettdruck der Zahl.

Mit dem Martyrium von Agaunum – Saint-Maurice wurden die ersten Jahrzahlen der hochmittelalterlichen helvetischen Geschichte verbunden.

900 Jahre später, im Jahre 1191, wird die Stadt Bern gegründet.

Und 1000 Jahre nach dem Martyrium der Thebäischen Legion, im Jahre 1291, bestätigt der römisch-deutsche Kaiser Rudolf von Habsburg den Schwyzern zu Baden im Aargau ihre Privilegien.

Es besteht also eine Parallelität zwischen den Jahrzahlen 1191 und 1291.

Die beiden letztgenannten Jahrzahlen sind auch an Ereignisse der allgemeinen Geschichte angelehnt.

1291 ging angeblich die Hafenstadt Saint-Jean d'Acre (Akkon) als letzter christlicher Stützpunkt in Palästina verloren. Dieses Ereignis markiert das Ende der Kreuzzüge.

Im gleichen Jahr starb der deutsche König Rudolf von Habsburg, eine Parallelität zum römischen Kaiser Septimius Severus, der eine Gottvater-Figur darstellt.

Doch auch 1191 hat einen Bezug zu den Kreuzzügen: Auf dem Dritten Kreuzzug sollen in diesem Jahr die westlichen Kreuzritter Saint-Jean d'Acre, das bereits an die Araber verloren gegangen war, zurückerobert haben. Anführer bei dieser Unternehmung waren Philipp II. August von Frankreich und Richard Löwenherz von England.

In der *Matrix* habe ich nachgewiesen, daß nach der ursprünglichen Blaupause vorgesehen war, die übermeerischen Unternehmen des Westens gegen die Levante schon 1191 zu beenden. Die Rückeroberung von Akkon stellt einen Kunstgriff dar, um die Kreuzzüge um hundert Jahre zu verlängern.

Für den alten Bund der Eidgenossen hat der Rückgriff auf zwei Jahrzahlen der Kreuzzüge eine durchsichtige Bedeutung: Die Schwyzer wollten sich im Zeichen des Kreuzes sehen. Dieses Zeichen findet sich deshalb auch auf ihrem Wappen.

Die erwähnten Kriegszüge gegen den Osten haben stattgefunden, allerdings nicht in einem märchenhaften „Hochmittelalter", sondern in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. – Um diese Zeit hat die alte Eidgenossenschaft schon bestanden.

Die mittelalterliche Chronologie gründet zum einen Teil auf antiken Jahrzahlen und setzt deren Zahlenreihen fort.

Anderseits hat das Mittelalter ab dem Jahr 1000 ein eigenes chronologisches und numerologisches System bekommen. Dieses gründet auf der Biographie des Mönches Hildebrand alias Papst Gregor VII. (Tabelle 5).

Hildebrand ist der hochmittelalterliche Jesus, wie Fomenko und ich herausgefunden haben.

Zwar soll jener Mönch aus Italien stammen. Aber ich vermute in ihm eine deutsche Erfindung, die nachträglich italianisiert und papalisiert wurde.

Der Beweis ist schon der deutsche Name: HILDEBRAND läßt sich als *golden lodernd* übersetzen.

Stumpf nennt Hildebrand einen Benediktinermönch und Schwarzkünstler (!). Nach Petrus Damiani war er ein heiliger Satan.

Hildebrand hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der Gestalt des Westgotenkönigs Alarich, dem Zorn Gottes: Beide müssen am Ende ihres Lebens Rom verlassen und sterben in Süditalien, ohne die heilige Insel Sizilien erreicht zu haben.

Doch unbestreitbar war Hildebrand – Gregor VII. neben Basilius dem Grossen ein wichtiger Reformator.

Wie Jesus von Nazareth den Tempel in Jerusalem, säubert Hildebrand die vom römisch-deutschen Kaiser Heinrich beherrschte Kirche von unreinen Elementen.

Und wie Alarich schüttelt Hildebrand mit seinem Kampf gegen den Kaiser das heilige Römische Reich durcheinander.

Hildebrand unterliegt zwar wie weiland Jesus und Basilius, aber die Impulse werden später die Reformation auslösen.

Hildebrand hat auch eine enge Beziehung zu den Bernern und Schwyzern.

Schon die Geburt Hildebrands erschütterte ganz Helvetien.

Stumpf vermeldet für 1020 - dem Jahr der Geburt des hochmittelalterlichen Reformators - alles Schlimme, was man sich nur denken kann:

In jenem Jahr 1020 wurde der Mond blutfarben. Eine brennende Fackel, so groß wie ein Turm, fiel vom Himmel. Das Meer überlief und ertränkte viele Städte und Dörfer. Eine große Teuerung und Hungersnot kam. Zuletzt starben mehr Leute an der Pestilenz als übrig blieben. Ein Heilbrunnen in Lothringen (LUTHER-Land!) enthielt für einige Zeit Blut, statt Wasser (Stumpf: *Schwytzer Chronica*, 91 r).

Doch schon 820 AD bekam Helvetien durch eine feuchte Witterung, häufige Unwetter und giftige Dämpfe aus dem Boden eine Vorahnung auf die zwei Jahrhunderte später erfolgte Geburt Hildebrands.

Für die Berner und Schwyzer Geschichtserfindung wurde das Jahr 1076 zur numerologischen Grundlage. In diesem Jahr entfesselte Hildebrand, damals schon Papst Gregor VII., den Investiturstreit. – Das waren genau 666 Jahre nach der Eroberung Roms durch die Hildebrand-Parallelität Alarich (Allrych).

Der streitbare Papst bannte den Kaiser Heinrich IV. – Aber der Berner Chronist Valerius Anshelm alias Michael Stettler mißverstand offenbar bewußt die Aussage. Also sagte er, Hildebrand habe sich vor dem Kaiser für ein paar Monate in dem eben gegründeten Kloster Rüeggisberg auf dem Längenberg südlich von Bern verstecken müssen.

222 Jahre nach 1076 schlagen die Berner ihre Befreiungsschlacht am Donnerbühl oder im Jammertal.

444 Jahre (2/3 von 666) nach Hildebrands Aufenthalt auf dem Längenberg kam aus dem Gebiet des Gurnigels ein fürchterliches Gewitter auf Bern zu, als Mahnung des deutschen Heilands, die Reformation in der Stadt durchzuführen. – Acht Jahre später wurde Bern reformiert.

Doch noch 1576 – 500 Jahre nach Hildebrands Verbannung auf dem Längenberg – schickte jener Reformator vom Genfersee her ein furchtbares Gewitter über ganz Helvetien: Niemals sollte man die Kirchen-Reform vergessen!

Die Vertreibung Hildebrands aus Rom 1084 erfuhr Helvetien auch 500 Jahre danach in drastischer Weise: Mitte Januar 1584 gab es ein schlimmes Gewitter wie im Sommer, mit Regen, Blitz und Donner. – Und im Folgemonat spürte man ein Erdbeben, das vom Akronischen See, also vom Bodensee ausging, noch bis Paris (*Helvetische Chronologie*, 57).

Hildebrand wird drei Jahre (!) von Heinrich IV. in Rom belagert, muß in die Engelsburg flüchten, wo er von den Normannen befreit und nach Süditalien gebracht wird.

Der Todesort von Hildebrand soll Salerno sein. Der Name der Stadt ist identisch mit Alarich:

SALERNO = CLRNM = (C)LR(C)M = ALARICUM

Auch Bern gründet einige Jahrzahlen auf die Antike.

Ein zehnjähriger trojanischer Krieg in Bern begann bekanntlich 1288.

Zählt man von jenem Datum 666 Jahre ab, so kommt man auf die Zahl 622, mit welcher die Hedschra oder *Hegira*, die Flucht Mohammeds von Mekka nach Medina verbunden ist.

Man kann nochmals 666 Jahre abzählen und erhält 44 AC, das Datum der Ermordung von Julius Caesar.

Weshalb hat eine rechtgläubige christliche Stadt wie Bern eines ihrer wichtigsten Ereignisse mit der sinnstiftenden Grundzahl der mohammedanischen Religion verbunden?

Hier versagt die Geschichtsanalyse. Man kann nur mutmaßen, daß zur Entstehungszeit dieser kabbalistischen Zahlenkonstruktionen noch kein Gegensatz zwischen Christentum und Islam gesehen wurde.

Auch Scaliger behandelt in seinem grundlegenden Werk *De emendatione temporum* den Islam als Teil des Christentums. Die Trennung der einzelnen Hochreligionen war also im mittleren 18. Jahrhunderts noch nicht vollzogen.

Die historische Numerologie erschöpft sich nicht in Sinnzahlen und Zahlenreihen. In bestimmten Geschichtsepochen, wie der spätmittelalterlichen Geschichte der alten Eidgenossen, lassen sich sogar eigentliche Chronogramme erkennen.

Auffällig sind zuerst die Daten der Schlacht von Morgarten und von Marignano, 1315 und 1515 (Tabelle 6 a). - Die Helden- und Schlachtenzeit der alten Eidgenossen dauerte genau zweihundert Jahre.

Die numerische Mitte des Intervalls ist 1415. Mit dieser Jahrzahl ist als wichtiges Ereignis die Eroberung des Aargaus verbunden.

Die Schlacht von Morgarten stellt den endgültigen Befreiungssieg der alten Eidgenossen dar.

Mit der Eroberung des Aargaus – der Grenzregion zwischen West- und Ostschweiz - wird die seit 69 AD andauernde Teilung Helvetiens in Ost und West überwunden.

Die Schlacht bei Marignano markiert das Ende der Expansionspolitik der alten Eidgenossen. Von nun an muß sich die Schwurgenossenschaft auf ihre inneren Angelegenheiten beschränken, besonders die religiöse Reform.

Die drei Jahrzahlen 1315, 1415 und 1515 bezeichnen eine Dreifaltigkeit: Bei Morgarten siegen die Eidgenossen im Sinne des römischen Christentums. - Den Aargau erobern sie mit päpstlichem Segen, während des konstantinischen Konzils von Konstanz. - Und Marignano ist eine Niederlage im Zeichen der Muttergottes Maria.

Die drei trinitarischen Ereignisse sind mit Jesus verbunden. Nimmt man die Quersummen der drei Jahrzahlen (10, 11 und 12) so ergibt sich als Summe das Jesus-Alter 33.

Auch kürzere Abschnitte aus dieser Epoche zeigen eine Trinität in Jesus.

Wir nehmen als wichtige Ereignisse der ennetbirgischen Politik die Niederlage von Arbedo 1422, die genau hundert Jahre vor der endgültigen Niederlage der Eidgenossen bei Bicocca 1522 angesiedelt ist (Tabelle 6 b).

Zwischen den beiden Jahrzahlen steht 1472. Für dieses Jahr vermeldet Johannes Stumpf im Januar zwei Kometen, die man nacheinander am Himmel gesehen habe. – Der eine Komet hat den Sinn einer Vor-, der andere jener einer Nachbedeutung.

Und auch von diesen drei Jahrzahlen ergeben die Quersummen (9, 14 und 10) das Jesus-Alter 33.

Noch späte Jahrzahlen der erfundenen Geschichte haben manchmal eine raffinierte Hinterbedeutung.

Mehr als hundertdreißig Jahre nach der Reformation und nach Kappel soll es in der alten Eidgenossenschaft einen Bruderkrieg zwischen Katholiken und Protestanten gegeben haben: den Villmerger Krieg von „1656“. – Und dieser wurde „1712“ am selben Ort noch einmal ausgefochten.

Aber die Jahrzahlen haben einen Beziehung zum Auszug der Helvetier „56 AC“: 1656 enthält 56 als Endzahl. Und zählt man die letztere Zahl dazu, so erhält man 1712.

Die religiöse Grundbedeutung der Schwyzer Geschichtskonstruktion ist offenkundig.

Reformation oder Glaubensspaltung?

Schon mehrmals wurde angetönt, daß sich die sogenannte Reformation unmöglich so abgespielt haben kann, wie in den Geschichtsbüchern dargestellt. Zudem ist die Umwälzung viel zu früh angesetzt.

Auch fordert der propagandistische Begriff „Reformation“ heraus. Er weckt den Anschein, als ob die damalige Kirche moralische Schäden aufgewiesen habe. Dabei war die Erneuerung der Kirche ein Gebot, das seit Hildebrand „im 11. Jahrhundert“ in der Christenheit galt.

Die Reform-Orden, die Erweckungsbewegungen, die Eingriffe in die Autonomie der Kirche, die Bekämpfung des Ketzertums hatten beim angeblichen Beginn der Reformation bereits eine fast fünfhundertjäh-

rige Tradition. – Dazu kamen die „spätmittelalterlichen“ Reformkonzilien.

Es gab keine Reformation und Gegenreformation, sondern eine Glaubensspaltung. - Die Hochreligionen, die wir heute aufzählen, haben ihren Ursprung in diesen Geschehnissen.

Die Glaubensspaltung alias Reformation läßt sich wenigstens in Umrissen fassen.

Die allgemeinen Ursachen der Glaubensspaltung habe in der *Matrix* dargestellt (Pfister: *Matrix*).

Bei dieser religiösen Auseinandersetzung zerfiel das vesuvianische oder judenchristliche Altchristentums, das von einem autoritären Römischen Reich aufgezwungen wurde. An die Stelle dieser sehr synkretistischen Religion traten die heutigen Hochreligionen. Und diese stützten sich auf die Schrift und suchten eine pseudohistorische Legitimation.

Die erhaltene Schriftlichkeit und Chronologie setzt die Glaubensspaltung voraus.

Meiner Meinung setzte die Verschriftlichung in den 1730er Jahren ein. Dort ist der Glaubenswandel anzusetzen.

Begonnen hat die Reformation bekanntlich in Deutschland mit Luther. Die alemannische Schweiz war das zweite Land. Und erst in einem ziemlichen zeitlichen Abstand folgten die Westschweiz und danach Frankreich.

Und auch in der Deutschschweiz gab es Abstände: Zürich bildete den Vorort, Bern folgte unmittelbar darauf, Basel scheint einen Sonderweg gegangen zu sein.

Diese zeitliche Staffelung ist der erste Einwand gegen die Plausibilität der Sache.

Wenn man sich vorstellt, wie lange im „Mittelalter“ ein Gedanke brauchte, um einen Weg zurückzulegen, so erstaunt die schnelle Verbreitung der reformatorischen Saat. - Würde man mit heutigen Begriffen arbeiten, so könnte man sagen, daß Luther und die deutsche Schweiz „ab 1517“ *online* verbunden gewesen wären.

Auch die bisherige Geschichtsschreibung findet dies merkwürdig, besonders in Zürich:

Die Reformation der Kirche in Zürich vollzog sich im unglaublich kurzen Zeitraum von drei bis sechs Jahren, je nachdem man sie 1519 oder … 1520 beginnen läßt.

Daraus aber könne man erschließen, *mit welchem Wagemut und zugleich mit welchem Taktgefühl der führende Reformator zuerst die Verkündigung wirken ließ, bevor … die Reformen, wie die Ablösung der Messe durch das Abendmahl, durchgeführt wurden* (*Handbuch*, I, 456).

Rasch, taktvoll und zugleich wagemutig habe der große Zürcher Reformator Huldrych Zwingli („1484 – 1531“) gehandelt. – Aber hier haben wir es mit moderner Hagiographie zu tun, nicht mit realer Geschichte.

Zwingli stammte aus dem Toggenburg, um derentwillen die Stadt Zürich einmal einen großen und langwierigen Krieg mit den übrigen Eidgenossen geführt hat.

Auffälligerweise kamen alle führenden Reformatoren der heutigen Schweiz aus der Fremde. Nur Zwingli und sein Geburtsland Toggenburg gehörten zur Eidgenossenschaft.

Aber der Berner Reformator Haller stammte aus Rottweil, Ökolampad aus Heidelberg und Calvin aus Nordfrankreich.

Zwingli erhielt die beste Ausbildung an den bedeutendsten Orten: in Basel, Bern; dann Wien - wo sogar sein Matrikel-Eintrag erhalten sein soll.

Nach dem Studium wurde Zwingli Leutpriester und wirkte zehn Jahre in Glarus und zwei Jahre in Einsiedeln, bevor er 1518 eine Stelle am Chorherrenstift Sankt Felix und Regula am Großmünster in Zürich erhielt.

Zwingli als Geistlicher machte verschiedene Feldzüge der Schwyzer Eidgenossen in den Süden mit. Er war in Pavia und Novara, und erlebte die Kalamität von Marignano.

Aber vor allem gehörte Zwingli zur Speerspitze der Theologie. Schon in Glarus „um 1514/1515“ vertiefte er sich in die Bibel, las die Kirchenväter und schrieb die Paulinischen Briefe ab. – Leider waren alle diese Texte damals noch lange nicht geschrieben, so daß schon hier die Geschichtlichkeit Zwinglis gegenstandslos wird.

In Zürich begann Zwingli sofort mit einer dreijährigen Predigt-Tätigkeit, in welcher sich sein *reformatorisches Gedankengut in sei-*

ner ganzen Fülle und Tiefe (*Handbuch*, I, 439) entwickelte: Der Wille Gottes, seines Sohnes und die heiligen Schriften galten für ihn nun als die alleinigen Grundlagen des Glaubens.

Die geistliche Propaganda Zwinglis war so erfolgreich, daß die Stadt schon „1524“ die Reformation durchführte.

Aber auch die folgenden Jahre zeigten den Zürcher Theologen in einer geradezu stupenden Aktivität in der Verteidigung des neuen Glaubens und in der Abwehr von Altgläubigen und Wiedertäufern.

Zwinglis Prestige als geistiger Kirchenfürst läßt sich daran ermessen, daß er für seinen Gang an die Berner Disputation vom „Januar 1528“ ein Geleit von 200 wohlgewappneten Männern bekam, wie Valerius Anshelm berichtet.

Zwingli war bereits als Leutpriester auch ein militärischer Kämpfer. Und als Kirchenfürst von Zürich drängte er die Stadt zu einer kriegerischen Auseinandersetzung mit den eidgenössischen Orten, welche den neuen Glauben ablehnten. Es kam zum Krieg und zu Zwinglis Untergang.

Die Zürcher entwickelten nämlich merkwürdigerweise wenig Eifer, für den neuen Glauben ins Feld zu ziehen. Viele zogen *wyder iren willen* – wie der Chronist Edlibach anmerkt - mit Zwingli in den Krieg.

Bei Kappel am Albis kam es zur Schlacht mit den Schwyzer Eidgenossen. Die Städter mußten unter großen Verlusten zurückweichen. Zwingli selbst fiel.

Bekanntlich werden zwei Kappeler Kriege genannt: 1529 und 1531. – Aus numerologischen Gründen muß das erste Datum als ursprünglich angesehen werden. Denn als natürliches Vorzeichen wütete „1529“ eine todbringende Pestkrankheit in Helvetien und Germanien, wie die Helvetische Chronologie vermeldet.

Die Biographie Zwinglis ist detailliert bekannt, seine schriftlichen Zeugnisse umfangreich. Trotzdem stellt Zwingli eine Kunstfigur dar wie Luther, Calvin und die anderen Reformatoren.

Bereits vorher wurde erwähnt, daß Erasmus in Basel stark auf Zürich und auf Zwingli einwirkte. Zwischen dem Humanisten und dem Reformatoren bestehen deutliche Verbindungen.

Erasmus gab bekanntlich die Schriften von Basilius von Caesarea heraus - und verfaßte sie wohl auch. Und Zwingli war ein redegewandter Theologe, Reformer und Kirchenfürst.

Zwingli hat mit 45 Jahren das gleiche Lebensalter wie Basilius, wenn man das Datum des Ersten Kappeler Krieges 1529 als Lebensende nimmt. - Und beide haben das gleiche Geburtsdatum, nämlich den 1. Januar.

Eine Abschweifung sei erlaubt: Weshalb feiert die heutige Schweiz nicht den 1. Januar als Nationaltag? Dieses Datum wäre beiden Konfessionen genehm: Die Protestanten würden den Geburtstag Zwinglis, die Katholiken denjenigen von Basilius von Caesarea feiern!

Zwingli ist der große *Prediger im Finstern Wald*, wie ihn die Quellen nennen. Sein Geburtsort ist WILDHAUS. In Zürich regierte zu dieser Zeit HANS WALD-Mann. – Also ist dieser Bürgermeister nicht vergebens als Märtyrer gestorben. Er fand in Zwingli jemanden, der sein religiöses Werk fortsetzte.

Zwingli ist der Kirchenfürst Basilius und wie dieser auch Jesus. „1517“ - also im Jesus-Alter von 33 - beginnt der Leutpriester mit seiner Wirksamkeit in Zürich.

Wie Jesus ist seine Wirksamkeit erfolgreich, aber er hat auch Neider und Mißgünstige.

In der Schlacht bei Kappel wird Zwingli von einem Judas namens Hans Andres verraten und stirbt wie Jesus durch einen Stich in die Brust.

Wie der Gottessohn wird Zwinglis Leiche erst ein paar Tage später gefunden. – Nur von seiner Himmelfahrt wird nichts berichtet.

Die Zürcher erleiden ihre Niederlage in Kappel, das ist CAPELLA = *kleine Kirche*. Und der Ort liegt am Fuße des Albishorns. ALBIS enthält bekanntlich ALBA, weist also wiederum auf den Vesuv hin.

Der Berner Gelehrte Heinrich Wölflin verfaßte nach Zwinglis Tod ein Lobgedicht auf Zwingli (Anshelm, VI, 99 f.).

Wölflin war einer der Lehrer Zwinglis. In Humanistentradition nannte er sich *Lupulus* = Wölfchen. Man würde ihn besser Wolf = LUPUM (LPM), *lupus* nennen. Aus den Konsonanten LPM kann man nämlich wiederum NEAPEL herauslesen. Auch Wölflin war ein Waldmann vom Fuße des Vesuvs.

Der Zusammenhang Wölflin – Wald führt zu dem adeligen Einsiedler Nikolaus von der Flüe aus Unterwalden. Über diesen großen Schlichter von eidgenössischer Zwietracht wurde schon früh eine

Biographie geschrieben – natürlich aus der Feder von Lupulus – Lupus!

Mit Wölflin sind wir in Bern, jenem Ort, der nur wenige Jahre nach Zürich, aber mit ebenso staunenswerter Schnelligkeit, den neuen Glauben eingeführt hat.

Im Grunde hat die Aare-Stadt schon vorher die Kirche reformiert: „1485“ ordnete Bern zur Finanzierung des Chorherrenstiftes von Sankt Vinzenz eine teilweise Säkularisation von Kirchengut und Klöstern an. Die Regenten hatten allen Grund dazu: *Die saumselige Hilflosigkeit der Geistlichen nötigte den Rat, unter Umgehung der Bischöfe in die Seelsorge einzugreifen* (Feller, I, 441).

Gut gab es eine weise und energische Berner Regierung, welche dem vertrottelten katholischen Klerus auf die Finger schaute!

Durch die obrigkeitliche Reformation vor der Reformation in Bern wurden unter anderem die Klöster Interlaken, Sankt Petersinsel, Münchenwiler und Rüeggisberg aufgehoben.

Nirgends muß das Bedürfnis nach kirchlichen und religiösen Reformen stärker gewesen sein als in Bern. Denn in der Geschichtsschreibung liest man bis zum Überdruß von Zerfall, Unfähigkeit, Mißständen, Schäden und dergleichen mehr. – Das ist aber kein Wunder, wenn man sich daran erinnert, daß diese Quellen allesamt von Protestanten des 18. Jahrhunderts verfaßt worden sind.

Zum gleichen Zweck wurde Bern „zu Beginn des 16. Jahrhunderts“ von einer religiösen Affäre allergrößten Ausmaßes gebeutelt: der unsäglichen Jetzer-Geschichte.

Im Predigerkloster von Bern soll der Novize Hans Jetzer, ein Schneidergeselle aus Zurzach, mehrere Male die Wundmale Christi empfangen haben. Zudem soll ihm Maria in einer Erscheinung ihre befleckte Empfängnis bestätigt haben.

Bern führte darauf gegen Jetzer und die Dominikaner einen Inquisitions-Prozeß, der großes Aufsehen erregte und die Stadt in zwei Jahren 8000 Gulden gekostet haben soll.

Die Franziskaner, die Gegenspieler der Prediger, schickten Thomas Murner als „Reporter“. Die Kurie ließ sich durch einen Gesandten namens *Achilles de Grassis* = *christlicher Achilles* vertreten.

Und vor allem soll Valerius Anshelm „Augenzeuge“ des Jetzer-Prozesses gewesen sein. In seiner Chronik widmet er diesem Handel 119 (!) Seiten (Anshelm, III, 48 – 167).

Nach Anshelm muß das wirklich eine schlimme Sache gewesen sein:

Ein semlicher Misshandel, Falsch[heit] und Betrug, dessen gleichen von Welt an weder bei Juden noch Heiden, Christen noch Türken, in keiner Chronik noch Gedächtnis jie gehört noch gefunden (Anshelm, III, 48).

Der Jetzer-Handel fand in den berühmten Kriminalfällen Eingang und tauchte sogar schon im Fernsehen auf. Aber geschichtsanalytisch betrachtet handelt es sich um eine windige Geschichte, bei der man sich nur fragt, was diese bezweckte.

JETZER ist nahe bei KETZER. – Aber gleichzeitig gibt es die offenbar gewollte Nebenbedeutung von JESUS.

An vielen Beispielen haben wir schon erfahren, daß Bern großen Wert darauf legte, als rechtgläubige christliche Stadt angesehen zu werden, welche jede Häresie entschieden verfolgte.

In diesem Sinne lieferte der Jetzer-Prozeß von „1507 bis 1509“ dem Ort den letzten Vorwand, um die Dinge des Glaubens und der Kirche selber in die Hand zu nehmen.

Mit dem Jetzer-Handel schuf sich die Berner Geschichtserfindung den propagandistischen Vorwand, die katholische Kirche und ihre Institutionen zu verwerfen.

Die Jetzer-Geschichte hat in Berns Geschichtsschöpfung einen größeren Stellenwert als die nachfolgende Reformation.

Bern führte die Reformation fast ebenso schnell ein wie Zürich. Aber es gab ein paar Unterschiede.

Vor allem fällt auf, daß die Stadt offenbar sehr auf die Meinung der Landleute achtete. Daraus ergaben sich die Berner Ämterbefragungen der Jahre „1524 - 1526“.

Neben der eidgenössischen Glaubensdisputation in Baden „1526“ veranstaltete Bern „im Januar 1528“ eine große Disputation in der städtischen Barfüßerkirche.

Schon einen Tag nach diesem religiösen Streitgespräch erließen die Räte die entscheidenden Beschlüsse. Danach sollte die Messe nicht

mehr gefeiert und die Bilder und Altäre binnen acht Tagen aus den Kirchen entfernt werden.

Sogar der Himmel ließ erkennen, daß Bern die Glaubensreform durchführen mußte: Im selben Jahr 1528 erschienen drei Sonnen und ebenso viele Sonnenringe (*soles tres totidemque halones*) am Himmelszelt (Helvetische Chronologie, 54)

Das Tempo, das Bern, besonders gegen Schluß, in der Reformationsfrage einlegte, ist mehr als erstaunlich und folglich absurd.

Wie war es möglich, ohne moderne Telekommunikationsmittel so rasch zu entscheiden und so schnelle Erlasse zu fertigen?

Noch mehr befremden die Ämterbefragungen: Jahrelang bittet man die Landschaft um ihre Meinung in dogmatischen Fragen, dann wird am Schluß innert Stunden entschieden. - Hier stimmt etwas nicht!

Es macht den Anschein, als ob die Berner Geschichtserfindung darauf bedacht war, die Reformation als einen von allen Bürgern in Stadt und Land getragenen Willensentscheid darzustellen. – Aber in Tat und Wahrheit hatte außerhalb eines engen Kreises von Patriziern, Zünften und Räten wohl niemand etwas zu sagen.

Die bereits mehrfach erwähnte Verbrennung des Ketzers Löffler vor den Toren der Stadt beweist vielmehr, daß die Glaubensspaltung in Bern offenbar mit Feuer und Schwert durchgesetzt wurde.

Die großen Reformatoren versperren die Betrachtung der kleinen. Neben Zwingli in Zürich und Calvin in Genf wurden auch kleine Glaubenserneuerer geschaffen. Diese wurden nur mit Taten, nicht mit Schriften überliefert.

Der Berner Reformator hieß Berchtold Haller. Sein Vor- und Nachname sind bezeichnend: Berchtold ist der Stadtgründer; und HALLER geht auf hebräisch *ha'el* = der Gott zurück.

Neuenburg schuf sich Guillaume Farel als Glaubenseiferer (Abbildung 23). Er soll Calvin den reformatorischen Weg gewiesen haben und ähnlich radikal gewirkt haben wie jener.

Und sowohl Calvin wie Haller und Farel waren Landesfremde.

Die zerstörten und beschädigten Skulpturen von der Berner Münsterplattform wurden bereits erwähnt.

Der Skulpturenfund auf der Münster-Plattform (Abbildung 22) belegt unzweifelhaft einen Berner Bildersturm.

Aber vor den 1750er Jahren ist das Ereignis nicht vorstellbar.

Basel als dritte große Schweizer Stadt gehörte zu den ersten Orten, welche Luthers Schriften nachdruckte und wo reformatorische Gedanken wirkten.

„Um 1521“ gärte es bereits stark. Die Frage war jetzt: *Fand sich ein reformatorischer Kopf, der Ordnung in diesen Wirrwarr bringen konnte* (*Handbuch*, I, 477)?

In der erfundenen Geschichte kommen die richtigen Leute immer zur richtigen Zeit.

„Im September 1522“ traf in Basel ein Flüchtling aus Weinsberg in Württemberg ein. Er hieß Johannes Huszgen, dessen Nachname als *Haus-Schein* gedeutet wurde, woraus der gelehrte Übername OIKOLAMPADIOS, Ökolampad entstand.

Der Theologe Ökolampad arbeitete eng mit Erasmus zusammen. Bald folgte auch ein Briefverkehr mit Zwingli. - Seinem Wirken ist es zuzuschreiben, daß Basel die Reformation zeitgleich mit Bern durchführte.

Basel scheint als Humanistenstadt gemäßigter in der Ausführung gewesen sein. Auch die Bilder wurden später beseitigt oder verändert: Eine Marienfigur an der Marktfassade des Rathauses zum Beispiel wurde erst „1608“ in eine Justitia umgewandelt (*Bildersturm*, 359).

Huzgen trat als Flüchtling in Basel zuerst in die Dienste des Buchdruckers Cratander. Dieser arbeitete gerade an einer Herausgabe der Werke des byzantinischen Kirchenvaters Johannes Chrysostomos. – Nun hieß Ökolampad zufällig auch JOHANNES. Und wie Chrysostomos war auch er ein Flüchtling – allerdings am Anfang und nicht am Ende wie der Grieche.

Doch auch Chrysostomos war ein glühender Reformer, dazu als Kirchenfürst der Nachfolger von Basilius von Caesarea.

Johannes Chrysostomos der Grieche wirkte übrigens merkwürdigerweise nicht so sehr in der „Spätantike“, sondern zur Zeit der Reformation, also 1100 Jahre nach seinem angeblichen Tod.

Eine genauere Untersuchung würde hier sicher zu staunenswerten Erkenntnissen führen. – Aber daß die griechischen Kirchenväter im Westen und zur Zeit der Glaubensspaltung geschrieben wurden, muß nicht mehr bewiesen werden.

Abbildung 22: Antonius-Figur aus dem Berner Skulpturenfund

aus: *Bildersturm*; Zürich 2000, 322

Die kopflose Figur des Heiligen hat an ihrer Basis das Wappen der Erlach.

Eine Statue aus dem Berner Skulpturenfund

Neben dem Kopf eines Bischofs (wiedergegeben in Pfister: *Matrix*) stellt der Torso des heiligen Antonius das bedeutendste Werk aus dem Berner Skulpturenfund dar.

Bekanntlich wurden 1986 in der südwestlichen Ecke der Plattform des Berner Münsters die zerschlagenen und verstümmelten Reste von vielen sakralen Bildwerken gefunden. Man hat sie dort zu einer Zeit als Füllmaterial abgelagert.

Die Skulpturen wurden gemäß dem Geschichtsbuch nach der Reformation in Bern „1528“ bei einem Bildersturm aus Kirchen herausgeholt und zerstört.

Aber die Reformation war in Wirklichkeit eine Glaubensspaltung. – Und diese muß viel später gewesen sein.

Die Skulpturen aus dem sensationellen Fund von Bern zeigen stilistisch eine vollendete Gotik. – Das kann chronologisch erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts gewesen sein. – Selbstredend verschiebt sich damit das Datum eines Bildersturms.

Die Bildwerke sind ähnlich denen von anderen gotischen Münstern, zum Beispiel von Freiburg im Üechtland. – Aber dort sind sie erhalten geblieben.

Die offizielle Kunstgeschichte weiß erstaunlich viel über diese Skulpturen:

Der Torso des heiligen Antonius soll „um 1464“ von einem Erhart Küng geschaffen worden sein.

Geschichtsanalytisch muß Bern und die alte Eidgenossenschaft bis zum zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts katholisch gewesen sein.

Vor allem verblüfft das Wappen der Erlach am Fuß des Torsos – samt Farbresten.

Es gibt auch ein Skulpturenfragment, welches am Fuß ein Wappen der Bubenberg trägt. – Dieses Geschlecht aber ist am Anfang der Geschichte in Bern ausgestorben – wenn es überhaupt je existiert hat.

Sogar Jahrzahlen – zum Beispiel „1500“ - kommen an den zertrümmerten Bildresten vor. Wir schließen daraus, daß die Geschichtserfindung zur Zeit der Entstehung der Skulpturen in vollem Gang war. – Und sogar in Kunst- und Bauwerke wurde die Geschichtsfälschung hineingearbeitet.

Genf wurde nachmals „das protestantische Rom“ genannt. Dabei brauchte die Stadt angeblich länger als die anderen Orte in der Schweiz, um sich zur Reformation durchzuringen.

Aber nach den ältesten Chroniken – also Stumpf und der Helvetischen Chronologie – wurde Genf zeitgleich mit Bern, also „1528“ reformiert.

Jean Calvin, der Vollender der Genfer Reform, war ebenfalls ein Fremder. Als Flüchtling aus Frankreich traf er zuerst in Basel ein, wo der große Kenner der Bibel und der Kirchenväter seine *Christianae Religionis Institutio* schrieb – die Glaubensgrundlage für die Calvinisten.

Doch ein erster Versuch in Genf zu wirken, endete mit Calvins Vertreibung. Erst „1541“ konnte der Theologe mit seiner Wirksamkeit in der Stadt beginnen, welche er bis zu seinem Tode „1564“ fortführte.

Die calvinistische Lehre wurde von den Katholiken ebenso heftig bekämpft wie diejenige von Luther – aber mit unglaublicher zeitlicher Verzögerung:

Verurteilt wurde die Häresie Calvins auf den Konzilien von „1639“ und „1642“. Diese aber fanden in Konstantinopel (!) statt, wie Dionysius Petavius (Denis Pétau) in seiner Konzilienliste vermerkt.

Ließen die Osmanen eine christliche Glaubensversammlung in ihrer Hauptstadt zu?

Nach Zwinglis Tod erhält Zürich in Heinrich Bullinger einen überaus fähigen und phänomenal begabten Nachfolger: Dieser wurde nämlich schon mit 18 (!) Jahren Lehrer für Exegese des Neuen Testamentes im Kloster Kappel!

Auch das ist merkwürdig: Die großen Schweizer Reformatoren hatten alle ebenso fähige Nachfolger: In Zürich folgte Bullinger nahtlos auf Zwingli. - In Bern führte Johannes Haller die Tätigkeit von Berchtold Haller fort. - Und in Genf war es Theodor von Beza oder Bèze, der nach Calvins Tod dessen Geist verwaltete.

Zeitgenosse und Geistesverwandter Bullingers in Zürich war der Theologe und Geschichtsschreiber Josias Simler, „1530 – 1576“.

Die beiden Reformatoren hatten Etliches gemeinsam. Simler war Sohn des Pfarrers von Kappel (!) und wurde mit 22 (!) Jahren Professor für neutestamentliche Exegese an der Theologenschule in Zü-

rich – also mehr als hundertfünfzig Jahre bevor die Bücher des Neuen Bundes geschrieben vorlagen.

Aber auch Bullinger hatte eine besondere Beziehung zu Kappel am Albis: Nach seiner dortigen Lehrtätigkeit schrieb er später eine Geschichte des Klosters.

Je mehr man überlegt, desto klarer wird, daß Kappel der Ursprung und die Pflanzstätte des zürcherischen reformierten Glaubens war. – Das Knonauer Amt ist das Zürcher heilige Land.

Der Ortsname KNONAU (CNN-Au) erweist es: CNN ergibt CANAAN, das Land in dem Milch und Honig fließt.

Bullinger und Johannes Haller starben übrigens beide „1575". – Um diese Zeit starben auch die anderen großen eidgenössischen Chronisten wie Aegidius Tschudi und Johannes Stumpf.

Und konnten sich zum Beispiel Calvin und Bullinger „1549" in Glaubensfragen in einem *Consensus Tigurinus* einigen, wenn die „Tiguriner" gleich wie die Helvetier erst in der Historiographie des 18. Jahrhunderts auftauchen?

Die Reformatoren scheinen in ihren Nachfolgern oft eigentliche Alter egos gehabt zu haben.

Ist bisher niemandem aufgefallen, daß Bezas angeblich 1559 erschienene Hauptwerk *Confession de la foi chrétienne* heißt, was doch sehr ähnlich klingt wie Calvins *Institution de la religion chrétienne?*

Die Reformatoren kennen die Bibel in ihrem vollen Umfang und in ihrer heutigen Form. Sie kennen die Kirchenväter, die ohne die Bibelzitate nicht denkbar sind – und haben teilweise erstaunliche Parallelitäten zu ihnen.

Luther war Augustiner. Aber der Kirchenvater Augustinus war das Alter ego zu Luther. Ebenfalls ist der Apostel Paulus ohne Luther nicht vorstellbar.

Und der Umfang der Werke der Reformatoren hat barocke Ausmaße – sie können erst in der Barockzeit nach der Mitte des 18. Jahrhunderts ganz vorgelegen haben.

Von Calvin haben sich etwa 1800 Predigten erhalten. Von Bullinger gibt es 12'000 (!) Briefe, die Adressaten bis nach Polen und England haben. - Allein die Korrespondenz mit Graubünden füllt drei dicke Bände.

Abbildung 23: Standbild des Reformators Guillaume Farel vor der Kollegiatskirche in Neuenburg

Plastik von Charles Iguel, 1876 enthüllt.

Foto: 9.6.2012

Jeder Stadt ihren Reformator: Bern mit Haller und Neuenburg mit Farel

Das heutige Christentum ging aus einer Reformation hervor. Jedes Bekenntnis wollte reformiert sein. Die Kirchenväter waren Reformatoren – und erst recht die eigentlichen Erneuerer des Glaubens am Ende des „Spätmittelalters".

Und es gab nicht nur die Grossen wie Zwingli und Calvin, sondern auch die Kleinen. Jede bedeutende Stadt legte sich einen Glaubenshelden zu.

In Bern war es Berchtold Haller. Der Name spricht für sich selbst: HALLER geht zurück auf hebräisch *ha'el* = der Gott. Ein solcher Mann mußte einen gottbezogenen Namen tragen.

Auch Neuenburg besaß einen Vorkämpfer für die Erneuerung des Glaubens: Guillaume Farel ebnete nicht nur den Weg für die Reformation in jener Stadt, sondern ermöglichte auch den Beginn des Wirkens von Calvin in der Schweiz.

Die Reformatoren hatten ein paar Gemeinsamkeiten: Sie waren alle landesfremd – ausgenommen Zwingli: Calvin stammte aus der Picardie, Berchtold Haller aus Süddeutschland und Guillaume Farel aus Gap in der Haute-Provence.

Der Name Farel ist ebenso einsichtig wie derjenige von Haller:

FAR/EL = griechisch *para* = gemäß und hebräisch *el* = Gott.

Guillaume Farel soll ein besonderer Glaubenseiferer gewesen sein und schon zu seinen Zeiten Widerstand in der neuenburgischen Bürgerschaft hervorgerufen haben.

1876 enthüllte Neuenburg ein Denkmal für seinen Reformator auf dem Platz vor der Kollegiatskirche in der Oberstadt.

Das Denkmal von Charles Iguel (1827 – 1897) ist dem Historismus verpflichtet. Die Standfigur, über dem Kopf mit beiden Händen eine Bibel haltend, verkörpert treffend einen Glaubenseiferer.

Und auf einer Seite des Sockels des Standbilds liest man die ominöse Inschrift:

La parole de dieu est vivante et efficace et aussi percutante qu'un glaive à deux tranchants (Das Wort Gottes ist lebendig, wirksam und so durchschlagend wie ein Schwert mit zwei scharfen Seiten).

Man darf nicht meinen, daß zu der Zeit als das Monument für Farel geschaffen wurde, die reformierte Kirche in der Stadt noch unwidersprochen gewesen wäre: Schon um 1875 gab es im Kanton Bestrebungen, Staat und Kirche zu trennen. – Heute sind Neuenburg mit Genf die einzigen eidgenössischen Orte, welche diese Trennung durchgeführt haben.

Hier wiederum ein geschichtskritischer Einwand:

Ist es nicht sonderbar, daß es „im 16. Jahrhundert“ Geistesgrößen von seltener Statur gegeben hat – Zwingli, Bullinger, Erasmus, Ökolampad, Calvin – im 18. Jahrhundert aber nichts mehr oder nur mehr dürftiges Mittelmaß?

Und wer hat das riesige schriftstellerische Werk dieser Reformatoren verfaßt? – Wie bei Michael Stettler und Aegidius Tschudi sind gut dotierte Schreibstuben und Gelehrtenkreise anzunehmen. Die Renaissance und der Barock müssen Epochen von ungeheurer geistiger Fruchtbarkeit gewesen sein.

Durch die Glaubensspaltung entstanden die Kirchen, die wir heute kennen, also die verschiedenen protestantischen Bekenntnisse und die römisch-katholische Kirche. Aber was wir als Quellen vor uns haben, sind Ergebnisse, nicht die Vorgeschichte und nicht der Ablauf.

So ist zum Beispiel die Auffassung, die Waldstätte seien im Zeitalter der Reformation beim alten Glauben geblieben falsch.

Erstens gab es damals noch kein definiertes Glaubensbekenntnis.

Und auch die Innerschwyzer wollten als gute Reformatoren des Glaubens gelten.

Das beweist etwa die erfundene Geschichte eines Jahrhunderte langen Marchenstreites zwischen der Talschaft Schwyz und dem Kloster Einsiedeln.

Schon „um 1350“ sollen die Waldleute mit der Säkularisierung von Klöstern begonnen haben (Weisz, 104 ff.). Das wäre noch weit über ein Jahrhundert vor Bern gewesen.

Während der „Reformation“ selbst blieben die Waldstätte eher ausgeschlossen als abseits.

Zwar hätten die Innerschwyzer schon „1524“ auf einer Tagung in Beckenried gegen das Luthertum Stellung bezogen.

Und vor allem gab es eine außerordentliche Landsgemeinde in Schwyz am „Ostermontag, den 10. April 1531“.

Die Beschlüsse enthielten 14 Paragraphen zur Abwehr reformatorischer Einflüsse und zur Bekräftigung des alten Glaubens. Unter anderem sollte vermehrt das Ave Maria gebetet werden – auch zum Gedenken an die Altvordern aus Schweden!

Aber die Herkunftssage der Schwyzer aus Schweden, die uns noch beschäftigen wird, kann damals noch längst nicht bestanden haben.

Die Überlieferungsgeschichte dieser Landsgemeinde-Beschlüsse sagt alles: Diese sind in einem Landrechtsbuch von Schwyz erhalten, das angeblich „zwischen 1620 und 1626“ gefertigt wurde. - Historiker aber halten dies für die Abschrift einer angeblichen Urschrift.

Wie wenig wir wirklich wissen, zeigt sich am besten daran, daß die Reformationsgeschichte die beiden anderen wichtigen Religionen ausläßt.

Was war mit den Juden? Wie stand es mit dem frühen Islam?

Auch diese beiden Hochreligionen sind Ergebnis der Glaubensspaltung. Doch die konfessionell verzerrte Optik verhinderte bisher diesbezügliche Überlegungen.

Europa leidet noch immer unter den Folgen der Grossen Aktion und der Glaubensspaltung.

Berner und Schwyzer Eidgenossenschaft

Die Ähnlichkeit der Berner und der Waldstätter Frühgeschichte ist unübersehbar, schreibt der Autor eines Artikels in einem Sammelband über *Aegidius Tschudi und seine Zeit* (Koller, 246, Anmerkung 25).

Diese Erkenntnis ist mehr als richtig. Deshalb gehörte sie als Thema eines Beitrages oder sogar eines Buches, nicht versteckt in eine Anmerkung. – Aber es beweist, daß man ausnahmsweise auch gute Ansätze in der schweizergeschichtlichen Forschung wahrnimmt.

Die Geschichten des älteren Berns und der Waldstätte hängen zusammen (Tabelle 7). Das zeigt die Geschichte und die Geschichtsschreibung.

Tabelle 7: Die Parallelen zwischen der Befreiungsgeschichte Berns und der Waldstätte

Bern	Waldstätte
Bern schließt mit westlichen Orten (Freiburg, Payerne) eine **Burgundische Eidgenossenschaft** (1243).	Die Waldstätte schließen eine **Schwyzer Eidgenossenschaft** (1307 oder 1314).

Die Waadt mit Bern ist der **Wald-Gau**.	Die Gegend um den Vierwaldstättersee ist ein **Wald-Gau**.
„August 1291“: Bern begibt sich unter die Schirmherrschaft des Herzogs von Savoyen.	**„August 1291“**: Kaiser Rudolf von Habsburg bestätigt den Schwyzern zu Baden ihre Privilegien.
Die **Habsburger** bedrängen und belagern Bern mehrere Male.	Die **Habsburger** bedrängen die Waldstätte.
Grund der Habsburger Intervention: Vertreibung der Juden = JUDICES = **Richter** aus Bern	Grund der Habsburger Intervention: Die Waldstätte lehnen in ihrem Gebiet fremde **Richter** ab.
Berns Feinde sind der kleinburgundische Adel und die **Habsburger.**	Die Waldstätte wehren sich gegen die **Habsburger** und schließen eine Schwurgenossenschaft.
Unter den Feinden Berns befindet sich ein Graf von **Strassberg.**	Unter den Feinden der Waldstätte befindet sich ein Graf von **Strassberg.**
Bern erringt einen **endgültigen Sieg** über seine äußeren Feinde (Habsburger?) in der Schlacht im **Jammertal** (1298).	Die Waldstätte erringen einen **endgültigen Sieg** über ihre habsburgischen Feinde in der Schlacht am **Morgarten** (1315).
JAMMER-Tal = J + MR J = *ir* = hebräisch *Stadt* MR > RM = ROMA **„Stadt Rom“**	MOR-Garten = MR > RM = ROMA; Garten = *curtim, curtis*, Hof, Königsstadt **„Stadt Rom“**
Burgenbruch Bern bricht nach der Schlacht im Jammertal die Burgen in seiner Umgebung. Dasselbe macht Bern nach der Laupenschlacht.	**Burgenbruch** Die Waldleute brechen vor der Schlacht bei Morgarten die Burgen in ihrem Gebiet.
Meisterschütze Die Berner haben einen guten Armbrustschützen namens **Ryffli (Vifli)**.	**Meisterschütze** Die Waldstätte haben einen guten Armbrustschützen namens **Wilhelm Tell**.
Chronist: **Justinger**	Chronik: *Weißes Buch von Sarnen*, das auf **Justinger** fußt.

Laupen hat Parallelen mit Sempach, Näfels, Murten und Dornach.

Die Befreiungsgeschichte der Waldstätte mit Wilhelm Tell hat das berühmte Weiße Buch von Sarnen als Quelle. - Und diese fußt auf Justinger.

Dem Vergleich zwischen der Geschichte Berns und der Waldstätte ist jedoch bisher niemand nachgegangen. Das erstaunt und läßt nach den Gründen fragen.

Sicher wirkt hier eine Denkblockade, die wir schon bei mehreren Parallelitäten kennengelernt haben.

Vor Jahrzehnten gab es den Begriff „Palmström-Logik“: Was nicht sein darf, kann nicht sein. – Aber den Vergleich Bern – Waldstätte gibt es eben doch.

Bekanntlich hat Bern bereits vorher, „im 13. Jahrhundert“, eine Eidgenossenschaft gegründet. Der Bund hielt nicht lange, soll aber während zwei Jahrhunderten immer wieder mit wechselnden Bündnispartnern erneuert worden sein.

Die sogenannte Burgundische Eidgenossenschaft hatte Bern als Herrin und als geographisches Zentrum die Waadt, der alte WALD-Gau. Also nannte sich der Ableger des Bündnisses in der Innerschweiz die WALD-Stätte.

Auch das bereits erwähnte Gebirge des Schwurbundes, der *Verschworenen*, das JURA(TI)-Gebirge, findet sich in der Westschweiz.

Die Chronologie ist schon am Anfang des Vergleiches zu erwähnen. Interessant ist nämlich, daß alle Ereignisse und Elemente von Bern vorgegeben werden - und immer mit einem zeitlichen Vorsprung:

Die erste Burgundische Eidgenossenschaft soll „1243“ geschlossen worden sein, also mindestens Jahrzehnte vor der Eidgenossenschaft der Schwyzer.

Zentral aber ist die Jahrzahl 1260. Denn für dieses Jahr melden die Zeitbücher von Stumpf und Schweizer (Suicerus) den Beginn des Schwyzer Freiheitskampfes, die erste Erhebung der Waldstätte.

Während die Eidgenossen am Vierwaldstättersee die fremden Vögte und besonders die Habsburger loswerden möchten, unterwirft sich Bern offenbar freudig fremden Richtern und Regenten, nämlich den Savoyern.

Doch haben beide Orte den gleichen Feind, und das sind die Habsburger. Bern wehrt „1288“ bei zwei Belagerungen durch Kaiser Rudolf von Habsburg eine Eroberung ab.

Die Waldstätte erringen später ebenfalls ihre Freiheit und verteidigen sie gegen einen Angriff durch den habsburgischen Herzog Leopold.

Johannes von Winterthur nennt Leopold einen neuen Jehu – der Rächer in der Geschichte von Israel und Juda. – Und vor Sempach haben die Eidgenossen wieder einen Leopold oder Jehu als Gegner.

In beiden Fällen haben die Habsburger einen Grund: Die Eidgenossen lehnen fremde Richter ab.

Bern soll gestraft werden, weil es die Juden vertrieben hat. Aber der Zusammenhang stimmt auch hier. Die Juden, das sind die JUDICES = Richter. – Die Stadt hat sie kurz vorher wegen des Mordes an dem Christenknaben Ruf verjagt.

Die Waldstätte werden ebenfalls belagert. Herzog Leopold dringt von Norden über Zug und Aegeri gegen die widerspenstigen Schwyzer vor.

Am Brünig schneidet ein Graf von Straßberg den Obwaldnern den Weg ab. – Auch bei den Feinden Berns wird ein Graf von Straßberg bei Büren an der Aare erwähnt.

Nach den beiden Belagerungen durch Kaiser Rudolf wird Bern „1289“ durch eine List genommen und offenbar gebrandschatzt.

Aber die Mitteilungen sind reichlich verworren. Auf jeden Fall kann Bern weiterleben. Und nach weniger als einem Jahrzehnt erringen die Berner in der glorreichen Schlacht von Jammertal ihre endgültige Freiheit.

Die Waldstätte wenden die Umklammerung durch ihre adeligen Feinde ab, indem sie am Morgarten „1315“ bei geringen eigenen Verlusten einen vollständigen Sieg über das Ritterheer der Habsburger erringen.

Johannes von Winterthur nennt als Schlachtort den Aegerisee (*lacum vocatum Egrersew*) (Johannes von Winterthur, 79).

So wie sich Bern im JAMMER-Tal (J + MR) frei kämpft, so die Waldstätte am MOR-Garten (MR).

Die beiden Namen sind identisch und bedeuten *Stadt Rom*, vielleicht auch Jerusalem, das himmlische Rom.

Justinger erwähnt sowohl Morgarten wie Jammertal. Das Weiße Buch hingegen nennt ausgerechnet die Schlacht bei Morgarten nicht.

Diese Unterschiede haben vielen Historikern zu schaffen gemacht und die absonderlichsten Erklärungen veranlaßt. - Aber man kann hier einen bloßen Trick der Chronisten sehen, welche durch Auslassung eines Elementes die offenkundigen Parallelen zu mildern suchten.

Nach Jammertal bricht Bern alle wichtigen Burgen in seiner engeren und weiteren Umgebung. – Die Waldstätte haben das vor Morgarten getan.

Die Befreiung von Bern und den Waldstätten von fremder Bevormundung sind zwei absolut parallele Geschichten. Die Unterschiede betreffen nur einige bewußte Auslassungen (Morgarten) und Vertauschungen (Burgenbruch vor oder nach der Befreiungsschlacht).

Der versteckte Sinn dieser in grauer Vorzeit angesiedelten historischen Legenden soll nicht vergessen werden: Es geht darum, eine Begründung zu schaffen, weshalb die Schwyzer Eidgenossenschaft sich vom Römischen Reich loslöste.

Klar ist vor allem, daß Bern die Blaupause der Geschichte vorgab. Das zeigt sich auch in der Numerologie: Was Bern vormacht, das bilden die Waldstätte Jahre oder Jahrzehnte nach.

Schon erklärt wurde, daß die die beiden Jahrzahlen 1191 und 1291 einen eindeutigen Bezug zur Kreuzzugsgeschichte und zur Stadt Akkon im heiligen Land haben.

Bei dieser Gelegenheit soll auch auf die Etymologie von AKKON hingewiesen werden. Die französische Form heißt ACRE (CR) und läßt auf einen CHRISTUS-Ort schließen.

Beiläufig soll erwähnt werden, daß Saint-Jean d'Acre in Frankreich den Namen Sainte-Jeanne d'Arc vorgegeben hat.

Damit aber ergibt sich wieder ein Zusammenhang mit den Waldstätten und ihrer siegreichen Schlacht bei AEGERI = CR:

Die Kreuzritter verlieren im heiligen Land die Schlacht von Acre (CR; die Waldstätte gewinnen in ihrem eigenen heiligen Land die Schlacht bei Aegeri (CR).

Abbildung 24: Der Schwur der drei Eidgenossen

Entwurf für ein nicht ausgeführtes Nationaldenkmal in Bern von Robert Dorer, 1871

aus: Karl F. Wälchli u.a.: *Bernische Denkmäler.* Ehrenmale in der Gemeinde Bern und ihre Geschichte; Bern 1987, 13

Vom Autor koloriert

Die Nation und ihre Denkmäler

Nach 1815 schwappte eine regelrechte Denkmalwelle über Europa. – Im Grunde genommen erinnerte man sich erst ab diesem Zeitpunkt an die Geschichte – fast ausschließlich natürlich an die historischen Märchen, Sagen und Legenden.

Bern als geschichtsträchtige Stadt nahm eine Führungsrolle in der Denkmal-Bewegung der Schweiz ein. – Dort entstanden schon vor der Gründung des Bundesstaates das Monument der Schlacht bei Laupen auf dem Bramberg nordöstlich des Ortes, und eine Statue für Herzog Berchtold von Zähringen in Bern.

Die Reiterstatue Rudolfs von Erlach in Bern (Abbildung 18) wurde gleich nach der Bundesgründung eingeweiht.

Das Winkelried-Denkmal in Stans (Abbildung 21) folgte 1865.

Gegen Ende des Jahrhunderts erhielten Huldrych Zwingli in Zürich und Adrian von Bubenberg in Bern (Abbildung 29) ihre Denkmäler.

In diesem Geist kam auch die Idee auf für ein Denkmal zu Ehren der ganzen Schweizer Nation.

1871 – also im Jahre der imperialistischen deutschen Reichsgründung – schlug der Bildhauer Robert Dorer aus Baden im Aargau ein „Schweizerisches Nationaldenkmal“ für Bern vor.

Der Entwurf wurde nicht verwirklicht. – Aber der Künstler kam trotzdem auf seine Kosten: Für den Neubau der Museumsgesellschaft, der heutigen Kantonalbank von Bern am Bundesplatz, durfte Dorer acht Standbilder von historisch bedeutsamen Bernern schaffen. – Die Statuen zieren als Kopien noch heute die Fassade der Bank.

Bei den acht dargestellten Bernern ist interessant, daß nur eine Gestalt, nämlich der Berner Schulthess von 1798, Niklaus Friedrich von Steiger realen Gehalt hat.

Die übrigen Namen gehören der erfundenen Geschichte an. Es sind: Adrian von Bubenberg, Hans von Hallwyl, Hans Franz Nägeli, Thüring Frickart, Samuel Frisching und Niklaus Manuel Deutsch. – Auch die Gestalt Albrecht von Hallers ist in den Halbschatten der Historie zu versetzen.

Dorers Entwurf für ein Nationaldenkmal in Bern hat ein paar Eigenschaften, die auch für die Geschichtskritik interessant sind:

Die drei Eidgenossen: Drei, das ist die göttliche Dreifaltigkeit. – Und die Eidgenossen, das sind die IURATI, die Verschworenen: Das Gebirge, das im Hintergrund angedeutet wird, ist der IURA, also der Schwur-Berg der Eidgenossen.

Der deutsche Mediävist Friedrich Baethgen hat 1923 in einem kleinen Artikel eine Geschichtsanalyse der Schlacht bei Morgarten geliefert. Er wies darauf hin, daß sich die Vorbereitungen des Konflikts, so wie sie Johannes von Winterthur darstellt, mit der Schilderung des Aufmarsches der Assyrer gegen den Norden Israels decken, so wie es das alttestamentliche Buch Judith im vierten Kapitel beschreibt:

Vitodurans ganze Schilderung der Kriegsvorbereitungen auf Seiten der Schweizer entpuppt sich nämlich als eine nur wenig veränderte Paraphrase einer biblischen Vorlage (F. Baethgen, 107)

Eine andere Passage aus dem erwähnten biblischen Buch beschreibt ein Land, das verblüffend den Bergen der Schwyzer gleicht:

Die Söhne Israels vertrauen nicht auf Speere und Pfeile, sondern auf die Wehrhaftigkeit ihrer steilen Berge (Judith, 7, 9. Übersetzung des Autors auf Grund der Vulgata).

Bleibt noch die Daten der Innerschwyzer Bundesgründung zu erklären.

Nach heutiger Meinung wurde der Bund der Waldstätte im Jahre 1291 geschlossen.

Diese Auffassung gründet auf dem erwähnten Bundesbrief von anfangs August 1291. Das heutige Datum wurde aber erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch die national-patriotische Schweizer Geschichtsschreibung eingeführt (Pfister: *Die Entstehung der Jahrzahl 1291*)

Und man weiß, daß die angebliche Urkunde von 1291 erst um 1760 entdeckt, also hergestellt wurde.

Vorher galt immer das Jahr 1307/08 als Gründungsjahr der Eidgenossenschaft.

1307 nennen Tschudi und auch die Helvetische Chronologie von Schweizer (Suicerus).

Stumpf ist als älter anzusehen – wenngleich der zeitliche Abstand zu den beiden eben genannten nur Jahre beträgt.

Die kleine Schweizerchronik von Johannes Stumpf gibt die Gründungsgeschichte des Bundes der Eidgenossen unter der Jahrzahl 1314 wieder. Es heißt, die Anarchie nach dem Tod Kaiser Heinrich VII. hätte die Waldleute zum Handeln gezwungen.

1314 schlossen die Eidgenossen ihren Schwur und vollbrachte Wilhelm Tell seine Tat. Im Januar des folgenden Jahres hätten die Verschworenen dann die Burgen in ihren Gebieten gebrochen.

Und Ende des gleichen Jahres 1315 wird bekanntlich die Schlacht am Morgarten angesetzt. In jenem Kampf hätten die Eidgenossen ihre endgültige Freiheit errungen.

Das Gründungsdatum 1314 ist jedoch schon seit über einem Jahrhundert aus der Schweizergeschichte verschwunden. – Niemand hat sich je die Mühe genommen, die ältesten Quellen anzusehen.

Der Schütze Ryffli und der Schütze Tell

Die Befreiungsgeschichte der Waldstätte ist eine exakte Kopie der Berner Ereignisse. Das gilt für den allgemeinen Rahmen und die wesentlichen Punkte.

Und jede Geschichte hat ihren Helden, in welchem die Ereignisse kulminieren. Das sind die Exempla, welche die christliche Theologie vorschreibt.

Die Gründungssage der Eidgenossen hat bekanntlich einen berühmten Armbrustschützen namens Wilhelm Tell.

Doch auch dieser hat ein Vorbild und eine Entsprechung in Bern, nämlich den Armbrustschützen Ryffli.

In der ersten Ausgabe dieses Buches habe ich diese Parallelen zwischen Ryffli und Tell übersehen. Ein Grund mehr, dies hier in einem eigenen Kapitel nachzuholen.

Die Waldstätte haben eine Befreiungssage, welche in der Schwurgenossenschaft und in der Schlacht am Morgarten gipfelt. – Dort ist die Tell-Legende recht unorganisch eingefügt.

Zur Blaupause des Freiheitskampfs gehört aber auch ein Burgenbruch.

Bei den Waldstätten ist die Zerstörung der Burgen in der Mitte der Befreiungslegende eingefügt.

Bern hat seine Befreiungsgeschichte dupliziert.

Die erste Ausführung hat ihren krönenden Abschluß in der Schlacht im Jammertal.

Nach Jammertal bricht Bern eine ganze Reihe von Burgen in seiner Umgebung.

Doch auch nach dem Laupenkrieg bricht Bern eine Burg in seiner Umgebung.

„1340'“ – oder schon „1339“ - zogen die Berner vor die Feste Burgistein im oberen Gürbetal. Die Burg soll von einem „Jordan von Tuno“ erbaut worden sein. - Verteidigt hat das Schloß aber sein Nachfolger „Jordan III. von Burgistein“.

Die Berner konnten die Burg wegen einer Unvorsichtigkeit des Burgherrn einnehmen:

Einen Augenblick lehnte sich Jordan von Burgistein zu weit über die Zinnen des Bergfrieds und wurde prompt vom Armbrustschützen Ryffli ins Visier genommen und mit einem Pfeil erschossen.

Justinger nennt den Vornamen des Schützen nicht, und auch sonst bleiben die Einzelheiten und die Bedeutung dieser Tat im Dunkeln. Wir müssen die vermutliche Absicht der Geschichte erschließen

Von den Ortsnamen her habe ich herausgefunden, daß ein Anfangs-R unter Umständen ein umgewandeltes N darstellt.

Bei Huttwil gibt es je einen Weiler Nyffel und Nyffenegg. - Und man kennt die Ortsnamen Riffelberg, Riffenmatt und Rifferswil.

RYFFEL ist ein umgewandeltes NYFFEL (NPL). Letztere Konsonantenfolge enthüllt unschwer NEAPEL.

Und Justinger nennt den Schützen übrigens VIFLI (Justinger, 96). – Der Chronist weist also ausdrücklich auf die Neapel-Bedeutung des Namens hin.

Ryffli ist ein neapolitanischer Schütze. Er stammt aus Bern, das sich bekanntlich als rechtgläubiges Troja oder Neapel erkennt.

Sein Gegner sitzt in einer offenbar falschgläubigen Burg und heißt JORDAN III. – Er war gemäß Justinger überheblich.

Am Fluß Jordan wurde Jesus getauft. Und die Dreizahl weist ebenfalls auf den Heiland und die Dreifaltigkeit hin.

Tell ist ein Jesus-Mörder. Er tötet den Heiland mit einem spitzen Gegenstand. – Die Geschichte soll wenig später ausführlich analysiert werden.

Dasselbe gilt für den Neapel-Schützen Ryffli. Auch dieser tötet eine Jesus-Figur. Und dies im Auftrag Berns, der Stadt, die sich als rechtgläubig verstand.

Abbildung 25: Brunnenfigur von Wilhelm Tell in Schaffhausen

aus: Karl Iten: *Aber den rechten Wilhelm haben wir*; Altdorf 1995; 47

Datiert „1522“. Richtig wohl in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden.

Abbildung 26: Brunnenfigur von Ryffli in Bern

Aufnahme: Autor, 2005

Datiert „1545“. Richtig wohl in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden.

Brunnenfiguren von Tell und von Ryffli

Die Brunnenfiguren der alten Städte sind eine wertvolle Geschichtsquelle. In den Darstellungen kristallisieren sich historische Vorstellungen und religiösen Mythen.

Besonders beliebt als Brunnenfiguren waren unter anderem der Mohrenkönig, Moses und Personifikationen der Tapferkeit und der Gerechtigkeit.

Doch auch Wilhelm Tell kommt vor, wie hier auf einem Stadtbrunnen in Schaffhausen.

Man vergißt, daß Tell ein Berner Pendant namens Ryffli (ursprünglicher Name *Nyffli* oder *Vifli*) hatte. – Genauer gesagt war letzterer das Vorbild für den ersteren. Denn bekanntlich hat Bern die Geschichtssagen vorgegeben. Die übrigen Eidgenossen kopierten sie.

Ryffli und Tell sind absolute Parallelitäten. Das beweisen die Brunnenfiguren: Auf welcher Säule steht Tell, auf welcher Ryffli? – Wären die Abbildungen nicht beschriftet, so könnte man die beiden Meisterschützen nicht auseinanderhalten.

Tell ist ein Schütze, sein Attribut ist die Armbrust. Beide Figuren – Ryffli in Bern und Tell in Schaffhausen – sind identisch in der Aufmachung und in der Auffassung der Sagengestalt.

Die gleiche Auffassung vom Meisterschützen zeigt auch die wenig bekannte Tell-Darstellung aus einer alten Handschrift (Abbildung 34).

Erst seit der Französischen Revolution und im 19. Jahrhundert bekam die Tell-Gestalt individuelle Züge als Tyrannenmörder und Freiheitsheld. – Das zeigen etwa die Tell-Skizze von Ernst Stückelberg (Abbildung 27) und das Tell-Denkmal in Altdorf von Georg Kissling von 1895. Auch das Tell-Gemälde von Ferdinand Hodler (1997) ist zu erwähnen.

Die wachsende Verehrung für Tell führte dazu, daß sein Berner Pendant ins Hintertreffen geriet und fast vergessen wurde.

Dabei ist der Name Ryffli in Bern geläufig, auch als Brunnen in der Aarbergergasse.

Wie alle alten Kunstwerke wurden auch die Stadtbrunnen falsch- oder rückdatiert und mit einer Legende versehen.

Beim Ryffli-Brunnen in Bern stammen das Becken und die Säule aus der Mitte des 19. Jahrhundert. Aber die Figur und das Kapitel sollen „1545“ von einem „Hans Gieng“ geschaffen worden sein. – In Bern und Freiburg werden fast alle Brunnenplastiken dem genannten legendären Künstler zugeschrieben und in irreal frühe Zeiten versetzt.

Wenn man die Brunnenfiguren auf die Zeit nach 1750 ansetzt, hat man ein plausibles Alter.

Gründungssage und Wilhelm Tell im Urteil einiger Historiker

Die Gründungsgeschichte der Schwyzer Eidgenossenschaft ist einfach zu analysieren: Bern und Zürich gaben die Elemente und vielleicht sogar das fertige Textbuch den Waldstätten vor.

Gegen diese Erkenntnis sträuben sich konventionelle Historiker, welche die Innerschweiz für die „Wiege der Eidgenossenschaft" halten.

Vor allem hat man Mühe zu begreifen, daß es am Anfang keine eigenständige Geschichte der Waldstätte gibt. Diese waren zu Beginn der Geschichtszeit eine Tabula rasa. Erst nach und nach wurde dieses historische Vakuum mit Geschichten von fremden Orten und aus fremden Zusammenhängen aufgefüllt.

Quelle für die Schwyzer Befreiungsgeschichte und für die Sage von Wilhelm Tell ist das Weiße Buch von Sarnen. Aber dieses fußt auf der Berner Chronik von Justinger, stammt also aus der Stettlerschen Schreibküche des 18. Jahrhunderts.

Auf dieser textlich schmalen Grundlage hat die Tschudi-Schreibstube das Monument der Schwyzer Gründungsgeschichte geschaffen.

Johannes von Müller überhöhte dieses Bild kurz vor 1800 ins Pathetische.

Friedrich Schiller übertrug die Sage von Wilhelm Tell in die hohe Dichtung.

Und trotz aller Kritik – vor allem seit dem 19. Jahrhundert – ist die Befreiungsgeschichte der Waldstätte in den Büchern stehen geblieben.

Im Zuge der patriotischen Bewegung seit der Gründung des Bundesstaates 1848 hat die Schwyzer Befreiungsgeschichte sogar wieder einen mehr als hundert Jahre währenden Aufschwung erlebt.

Bezeichnend dafür war, daß für die Bundesfeier von 1891 das alte Datum der Bundesgründung von 1307 dem neuen von 1291 weichen mußte.

Das 20. Jahrhundert war für die Geschichtskritik größtenteils eine verlorene Zeit. Die beiden Weltkriege und die dazwischen liegende Weltwirtschaftskrise, dazu die totalitären Bewegungen jener Zeit, lie-

ßen im Gegenteil Geschichtsglauben wieder besser gedeihen als Geschichtskritik.

So bedeutete denn 1941 der absolute Höhepunkt des neuen Glaubens an die alte Geschichte der Eidgenossen.

Der zeitbedingte Hintergrund muß anerkannt werden. Die historisch einmalige vollständige Umkreisung der Schweiz und die extreme Bedrohung, welcher der Kleinstaat mitten in Europa ausgesetzt war, forderten geradezu nach einer Rückbesinnung auf die Gründungsgeschichte.

Der Zweck heiligte die Mittel. Nicht nur wurde Kritik an der Geschichte verbeten; die Forschung suchte wissenschaftlich nachzuweisen, daß es eine Innerschwyzer Befreiungsgeschichte gegeben habe.

Sogar Wilhelm Tell wurde wieder als historische Gestalt behauptet.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts versuchte die Schweizer Geschichtsforschung etwas Unmögliches: Sie wollte einen Mythos als wissenschaftlich belegte Realität herausstellen. Sagen sollten zu unumstößlichen und logisch herzuleitenden Tatsachen werden.

Es leuchtet ein, daß es nicht gelingen konnte, aus Legenden plausible Geschichte zu machen. – Aber die Versuche müssen erwähnt werden. Denn die Kritik an den Methoden und Ergebnissen dieser mythologischen Wissenschaft bringt letztlich die ganze Mär von den alten Eidgenossen zu Fall.

Zwei Namen sind mit dem neuen Glauben an die alte Geschichte verbunden: Karl Meyer und Bruno Meyer – Die Namensgleichheit der beiden Historiker ist bemerkenswert, aber zufällig.

In Karl Meyer (1885 – 1950) hatte die Schweiz zur richtigen Zeit den geeigneten Historiker. In der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen und der Weltwirtschaftskrise entwickelte er auf geschichtlicher Grundlage eine Standortbestimmung der Schweiz, die auch nach 1945 das Land und seine Politik prägte.

Karl Meyer war von der Geopolitik beeinflußt und glaubte, den Gotthardpaß als historische Determinante zu erkennen. Der Schritt zur Innerschweizer Befreiungsgeschichte als Kern und Grund zur Entstehung der alten Eidgenossenschaft war nicht mehr weit.

Zur Zeit des Zweiten Weltkrieges erlebte Karl Meyer als Berater der Schweizer Regierung und als eine Art historischer Chefpropagandist im Dienste der geistigen Landesverteidigung seinen Zenith.

Schon der Titel eines seiner Aufsätze zeigt die Absicht Karl Meyers: *Die Gründung der Eidgenossenschaft im Lichte der Urkunden und Chroniken.*

Bekanntlich muß jeder Historiker die leidvolle Erfahrung machen, daß sich chronikalische und urkundliche Überlieferung nicht decken. Nicht so für Meyer. Dieser hielt die Gründungsurkunde von 1291 und die Chronik des Weißen Buches für ein und dieselbe Geschichte:

Jener angebliche Dreiländerbund nach Neujahr 1308 ist in Wirklichkeit kein anderer als der Bund vom August 1291 (K. Meyer: *Gründung der Eidgenossenschaft*, 95).

Meyer wird damit recht eigentlich zum *Anti-Kopp* (*Handbuch*, I, 198). Er wirft Josef Eutych Kopp, dem ersten Kritiker der Befreiungsgeschichte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor, er habe *die Identität des chronikalischen Bündnisses mit dem urkundlichen Bündnis von 1291 nicht erkannt* (K. Meyer: *Interpretation*, 175).

Karl Meyer ist geradezu besessen von seiner Eingebung, daß die angebliche Befreiungsgeschichte nicht um 1308 oder 1314 anzusetzen ist, sondern vor und im Zusammenhang mit 1291.

Meyer weiß natürlich von den verschiedenen Datierungen. Das ist für ihn aber kein Grund zur Resignation. Im Gegenteil: Die Irrtümer der alten Chronisten in der Datierung seien nur Fehlschätzungen für das richtige Bundesjahr 1291. Man müsse die alten Chronisten verstehen:

Man darf sie nicht nur kritisieren und widerlegen, man soll … sie begreifen, ihre Entstehungsweise aufhellen (K: Meyer: *Gründung der Eidgenossenschaft*, 107).

So kommt Meyer zu seiner gewagten These: In allen Widersprüchen der alten Überlieferung stecke eine Übereinstimmung im Grossen. Die Einzelirrtümer der alten Chronisten seien in Wirklichkeit größtenteils scharfsinnige Kombinationen.

„Kombination“ ist ein Lieblingswort von Karl Meyer. Mit Kombinationsfähigkeit ist natürlich zuerst er gesegnet, aber auch die alten Geschichtenerzähler.

Weil sie häufig mehr den Urkunden, statt den Chronisten glauben, hält Meyer den modernen Historikern eine Standpauke: *Sie entdeckten in verdienstvoller Forschung zahlreiche Unrichtigkeiten der Chronisten, übersahen aber die hinter jenen Einzelirrtümern vorhan-*

denen Grundwahrheiten (K. Meyer: *Gründung der Eidgenossenschaft*, 114).

Man muß sich die Karl Meyer-These ganz zu eigen machen, um zu erkennen, was sie in letzter Konsequenz bedeutet:

Die alten Geschichten mögen noch so haarsträubend sein, voller Widersprüche und Absurditäten; letztlich ergibt sich aus ihnen doch ein zusammen passendes Bild. Aus Mißklang entsteht also immer wieder Wohlklang.

Karl Meyer weiß, daß der heutige lateinische Bundesbrief erst um 1760 entdeckt worden ist. Trotzdem sucht er mit allen möglichen Mitteln zu beweisen, daß auch die alten Chronisten diese Urkunde meinten, aber nicht gefunden haben.

Besonders stört Meyer, daß ausgerechnet Aegidius Tschudi nichts von dem Bund von 1291 weiß. Darauf hat er wieder eine Ausrede parat: Der lateinische Bundesbrief sei kurz vor Tschudis Archiv-Reise in die Inneren Orte verlegt worden!

Beim Zeus und allen Göttern! Wo kommen wir hin, wenn man jeden älteren und neueren Geschichtsschreiber dadurch in seiner Ehre retten kann, dieser hätte die entscheidenden Dokumente nicht gekannt oder sie seien gerade nicht greifbar gewesen!

Wie heutige Mediävisten versucht Karl Meyer, die alten Geschichtenschreiber von den logischen Gesetzen auszunehmen: Die moderne Hyperkritik unterschätze das spätmittelalterliche und humanistische Denkvermögen (K. Meyer: *Gründung der Eidgenossenschaft*, 117).

Im Klartext bedeutet das: Die Alten dürfen nicht kritisiert werden. Man muß ihre Behauptungen auch dann für wahr halten, wenn sie absurd sind. *Credo quia absurdum!*

Um seine waghalsigen Thesen über den Ursprung der Waldstätte zu stützen, verbiegt Karl Meyer manchmal nicht nur die Logik. Häufig gleitet seine Argumentation in simple Zwängerei ab:

Das Weiße Buch ist nach Karl Meyer in Sarnen, nicht in Bern entstanden. Also muß er weismachen, die dort geschilderte Befreiungsgeschichte stelle *seiner ganzen Anlage nach, den ältesten, ursprünglich selbständigen und abgeschlossenen Bestandteil der Sarner Chronik dar* (K. Meyer: *Urschweizer Befreiungstradition*, 64).

Lächerlich wird Karl Meyer, wenn er sich über die deutlich antihabsburgische Tendenz der alten chronikalischen Quellen äußern muß.

Hier behauptet der Historiker, die feindselige Haltung der Schwyzer gegen Österreich sei nicht als Hass gegen das Haus Habsburg zu verstehen. Vielmehr hätte sich die Ablehnung gegen die österreichischen Beamten gerichtet!

Ich habe lange Zeit überlegt, aus welcher Grundhaltung Karl Meyer zu seinen gewagten Thesen zur Bundesgründung von 1291 kam. – Es ergab sich, daß dieser Historiker mit den theologischen Tendenzen der Zwischenkriegszeit übereinstimmt.

Bekanntlich hatte die Theologie des 19. Jahrhunderts die Bibel als Literatur erkannt, der höchstens Vorbildcharakter zukomme.

Demgegenüber erklärte in der Zwischenkriegszeit eine neue Richtung um die Theologen Rudolf Bultmann und Karl Barth: Trotz aller Widersprüche, literarischen Anleihen und historischen Bedingtheiten enthielten die biblischen Schriften eine Reihe von religiösen Grundwahrheiten. - Gott als der ganz andere stehe über jeder zeitbedingten Relativität. Das ursprüngliche Kerygma der göttlichen Botschaft zähle, nicht die Umstände und Bedingtheiten.

Ohne es zu merken, wird Karl Meyer mit seinem Glauben an den unbedingten Wahrheitsgehalt der alten Schwyzer Überlieferung zu einem modernen Geschichtstheologen.

Damit führt Meyer die ursprüngliche Absicht der Geschichtserfinder fort. Diese wollten bekanntlich nicht Geschichte im heutigen Sinne darstellen, sondern eine sinnstiftende Grundlage für die bei der Glaubensspaltung entstandenen dogmatischen Religionen und Kirchen schaffen.

Karl Meyer als Geschichtstheologe hält zum Kerygma der unbedingten Wahrheit der Schwyzer Bundesgründung von 1291 mit allen Einzelheiten und Protagonisten.

Kein Wunder, daß er auch die Tellen-Sage samt dem berühmten Apfelschuß im ursprünglichen Kern für echt hält. Meyers Argument ist schlagend:

Falls der Apfelschuß eine Fehlverknüpfung mit einer anderen Erzählung ist, so rechtfertigt dies noch nicht die Ablehnung der ganzen Tellengeschichte, geschweige denn der ganzen Bundeserzählung (K. Meyer: *Gründung der Eidgenossenschaft*, 126, Anm. 3).

Karl Meyer vollführt hier einen logischen Salto mortale: Wenn eine Sache auch nur ein Körnchen Wahrheit enthält, so ist sie im Grossen und Ganzen wahrhaftig. Folglich kann zum Beispiel die ältere Geschichte nicht erfunden sein, denn sonst hätten sich die Leute nicht die Mühe genommen, Tausende von Dokumenten darüber herzustellen!

Mit schiefer Logik und spitzfindigen Kombinationen gelingt es Karl Meyer, alle Widersprüche in der Überlieferung zu glätten und so ein neues Hohelied auf die Taten der Bundesgründer anzustimmen.

Die Morgarten-Legende ist nach Meyer zum Beispiel *das großartige Vorspiel der 1315er Bundesrevision, die größte Waffentat der Urschweizer, die erste eidgenössische Freiheitsschlacht am Morgarten* (K. Meyer: *Gründung der Eidgenossenschaft,* 118).

Aber Karl Meyer weiß auch erstaunlich viel über die Vorgeschichte der Eidgenossenschaft.

Beispielsweise berichtet ein obskurer Mathias von Neuenburg, König Rudolf von Habsburg sei bei der Eroberung von Besançon „1289“ zuerst in eine ausweglose Lage geraten. Am Mont BRÉGILLE = PRCL = PARACLETUM östlich der Stadt hätte ihn dann ein 1500 (!) Mann starkes Aufgebot der Schwyzer und Urner aus seiner Umklammerung befreit und so den erfolgreichen Sturm auf die belagerte Stadt möglich gemacht.

Karl Meyer besingt dieses abstruse Ereignis in den höchsten Tönen: *Der Sieg von Besançon ist die erste historisch bekannte Schlacht, die der Dreiländerbund für seine Freiheit geschlagen hat* (K. Meyer: *Freiheitskampf*, 31).

Ob es den Bergbauern der Innerschweiz in einem unwirklichen 13. Jahrhundert möglich und sinnvoll gewesen wäre, für einen Kampf in einem fernen Gebiet die ganze waffenfähige Jungmannschaft wegzuschicken, wird nicht einmal angedeutet. Jeder Strohhalm wird von Meyer gebraucht, um seine absurden Behauptungen zu stützen.

Karl Meyers Thesen über die Entstehung der Schwyzer Eidgenossenschaft, seine waghalsigen logischen Konstruktionen, Kombinationen und Zirkelschlüsse sind abzulehnen. – Damit ist sich die Mehrzahl der heutigen Historiker einig.

Aber man muß Karl Meyer etwas zu Gute halten: Er hat eine eindeutige Meinung zur Geschichte der alten Eidgenossen geäußert. Und wer klar Stellung bezieht, verdient auch eine Entgegnung.

Viele heutige Geschichtsforscher scheinen demgegenüber Männer ohne Eigenschaften zu sein, die sich mit Mauscheleien vor klaren Aussagen drücken.

Die Ansichten von Bruno Meyer hingegen können nur noch als ärgerliche Fortsetzung einer gewissen Tendenz bezeichnet werden.

Dessen *Weißes Buch und Wilhelm Tell* erschien zuerst 1959 im *Geschichtsfreund*, der Zeitschrift des Geschichtsvereins der inneren Orte, bevor es 1985 als Buch mit einem anonymen Nachwort neu herausgegeben wurde.

Die Befreiungsgeschichte müsse *methodisch verarbeitet werden*, denn nur der *objektive Gehalt* könne vereinigt werden, fordert Bruno Meyer als theoretische Grundlage (B. Meyer, 149).

Läßt man diesen unverständlichen Begriffsnebel auf der Seite, so wird schnell klar, daß Bruno Meyer sich als getreuer Nachfolger seines Namensvetters Karl Meyer ausgibt und alles daran setzt, die Gründung der Eidgenossenschaft, die Befreiungslegende und die Wilhelm Tell-Sage als historische Geschehnisse hinzustellen.

In seinen Begründungen aber fehlt bei Bruno Meyer die wenigstens äußerliche Überzeugungskraft eines Karl Meyer. Statt dessen begegnet man willkürlichen Annahmen und logisch verwerflichen Argumenten.

Die wichtigste Quelle ist für Bruno Meyer auch wieder das Weiße Buch von Sarnen. Dieses genieße *an Alter und Güte einen ausgeprägten Vorrang* (B. Meyer, 159). – Aber bekanntlich stammt diese Chronik aus der Zeit „um 1470“ – und das ist doch sehr weit entfernt von den Geschehnissen „um 1300“.

Aber wo ein Wille, da auch ein Weg. Das Weiße Buch habe einen Vorläufer „um 1430“, behauptet die Forschung. - Bruno Meyer weiß noch viel mehr über diese erste Chronik: Die vorgängige Geschichte sei von einem Johannes Wirz verfaßt worden. – Von wo Meyer das herholt, bleibt rätselhaft.

Nicht nur dies. Bekanntlich beruht das Weiße Buch mit der Tellen-Geschichte ganz auf Justinger.

Aber Bruno Meyer darf wie Karl Meyer nicht anerkennen, daß der Berner Chronist die Sarner Chronik beeinflußt hat. Also behauptet er, ohne Belege zu liefern: Johannes Wirz sei eigens nach Bern ge-

reist, um Justinger über die längst vergangene Befreiungsgeschichte der Waldstätte zu informieren!

Vielleicht könnte Bruno Meyer auch sagen, daß Wirz für seine Reise die Brünigbahn benutzt hat und in Bern mit Justinger im Hotel Schweizerhof zusammengekommen ist!

Die Urfassung des Weißen Buches habe also Justinger beeinflußt – nicht umgekehrt. - Die Geschichte wird auf den Kopf gestellt.

Aber noch immer bleibt für Bruno Meyer ein zeitliches Problem. Zwischen den Ereignissen „um 1300“ und der Urfassung des Weißen Buches liegen satte 130 Jahre – eine sehr lange Zeit, um eine glaubwürdige Überlieferung zu behaupten.

Doch auch hier weiß Bruno Meyer Rat: Der Verfasser der Urfassung der Sarner Chronik hätte in seiner Jugend diese Geschichten zuverlässig von Augenzeugen vernommen!

Vielleicht erklärt dieser Historiker auch, ob der Chronist die Augenzeugenberichte analog oder digital aufgezeichnet hat!

Und die Lebenserwartung in den Waldstätten muß in alten Zeiten unglaublich hoch gewesen sein: Nirgendwo sonst hatte ein Geschichtsschreiber die Möglichkeit gehabt, 100- bis 150-jährige Augenzeugen zu befragen!

Karl Meyer hat Wilhelm Tell als historische Gestalt rehabilitiert. – Bruno Meyer hatte ihm gegenüber noch den Ehrgeiz, die Geschichtlichkeit des Tellen im Detail zu beweisen. - Man könnte ihn den Apfelschuß-Meyer nennen.

In seitenlangen pedantischen Vergleichen und Ausführungen wird die hanebüchene Behauptung aufgestellt, daß *eine schriftliche wie mündliche Übertragung des dänischen Stoffes auf die Innerschweiz unmöglich ist* (B. Meyer, 127). - Tell habe es gegeben und die Geschichte habe nichts mit der verblüffend ähnlichen nordischen Sage vom Schützen Toko zu tun. – Und ein Schwyzer Apfelschuß sei nicht das Gleiche wie ein skandinavischer Schuß.

Realisiert man Bruno Meyers Argument einer Nichtbeeinflussung zweier inhaltlich identischer Geschichten, so kann es keine Matrix der alten Geschichte geben. Wenn zwei Sagen in Einzelheiten sich als trojanische Geschichten herausstellen, so ist jede Erzählung für sich einzigartig und real, die Gemeinsamkeiten nur oberflächlich, eine Beeinflussung sogar unmöglich.

Nach dieser Logik dürfte es auch keinen Glauben an einen einzigen Gott geben, sondern nur einen an zehntausend Einzelgötter!

Bruno Meyer arbeitet mit dreisten Behauptungen und schiefen Argumenten. Diese verdienen keine Entgegnung.

Aber endgültig verläßt Meyer jede seriöse Grundlage, indem er sogar die vielgerühmten alten Quellen nach Gutdünken verbessert, wenn sie ihm nicht in den Kram passen.

Der Schreiber des Justinger ist bekanntlich wie Tschachtlan und Schilling in der Zeit nach den Burgunderkriegen anzusiedeln. Er verrät sich mit seiner bereits erwähnten Nennung von Héricourt.

Für Bruno Meyer nun ist die Héricourt-Geschichte ein überaus willkommenes Argument, um die Vorgeschichte der Bundesgründung von 1291 zu erklären.

Aber es gibt da ein Problem:

Bei Justinger ist der angebliche Auszug eines Schwyzer Aufgebotes zur kriegerischen Unterstützung des deutschen Kaisers mit der Jahrzahl MCCLX = 1260 versehen. Aber um diese Zeit herrschte in Deutschland das Interregnum, die kaiserlose Zeit.

Bruno Meyer aber löst den Widerspruch im Nu: Justinger hätte sich an dieser Stelle verschrieben: MCCLX sei als Verschreibung von MCCXL = 1240 aufzufassen!

Ist diese Unstimmigkeit berichtigt, so paßt alles wunderbar zusammen: „1240“ also zogen die Schwyzer mit ihrer ganzen waffenfähigen Mannschaft nach Héricourt in der Freigrafschaft, um dem Kaiser zu helfen.

Zum Dank stellte Friedrich II. von Hohenstaufen den tapferen und treuen Leuten aus den Waldstätten im gleichen Jahr im Feldlager von Faënza den bekannten Freiheitsbrief aus, der heute im Bundesbriefmuseum in Schwyz aufbewahrt wird (B. Meyer, 46, Anm. 39).

Was Bruno Meyer hier macht, ist Geschichtsschreibung mit Radiergummi und Korrekturflüssigkeit: Was nicht hineinpaßt, wird ausradiert, verbessert, übermalt. – Auf diese Weise macht man auch die absurdeste Geschichte stimmig.

Karl Meyer hat mit seinen waghalsigen Konstruktionen die Geschichte, die er stützen wollte, in Schieflage gebracht.

Bruno Meyer erledigt mit gehäuften unsinnigen Behauptungen die Befreiungsgeschichte und Wilhelm Tell endgültig und kehrt damit seine Absicht ins Gegenteil.

Sowohl Urkunden als auch Chroniken vermögen nicht, eine Schwyzer Befreiungsgeschichte zu belegen.

Da hilft auch nicht die gutgemeinte Absicht, Dichtung und Wahrheit in der Überlieferung trennen zu wollen. Die alten Geschichten *sind* Dichtung. Will man in diesem Bereich weiterkommen, so muß man Literatur analysieren und sie mit der Matrix vergleichen.

Neben dem vielen Stumpfsinn welche die etablierte Geschichtsforschung ausbreitet, gibt es zwischendurch auch brauchbare Arbeiten.

Ein guter Ansatz zur Deutung der Schwyzer Befreiungsgeschichte und zu Wilhelm Tell soll hier erwähnt werden.

Aus Anlaß des Abschlusses der Neu-Edition von Aegidius Tschudis *Chronicon* erschien nicht nur Bernhard Stettlers *Tschudi-Vademecum*, sondern auch ein Sammelband *Aegidius Tschudi und seine Zeit* (2002).

Schon gesagt wurde, daß trotz der gewaltigen Forscherarbeit bis heute keine Zweifel an der Existenz und der zeitlichen Einordnung des monumentalen Polyhistors Tschudi aufgetaucht sind.

Es gibt eine rühmliche Ausnahme.

In dem erwähnten Sammelband findet sich aus der Feder von Walter Koller der Aufsatz *Wilhelm Tell – ein humanistisches Märchen* (Koller, 2002). Der Autor behandelt wiederum das Weiße Buch von Sarnen, für ihn *ein erzählerisches Kunstwerk von Rang, das aber mit den konkreten Ereignissen zu Ende des 13. Jahrhunderts nichts zu tun hat* (Koller, 243).

Koller analysiert diese Chronik als literarisches Werk und sucht in den einzelnen Motiven nach humanistischen Entsprechungen.

Schon in der Befreiungsgeschichte der Waldstätte in ihrer Gesamtheit erkennt Koller das humanistische Motiv des Kampfes freier Kommunen gegen die Tyrannei.

In den einzelnen Geschichten des Weißen Buches sieht Koller verblüffende Parallelitäten zu Erzählungen in biblischen und antiken Schriften.

Die Geschichte von dem Bauern im Melchi, dem der Landvogt von Sarnen ungerechterweise ein paar Ochsen stiehlt, spiele klar auf die Abschiedsrede des alten Samuel vor Israel an:

Wessen Rind oder wessen Esel habe ich genommen? Wen habe ich bedrückt und wem Gewalt angetan? (1. Samuel, 12, 3).

Die Nötigung der Frau aus Altsellen entspreche der Geschichte von der Schändung der Lucretia, wie sie Livius (I, 57 ff.) schildert.

Hier kann man ergänzen, daß schon die Aufschlüsselung des Namens den Bezug schafft. ALTSELLEN = LTSLM und LUCRETIAM = LCRTM ergeben eine ähnliche Konsonantenreihe.

Sowohl Tell wie der alte Bauer im Melchi haben je einen Sohn, was nach Koller nicht eine individuelle, sondern eine typisierte Vater-Sohn-Beziehung wiedergibt.

Das Stauffacher Paar verkörpere das humanistische Ideal eines einträglichen ehelichen und häuslichen Lebens.

Das Motiv des Burgenbruchs hat nach Koller folgenden Hintergrund im Geist der Renaissance: Die Burg sei zuerst Zufluchtsort für die Bevölkerung gewesen, von den Tyrannen aber usurpiert und zur Stätte des Lasters und des Verbrechens gemacht worden.

Als Fazit ergibt sich: *Wo man hingreift, entpuppen sich die angeblich volkstümlichen Motive als Elemente eines Diskurses auf gelehrter oder gebildeter Ebene, die hier sehr gekonnt adaptiert worden sind* (Koller, 251).

Die Schwächen in Kollers Beweisführung sollen nicht verschwiegen werden.

Das Weiße Buch sei also eine mit humanistischen Motiven durchsetzte Geschichtsdichtung der Renaissance.

Da Koller jedoch die traditionelle Chronologie nicht in Frage stellt, bemüht er zur Erklärung der Einflüsse die absurde allgemeine Geschichte.

Der Humanismus sei über den Gotthardpaß gekommen. - Auf dem Konzil von Konstanz habe der Humanist Poggio Bracciolini die neue Geistesrichtung in der späteren Schweiz verbreitet.

Und auch Justinger habe schon humanistische Motive aufgenommen, indem er den Mord an Ludwig von Orléans durch Johann Ohnefurcht „1407“ als gerechten Tyrannenmord dargestellt habe.

Eine humanistische Interpretation erfährt bei Koller auch Wilhelm Tell.

Dieser Meisterschütze, der den fremden Vogt Gessler erschießt, scheint ein klassischer Vertreter des Tyrannenmörders zu sein:

Wiederum zeigt sich, daß wesentliche Züge auch der Tellen-Episode gelehrte Erfindungen sind, die dem Hauptthema zugeordnet werden: dem Kampf der Waldstätte gegen die Tyrannen (Koller, 261).

Diese Meinung aber greift zu kurz. In der ursprünglichen Blaupause, wie sie im Weißen Buch vorliegt, muß Tell eine andere – religiöse Bedeutung haben.

Trotz diesen Mängeln ist Kollers Artikel beinahe genial zu nennen. – Die Anregungen werden uns bei einer neuen Deutung der Waldstätte und der Befreiungslegende helfen.

Über Wilhelm Tell ist 1990 aus der Feder von Jean-François Bergier ein dickes Buch erschienen, das den aktuellen Forschungsstand wiedergibt. Aber bei der Durchsicht hat man Mühe, brauchbare Anhaltspunkte für eine Analyse der Tellen-Geschichte zu finden. Mehr noch: Fast zwei Drittel des Werkes haben nichts mit der Sagengestalt zu tun! Statt dessen wird weit ausgeholt, sogar eine Geographie der Innerschweiz präsentiert und ein Abriß der Schweizer Geschichte von den Helvetiern und Römern bis Morgarten geboten.

Bergiers Werk ist erzählend, nicht analytisch. – Als Fazit muß man annehmen, daß Tells *Realität und Mythos* – wie der Untertitel des erwähnten Werkes heißt – noch heute ungeklärt ist.

Ein Werk des Genfer Historikers Alfred Berchtold von 2004 über Wilhelm Tell ist zwar schwer und enthält ein umfangreiches Literaturverzeichnis. – Aber etwas Nennenswertes in diesem Kontext enthält das Buch nicht.

Das Rütli, Wilhelm Tell und Gessler

Das Weiße Buch von Sarnen als älteste und alleinige Quelle für die Schwyzer Befreiungsgeschichte und die Sage von Wilhelm Tell stammt aus der Zeit der beginnenden Schriftlichkeit um die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Die Ikonographie von Tell beweist die gleiche Entstehungszeit. – Es ist unmöglich, ältere Elemente festzustellen.

Als älteste Tell-Darstellung gilt der Holzschnitt in Petermann Etterlins Chronik. Aber dieses angeblich „1507“ gedruckte Buch über die Geschichte der Schwyzer muß mehr als zweihundert Jahre nach vorne verschoben werden.

Ebenso alt wie Etterlin ist Stumpf. Auch in seiner großen Schweizerchronik findet sich ein Holzschnitt, den Apfelschuß von Tell darstellend.

Etterlins und Stumpfs Darstellungen wurden sofort nachgeahmt. Erhalten hat sich unter anderem ein Holzrelief aus dem Klauser-Haus in Luzern, „um 1523“ datiert. - Aus der gleichen Zeit stammen soll eine Wappenscheibe des Zürcher Geschlechts Froschauer. Von dieser Scheibe glaubt man sogar zu wissen, daß sie von einem Zwingli-Freund „um 1530“ gestiftet sein soll.

Sowohl das Relief aus Lindenholz wie die Wappenscheibe sind in der Komposition eindeutig von Etterlins Bild abhängig. – Das Gleiche gilt von der Tell-Darstellung auf dem Berner Predigt-Mandat (Abbildung 4) und in einer Handschrift (Abbildung 34).

Auf Wilhelm Tell als geschichtliche Figur wird heute allgemein verzichtet. Daran konnten auch die Apologeten Karl Meyer und Bruno Meyer im 20. Jahrhundert nichts ändern.

Die Befreiungsgeschichte der Schwyzer scheint jedoch weitgehend unberührt geblieben zu sein. Nach wie vor herrscht die Meinung, daß an den Geschichten etwas wahr sein müsse. – Karl Meyers historische Kerygma-Theologie feiert Urständ.

Der Gründungssage und Wilhelm Tell aber kommt man nur bei, wenn man diese Geschichten als Literatur betrachtet – wie bereits im vorletzten Kapitel erklärt.

Kollers Aufsatz trägt den Titel: *Wilhelm Tell – ein humanistisches Märchen*, sicher ein Anklang an Gottlieb Emanuel Hallers bekannte Schrift.

Aber die humanistische Erklärung der Tell-Sage greift immer noch zu kurz.

Man glaubt zu meinen, daß sich die wissenschaftliche Meinung auch heute noch von Friedrich Schillers Interpretation beschlagnahmen läßt: *In tyrannos* – Gegen die Tyrannen steht zwar als Motto für das Drama *Die Räuber*; aber es könnte ebenso gut für den *Wilhelm Tell* des erwähnten Dichters stehen.

Es ist richtig, daß Tell die meiste Zeit als Freiheitsheld und Tyrannenmörder gesehen wurde. Aber hier geht es um eine Analyse der Matrix jener Geschichte. – Diese ist bis heute nicht gemacht worden.

Die Befreiungsgeschichte der Schwyzer, die Geschichten vom Rütli und von Wilhelm Tell, sind ein Beispiel dafür, wie kurze Mitteilungen in einer Chronik zuletzt zu einem Monumentalgemälde ausgemalt wurden.

Im Weißen Buch von Sarnen nehmen die Notizen über die Befreiungsgeschichte der Waldstätte und über Wilhelm Tell etwa zehn Druckseiten ein. - Und wieviel tausend Seiten haben die Historiker bis heute daraus gemacht?

Zuerst die Befreiungsgeschichte.

Nach der obigen Chronik hätten sich die Habsburger in den östlichen Gebieten der nachmaligen Eidgenossenschaft ausgedehnt.

König Rudolf von Habsburg habe gerecht regiert und den Untertanen Freiheiten versprochen.

Doch nach Rudolfs Tod bekamen die Waldstätte Vögte, welche überheblich und ungerecht waren und die Untertanen bedrückten.

Die Vorfälle mit dem Bauern im Melchi, dem Herrn von Altsellen und Stauffacher in Schwyz brachten den zündenden Funken. Die drei Männer verschworen sich und berieten auf dem Rütli. Die Stauffachersche Gesellschaft, wie man sie nannte, wurde immer mächtiger.

Statt auf dem Rütli tagte die verschworene Gesellschaft nun auf der Alp Trenchi südlich des Stanser Horns. Man schritt zu handgreiflichen Aktionen. Die Burgen wurden gebrochen und die Beteiligten schworen einen Bund der drei Länder.

Beckenried am Vierwaldstättersee in Nidwalden wurde neuer Tagungsort.

Läßt man die Vorgeschichte, die Gefahr durch den Ausdehnungsdrang der Habsburger und die Willkür der Vögte beiseite, so bleiben drei Namen von drei Orten übrig: Rütli, Trenchi und Beckenried.

Die Namenanalyse zeigt, was mit der Gründung der Eidgenossenschaft gemäß der Matrix gemeint war.

Das RÜTLI ist eine in den Hangwald am linken Ufer des Urner Sees gerodete Wiese.

Abbildung 27: Ernst Stückelberg: Wilhelm Tell und sein Sohn

Studie zu den Fresken in der Tellskapelle am Urnersee. Um 1878.

Aus der Zeitschrift *Du*, Januar 1944.

Ein Tell-Bild aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Ernst Stückelberg (1831 – 1903) war ein Historien- und Genremaler aus Basel. Für die 1877 – 1880 am Urnersee gebaute heutige Tellskapelle erhielt der Künstler den Zuschlag zur Innenausstattung mit Fresken.

Stückelbergs Fresken in der Tellskapelle stellen in vier Bildern Szenen aus der Gründungssage der Eidgenossenschaft dar, wobei der Künstler sich stark von Schillers *Wilhelm Tell* beeinflussen ließ.

Die Wandmalereien sind interessante Zeugnisse zu dem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Schweiz aufgeblühten Patriotismus, dessen vornehmste Markpunkte neben der Errichtung der Tellskapelle das Tell-Denkmal in Altdorf 1895 war. – Auch die Bundesfeier 1891 fiel in diese Zeit.

Die Farbskizze *Wilhelm Tell und sein Sohn* hat Stückelberg wahrscheinlich im Kanton Uri um 1878 angefertigt.

Der Realismus der Tell-Darstellung ist bemerkenswert. Hier wurde der Nationalheld endgültig zur individuellen Charakterfigur umgestaltet – ein Gegensatz zur stereotypen Telldarstellung in der alten Eidgenossenschaft (Abbildungen 4, 25, 26 und 34).

Für das vorliegende Bild standen Stückelberg Statisten aus Uri Modell. – So ist diese Tell-Darstellung mehr eine zeitgenössische Porträtstudie, denn ein historisches Gemälde.

Dennoch ist beim Namen nicht das deutsche Wort *reuten* gemeint. Vielmehr ist von der Form GRÜTLI auszugehen – so wie die Franzosen und Italiener den Ort noch heute benennen. - Darin aber steckt zum wievielten Mal CHRISTIANUM, christlich.

Der nächste Versammlungsort wurde die Alp Trenchi südlich des Stanserhorns.

Nachdem wir bereits viele Namen analysiert haben, kann man zwingend schließen, daß es sich hier um einen Sinn-Namen handeln muß:

TRENCHI ergibt die Konsonantenreihe TRNC, welche man von rechts nach links als CNRT liest und mühelos zu CN(I)RT(NM) = CONIURATIONEM, *coniuratio* = Verschwörung ergänzt.

Die Eidgenossen sind zuerst als Verschworene anzusehen – auch wenn das späteren Geschichtsschreibern nicht mehr paßte.

BECKENRIED schließlich enthält im zweiten Namensteil RIED, welches wiederum CHRISTIANUM, christlich bedeutet.

Der erste Teil BECKEN ergibt PCN, das man zu PCTM = PACTUM = *Pakt, Bündnis* ergänzt.

Die Namen Rütli, Trenchi und Beckenried enthalten somit als grundsätzliche Aussage:

Die drei Waldstätte machen eine christliche Verschwörung und besiegeln diese durch ein christliches Bündnis. – Gemäß der Matrix muß jedes Ereignis den christlichen Segen haben.

Der Bund der Verschwörer nannte sich die *Stauffachersche* Gesellschaft.

Auch STAUFFACHER enthält eine versteckte Bedeutung:

STAUFEN (ST + (L)PN) ergibt SANCTAM NEAPOLIM, heiliges Neapel. – Die Waldleute schließen ihren Bund am Fuß des Waldberges Vesuv in Neapel.

Die Eidgenossenschaft der Waldstätte wird übrigens nach dem Ende der Hohenstaufen, also der Dynastie des heiligen Neapels gegründet.

Schon die zweite Generation der alteidgenössischen Chronisten - die Schreibküche von Tschudi - hat sich bemüht, den Bund der Eidgenossen als eine konservative, auf Abwehr und Bewahrung des ursprünglichen Rechts bedachte Unternehmung darzustellen.

Nach der Blaupause aber ist die Bundesgründung klar als Verschwörung und als Umsturz – wenn auch mit christlichen Vorzeichen - zu verstehen.

Die Tellen-Geschichte wirkt wie ein Einschub in der Befreiungsgeschichte.

Da fährt der Landvogt Gessler von Schwyz nach Uri und läßt an einem Stecken seinen Hut aufstellen, auf daß jeder Vorbeikommende ihn grüsse.

Ein Mann namens Tell verweigert die Ehrerbietung dem Hut gegenüber und spielt bei seiner Befragung den Narren. Doch er ist mit einer Armbrust und zwei Pfeilen bewaffnet. Es stellt sich heraus, daß Tell ein guter Schütze ist und schöne Kinder besitzt.

Gessler nun verlangt von Tell eine Probe seines Könnens. Er solle einen Apfel vom Haupt seines Kindes schießen. Dem Schützen gelingt die Tat.

Der Vogt jedoch bemerkt einen zweiten Pfeil im Köcher und fragt den Meisterschützen nach der Bewandtnis. Wilhelm Tell antwortet: Den habe er aufgespart, um Gessler zu töten, falls durch den ersten Pfeil sein Sohn getötet würde.

Der Vogt läßt den Schützen binden. Und in einem Nauen fahren beide mit einer Mannschaft von Uri auf dem Seeweg nach Schwyz.

Unterwegs kommt ein Seesturm auf. Die Knechte empfehlen Gessler, den Tellen loszubinden, da dieser allein den schweren Seegang bewältigen könne.

Tatsächlich gelingt es dem Befreiten, die Krise zu meistern. Jedoch benutzt Tell die Nähe zum Ufer, um an einem Felsen mit seiner Armbrust abzuspringen und den Nauen wegzustoßen.

Gessler landet sicher am schwyzerischen Ufer des Vierwaldstättersees. Tell jedoch wählt einen Landweg und wartet dem Vogt in der Hohlen Gasse bei Küßnacht auf, Dort erschießt der Meisterschütze den Gessler mit einem Pfeil aus seiner Armbrust. - Tell kehrt hierauf nach Uri zurück.

Zentral ist an dieser Sage neben dem Apfelschuß vor allem die Fahrt über die stürmische See.

Da muß man sich zum wiederholten Mal fragen, warum in zweihundertfünfzig Jahren niemand gemerkt hat, daß hier auf eine Episode im Evangelium angespielt wird.

Angeblich ist die Bibel das meist gedruckte und meist gelesene Buch. Aber bei solchen Einzelheiten glaubt man zu meinen, daß kein Leser die doch offenkundigen Anklänge und Parallelitäten erkannte oder erkennen wollte.

Im Evangelium nach Markus, 4, 35 ff., nehmen die Fischer Jesus mit auf die Fahrt über das Meer. Während der Überfahrt schläft Jesus auf einem Kissen. Ein Sturm entsteht. Man weckt den schlafenden Jesus, der daraufhin den Sturm beruhigt.

Die Parallelen zwischen Tell und Jesus sind mehr als offensichtlich. Tell ist nicht Jesus, aber auf dem Urner Meer spielt er dessen Rolle.

Dabei wird die Geschichte von der Fahrt über das Meer dialektisch abgehandelt: Tell ist gefesselt, ein Sturm entsteht. Der entfesselte Sturm kann nur durch die Entfesselung von Tell besänftigt werden.

Dem ruhig gestellten Schützen entspricht in den Evangelien der ruhende Jesus. Indem dieser geweckt wird, kann er die unruhige See beruhigen.

Der Nauen von Gessler landet ohne Tell am Schwyzer Ufer. Die Parallelstelle in den Evangelien nennt die Stelle, wo der Vogt landet. Es ist die Landschaft der GERASENER (Markus, 5, 1). – Der Ort ist schon genannt worden, es ist GERSAU, das christliche Dorf östlich von Vitznau.

Francesco Carotta hat nachgewiesen, daß das Evangelium eine wörtliche Übersetzung, beziehungsweise Mißdeutung des Lebens von Julius Caesar ist. – Um die Passage von Jesus und dem Seesturm richtig zu verstehen, muß deshalb auf diese Blaupause zurückgegriffen werden.

Nachdem Caesar aus Gallien kommend in Rom einmarschiert ist, verfolgt er die Pompejaner, die sich nach Osten zurückgezogen haben.

In Brundisium – Brindisi sammelt der Heerführer Legionen und setzt sie über die Meerenge von Otranto nach Ionien über. Dabei gerät Caesar mit seinen Truppen in einen Seesturm. Nachdem sich das Unwetter beruhigt hatte, wird der Feldherr mit seinen Schiffen gegen die Felsen der CERAUNIER getrieben. – Diese sind Gersauer wie die Gerasener.

Nach Markus trifft Jesus am Ufer der Gerasener – heute als das Ost-Jordanland mit seiner Ruinenstadt GERASA bezeichnet – auf einen Besessenen, der Legion heißt und in einer Höhle wohnt.

Man muß an dieser Stelle kurz unterbrechen: Ein Mann namens Legion ist ein Widersinn. Es beweist aber, wie mangelhaft, um nicht zu sagen liederlich, die Vita Caesaris von den Evangelisten übersetzt worden sind.

Der Höhlenbewohner namens Legion ist ein Besessener. *Und niemand konnte ihn mehr fesseln, auch nicht mit einer Kette* (Markus 5, 3).

Wir sehen hier, wie der Übersetzer die Sache mit der zahlreichen Legion, welche bei der Überfahrt über das Meer in einen Sturm gerät, zu einem unverständlichen Brei vermengt: Ein Verrückter, der zahlreich ist, weil er Legion heißt.

Und wir haben den Heiland in der Gestalt von Christus oder Caesar, welchem es gelingt, die gefährliche See zu besänftigen.

Im Evangelium heilt Jesus den besessenen Gerasener, indem er seinem unreinen Geist befiehlt, den Körper zu verlassen und statt dessen in eine Herde Schweine zu fahren. Die Sauherde stürzt sich darauf hin in die See. - Die Jünger predigen nachher in der ganzen Dekapolis von den Wundern Jesu.

Diese Stelle wird durch den Verweis auf die Geschichte Caesars verständlich.

Caesar gelingt es, in Albanien die Städte Apollonia und Orikos einzunehmen, nicht jedoch Dyrrhachium (Durazzo oder Durrës), das Hauptlager der Pompejaner. Zudem bricht in seiner Legion eine Seuche aus.

Bei der Plünderung der Stadt Gomphoi machen die Cäsarianer jedoch reiche Beute an Wein. Die Legion betrinkt sich, und so wird die Krankheit aus den Körpern der Krieger vertrieben. Diese Heilung stützt den Ruhm Caesars. *Der wunderbare Feldherr wird hier zum wundertätigen Therapeuten* (Carotta, 256).

In der Tellen-Geschichte heißt der Besessene Wilhelm Tell. Indem man ihn entfesselt, fesselt man den Sturm. Tell aber springt ab und macht sich auf den Weg nach Küßnacht. Damit vollzieht sich Gesslers Schicksal. Denn er hat den Tell losgebunden und damit im wortwörtlichen Sinne „die Sau losgelassen“ – wie es im Evangelium

mißverständlich heißt. In der Hohlen Gasse bei Küßnacht am Rigi lauert der Schütze dem Vogt auf und erschießt ihn.

In der Frohbotschaft wohnt der Besessene in einer HÖHLE. - In der Tell-Sage lauert der Schütze seinem Gegner in der HOHLEN Gasse auf. – Die Übersetzung folgt also bis in Einzelheiten der Blaupause.

Ebenfalls will die Rückkehr Tells nach (M)URI = MR > RM = ROMAM, *Roma* ausdrücken, daß der Schütze nach seiner Tat nach Rom zurückkehrt. - Auch Caesar kehrt nachher nach Rom zurück.

Die Parallelitäten zwischen Tell und dem Evangelium sind noch nicht ausgeschöpft. Die Namensanalyse bringt uns auf eine weitere Ebene.

Mit dem Namen Tell und den Isomorphismen der Tellen-Sage hat sich schon Jacob Grimm befaßt.

Wichtig sind die Sage über einen Bogenschützen bei dem Autor des Saxo Grammaticus, dann die Wilkina-Saga mit Eigill - ein altenglisches Räuberlied - und die griechische Sage von Bellerophontes und seinen Söhnen.

Die Einheitlichkeit der Namen überrascht: Im Saxo-Text heißt der Schütze TOKO, was von griechisch *toxon = Pfeil, Bogen* abgeleitet ist.

Und der Name BELL-erophontes spricht für sich selbst. Hier steckt trotz der griechischen Form das lateinische *telum* darin, was Pfeil bedeutet. – Tell ist ein Schütze.

Durchscheinend ist Tells Vorname WILHELM. Dieser ist klar gewählt worden als Anklang auf WALDMANN – was der Zusammenhang bestätigen wird.

Der Name von Tells Hauptfeind Gessler hat drei Aspekte.

Zuerst ist Gessler ein Vogt, von lateinisch *advocatus*. Ein Advokat ist ein Herbeigerufener, also ein Paraklet. Dieser verlangt die Referenz vor seinem Hut. – Hier ist der Vogt Stellvertreter Gottes, *advocatus Dei*. Wer ihm nicht huldigt, ist je nachdem ein Tor oder ein Besessener.

Der Name GESSLER hat einen Anklang an GEISSLER. – Carotta weist nach, daß diese Bezeichnung ebenfalls eine Übersetzung oder ein Mißverständnis darstellt: Griechisch *flein* bedeutet *dringend fordern*. Das *flein* aber hat der Evangelienschreiber mit lateinisch *flagellare = geißeln* verwechselt (Carotta, 334).

Diese Fehlinterpretation findet sich schon im Evangelium. Dort stellt Pontius Pilatus an Jesus die Frage, ob er König der Juden sei. Daraufhin überantwortet der Herrscher den Gefangenen zum Binden und Geißeln.

Gessler ist zuerst also Pontius Pilatus, der Tell binden und geißeln läßt. Und Tell ist ein Waldmann; er gehört zu den Waldleuten, den Juden vom Fuße des Waldbergs Vesuv.

Interessanterweise hat das 19. Jahrhundert die Parallele zwischen Tell und Waldmann gesehen. Dabei wurde aus dem Schützen ein Baumeister des Staates, aus dem gescheiterten Zürcher Bürgermeister aber ein Liberaler (Zelger, 393 f.).

Die Pilatus-Stelle wiederum folgt Caesars Geschichte: Der Feldherr wird von seinen Mördern beschuldigt, nach der Königswürde zu streben. Caesar aber fordert Brutus dringend auf (*flein*), den Frieden zu wahren.

Nun hat Gessler einen zweiten Namen.

Michael Stettler, der sattsam bekannte Geschichtserfinder Berns, nennt jenen Vogt sowohl handschriftlich wie im Druck GRYSSLER (Fetscherin, 32).

In der Konsonantenreihe CRSS aber liest man ohne Mühe CHRISTUS heraus. Der fremde Vogt der Waldstätte ist der Erlöser. Aber er hat Mühe, die Waldleute zum neuen Glauben zu bekehren und sie zur Ruhe aufzufordern.

Gessler ist ein kaiserlicher und ein göttlicher Name: Alexander Severus, der letzte Kaiser aus dem Hause der Severer, führte unter seinen zahlreichen Vornamen auch GESSIUS.

Caesar wie Christus werden mit einem spitzen Gegenstand getötet; ebenso Gessler oder Gryssler, den Tells Pfeil in die Brust trifft:

Tell ist ein Caesar-Mörder, aber noch mehr ein Jesus-Mörder.

2007 bekam ich aus Deutschland den Hinweis, daß auch in Schwaben eine Tell-Sage überliefert ist. Dort ist der Schütze *expressis verbis* ein Jesus-Mörder:

Im Jahre des Herrn "1390" wollte Wilhelm (!), ein Gefolgsmann des Grafen von Zollern, auf Einflüsterung des Teufels ein unfehlbarer Schütze werden. Dazu hörte er sich in der Kirche des Klosters Stetten bei Hechingen viermal die Passion an. Danach nahm er seine Armbrust und schoß in der Landschaft auf ein Kruzifix. Beim dritten

Schuß fing die hölzerne Figur des Heilands zu bluten an. Aber Wilhelm blieb danach im Boden stecken. Der Graf erfuhr von dieser Freveltat und ließ den höllischen Schützen enthaupten.

Wenn Tell der ursprünglichen Absicht nach als Jesus-Mörder, nicht als Überwinder eines Tyrannen angelegt ist, so fragt man nach den Absichten der Schreiber - und dem Unwissen der Empfänger.

Durchschauten die Leute in den Waldstätten nicht die schwach verhüllte Tendenz der Sage? Die Schwyzer der Inneren Orte werden als verstockte Waldleute = Wilhelm Tell der Tor dargestellt, welche sich dem neuen Glauben an Gottes Sohn = Jesus Christus, dem herbeigerufenen Parakleten entgegenstellen, ihn ablehnen und töten!

Der einzige Forscher, der meines Wissens die Tellen-Geschichte mit analytischem Blick betrachtet hat, ist Leo Weisz. Nach ihm steckt in jener Sage ein ketzerisches, genauer gesagt ein manichäisches Moment: Die Verweigerung der Verehrung des Hutes sei als Verweigerung der Kreuzes-Verehrung zu verstehen (Weisz, 278 f.).

Es ist müßig, sich in weitere Mutmaßungen über die Absichten und Meinungen zu einer bestimmten Sage in einer noch wenig faßbaren Zeit am Anfang der Geschichte einzulassen. Aber die Analyse zeigt, daß Tells Geschoß nicht so sehr einen fremden Tyrannen, sondern den eigenen Erlöser traf.

Der Ursprung der Schwyzer

Bekanntlich hat das Schweizer Wappen ein weißes Kreuz auf rotem Grund.

Und der Name Schweiz kommt von Schwyz, der Talschaft, die zuerst und allein diesen Namen trug. Jener Ort hat ebenfalls ein weißes Kreuz auf rotem Grund im Wappen. Im Unterschied zur Nation aber ist das Kreuz in die rechte obere Ecke des Feldes gestellt.

Das also ist der Ursprung des Namens Schweiz und seiner Flagge.

Aber man darf sich nicht mit einer solchen einfachen Erklärung zufrieden geben.

Doch hier muß man den Wißbegierigen enttäuschen. Die Historiker haben zwar dicke Bände über die ältere Schweizer Geschichte geschrieben und eine Menge Spezialuntersuchungen. Aber mehr über den Ursprung der Schwyzer ist daraus nicht zu erfahren.

Doch gibt es in den ältesten Quellen einen zusätzlichen Hinweis. Bekanntlich wird dort gesagt, daß die Schwyzer aus Schweden kämen.

Nicht nur Tell hätte mit dem Schützen Toko ein nordisches Vorbild, sondern eine ganze Talschaft der Waldstätte.

Diesem Fingerzeig sind die Historiker nachgegangen, allerdings ohne etwas Substantielles herauszufinden. – Es ergab sich, daß die Sage vom Herkommen der Schwyzer aus Schweden eine „gelehrte Erfindung“ sei (z.B.: B. Meyer, 165; *Handbuch*, I, 195).

Was soll das? Ein interessanter Hinweis wird mit einer eleganten Formulierung unter den Tisch gewischt, nur weil man nichts damit anfangen kann und er nicht in ein bestimmtes Denkschema paßt.

Wer waren denn diese „gelehrten Erfinder“? Doch die gleichen Historiographen, auf welche man an anderer Stelle gerne zurückgreift, vielleicht Johannes Stumpf, vielleicht Heinrich Bullinger oder Aegidius Tschudi.

Über *Die frommen Schweden in Schwyz* gibt es eine neuere Arbeit von Guy Marchal. Doch trotz der hundert Seiten und eines großen Anmerkungsapparats ist die dort gebotene Ausbeute an Erkenntnissen dürftig. Es heißt, als wahrscheinlicher Autor der Herkunftssage der Schwyzer müsse ein Heinrich Gundelfingen „um 1480“ angenommen werden.

Aber ob der Autor der Geschichte nun Hinz oder Kunz geheißen hat, ist doch einerlei. Uns würde die Bedeutung interessieren.

Und beim Schwyzer Kreuz wird mangels einer besseren Erklärung der Chronist Justinger kritisiert: Dieser habe den Anachronismus zwischen Arma-Christi Motiv und Heldenkampf der Schwyzer nicht bemerkt. Somit sei sein Bericht nicht historisch (Marchal, 47 f.).

Die Apologeten der Befreiungsgeschichte quetschen sonst Justinger bis in die letzte Einzelheit aus - aber eben nur so lange und so weit, wie er ins konventionelle Schema paßt.

Aus dem vorherigen Darlegungen ahnen wir schon: Das Herkommen der Schwyzer ist nur mit den Mitteln der Geschichtsanalyse und mit Kenntnissen der Matrix zu entschlüsseln.

Nicht nur die Schwyzer, sondern auch die Urner und die Unterwaldner, haben sich Herkunftssagen zurechtgelegt.

Die Urner behaupteten eine Abstammung von Rom. Aus (M)URONIA, Muri (MR > RM = ROMA, Roma) ergibt sich jene Herkunftsstadt.

Für die Leute von Unterwalden nennt Albrecht von Bonstetten eine Herkunft von den Friesen. - Hier müssen Einzelheiten erfragt werden, um weiter zu kommen.

Die Friesen seien aus einer Stadt namens *Hasnis*, zwischen Schweden und Ostfriesland gelegen, nach Unterwalden gekommen. Einer ihrer Anführer habe *Resti* geheißen (Weisz, 240 ff.).

In HASNIS, HASLI aber steckt VESUVIUS. In (C)RESTI aber CHRISTUS. Somit erhält auch diese Herkunftssage eine christliche Weihe, wie das die Matrix fordert.

An den genannten Anführer der Friesen erinnert der Name einer Turmruine bei Meiringen, der *Resti*-Turm. – Hier sind wir bereits auf der Berner Seite des Brünigs.

Auch die Nidwaldner – anders als die Obwaldner – wollten von einem Hauptmann REMUS = RMS = ROMANUS aus Schweden abstammen. Sogar in Unterwalden werden wir also auf die Schwyzer aus Schweden verwiesen.

Die alten Chronisten betrieben bekanntlich auch Etymologie. Aber im Unterschied zu späteren Forschern gaben sie nur Fingerzeige, und zwar richtige wie falsche.

Indem sie die Schwyzer aus Schweden kommen ließen, gaben die alten Chronisten einen richtigen Hinweis. Der ähnliche Klang der Namen dieser beiden Völker ist nicht zufällig, sondern verweist auf einen gemeinsamen Ursprung – nicht der Bevölkerung, sondern der Bezeichnungen.

Schweden heißt in der eigenen Sprache *Sverige*. Das G wird als CH ausgesprochen und steht somit für ein ursprüngliches C. Entvokalisiert ergibt sich aus SVERIGE also SVRC.

Das SVRC muß einen Doppelnamen bezeichnen, also SV + RC.

Das erste Wort bedeutet SALVE. Wem aber kann man einen Gruß erbieten, wenn nicht Jesus, mit Nachnamen Christus?

Aus RC ergibt sich durch Umstellung CR, und damit CHRISTUS.

Schweden, *Sverige* bedeutet SALVE CHRISTE: *Sei gegrüßt Christus!* - Schweden und Schwyz haben den gleichen Ursprung.

Die Herleitungen von Schweden und Schwyz sind plausibel, aber nicht sicher.

Neuerdings sehe ich in den beiden Namen eine einfachere, aber ebenfalls aus dem Latein kommende Herleitung:

In Schwyz und Schweden steckt womöglich SALVATIONEM, *salvatio* = Rettung, Heil. Die strikte Erstbetonung des Deutschen hätte aus *salvatz* ein *svetz* und somit die *Schwyzer* ergeben.

Die obigen Deutungen brachte ich bis Frühjahr 2011 vor. Nun aber komme ich zu einer Lösung, welche an die hebräische Wurzel des lateinischen Namens Helvetia anknüpft.

Bekanntlich ist jeder Name, der mit SCH und H beginnt grundsätzlich als hebräisch anzusehen. Das sollte auch für die Schwyzer gelten.

Die Eidgenossen, die Helvetier sahen sich als das auserwählte hebräische Priestervolk. Als solches nehmen sie auch viel Ungemach auf sich.

Die Hebräer wanderten bekanntlich gemäß den Büchern Mose zuerst in Ägypten ein.

Gemäß Livius waren die Plebejer zuerst in Rom ansässig.

Im Alten Testament verließen die Hebräer Ägypten, also Rom, über das Rote Meer.

Nach Livius verließen die Plebejer Rom, um sich am Fuß des heiligen Bergs Vesuv niederzulassen.

Die Hebräer gründeten ihr eigenes Reich mit der Hauptstadt Jerusalem.

Die Helvetier besaßen ebenfalls ein eigenes Land mit der Hauptstadt Aventicum.

Nach der Bibel nahmen die Babylonier Jerusalem ein und führen die Juden in Gefangenschaft ins Zweistromland.

Nach Flavius Josephus eroberten die Römer Jerusalem und führten die Juden in Gefangenschaft nach Rom.

Den Helvetiern widerfuhr – zur gleichen Zeit als die Römer Jerusalem eroberten – das gleiche Schicksal in ihrem Land: Ihre Rebellion wurde von den Römern unterdrückt und die helvetische Hauptstadt Aventicum erobert. – Damit war Helvetien für zwölf Jahrhunderte geteilt.

So wie die Juden nach Babylon in Gefangenschaft geführt werden, so die Helvetier nach Rom, ins Römische Reich.

Gefangenschaft nun heißt auf hebräisch *shev'it*. Das Wort kommt allein in den Klageliedern elf Mal vor.

Die Schwyzer sahen sich demnach als hebräische Leidensgenossen an, welche lange Zeit als Gefangene beim Herrscher von Babylon leben mußten.

Das oben genannte hebräische Wort paßt besser als *shvu'ah* = Schwur. Mit letzterem Wort sind eher die Schwaben gemeint. – Doch vielleicht war ein Anklang beabsichtigt: Die Schwyzer sind gleichzeitig Schwurgenossen.

Elemente einer möglichen wahren Entstehung der Schwyzer Eidgenossenschaft

Die wahre Geschichte der Eidgenossenschaft läßt sich nach den hier dargelegten Argumenten erst spät fassen. – Die plausible Überlieferung zeigt das politische Gebilde, das vor 1798 existiert hat.

Als die Vorgeschichte langsam in Geschichte überging, müssen die Dinge noch im Fluß gewesen sein. Doch über die Entstehung der alten Eidgenossenschaft verrät uns die alte Überlieferung wenig Glaubwürdiges.

Wir können folglich nur Mutmaßungen und Hypothesen anstellen – gleich wie über den Verlauf der Kulturgeschichte vor der Schwelle zur Geschichtszeit.

Wenn wir trotzdem etwas über die vermutlichen wahren Ursprünge der alten Eidgenossenschaft erfahren wollen, müssen wir das von zwei Seiten her tun.

Zum ersten enthält die Geschichtserfindung selber einen realen Kern, allerdings verschleiert und durch eine absurde Chronologie über Jahrhunderte und Jahrtausende gedehnt.

Dann widerspiegelt die alte Eidgenossenschaft, wie sie aus dem Dunkel der Vorzeit auftaucht, selbst in einem gewissen Sinne ihre Entstehung.

Aus beiden Elementen läßt sich mittelbar etwas gewinnen.

Die erfundene Geschichte der alten Eidgenossen berichtet von der Bundesgründung, von verschiedenen inneren Zwistigkeiten unter ihren Mitgliedern und von Abwehrkriegen gegen äußere Feinde.

Betrachten wir zuerst die Kriege gegen außen.

Aus verschiedenen Indizien läßt sich schließen, daß zu einer gewissen Zeit ganz Europa und der Nahe Osten von einem imperialistischen, gewalttätigen und autoritären Reich beherrscht wurden. Wir nennen es das Römische oder das Spätrömische Reich, welches den altchristlichen Glauben als Staatsreligion erzwang.

Das Imperium ist an seinen inneren Widersprüchen und an der äußeren Überspannung der Kräfte zerbrochen.

Zuerst lösten sich Gallien und Britannien vom Reich. Die Zentralgewalt verschob sich nach Deutschland. Es entstand das Römische Reich deutscher Nation, das noch eine Verbindung zu Italien hatte. – Das Gebiet westlich der Rhone galt zu jener Zeit als *Royaume*, dasjenige östlich davon als *Empéri*.

Der „Untergang des Römischen Reichs“ ließ geographische Nischen entstehen, die sich von den großen Mächten und der jeweiligen Zentralmacht abkoppelten.

Neben den Niederlanden entstand im Gebiet der heutigen Schweiz ein solches Machtvakuum.

Selten gelingt es einem Gebiet, sich friedlich von einem größeren Staat zu trennen. Meistens braucht es kleinere und größere Unabhängigkeitskriege.

Der Freiheitskampf der Niederlande dauerte nach der Geschichtserfindung über ein Jahrhundert.

Sicher mußte das Gebiet der werdenden Eidgenossenschaft ebenfalls solche Abspaltungskriege bestehen.

Läßt man die falsche Chronologie beiseite, so erhalten die Kriege der Eidgenossen gegen die Burgunder im Westen, die Mailänderkriege im Süden, und der Schwabenkrieg gegen das Habsburger Reich im Norden und Osten einen plausiblen Kern.

Das Schwyzer Bündnis könnte sehr wohl auf kriegerischen Taten gewachsen sein.

Die werdende Eidgenossenschaft scheint erfolgreich Angriffe von außen und aus verschiedenen Himmelsrichtungen abgewehrt zu haben.

Bereits erwähnt wurde der Schwabenkrieg. Die umfangreichen spätrömischen Befestigungen der Rheingrenze gegen Norden und Nord-

osten stellen ein manifestes Zeugnis dar für eine Gefahr, die Helvetien zu einer gewissen Zeit aus jener Himmelsrichtung drohte.

Eine Entwicklung im Innern gefährdete jedoch die äußere Behauptung. Mit dem Zerfall des Römerreiches brach auch dessen imperialer Glaube, das Altchristentum auseinander. Die einigende Römische Religion wurde angefochten und zerfiel in viele Regionalkirchen und Bekenntnisse.

Neben dem Judentum und dem Islam oder Arianismus war es vor allem die Kluft zwischen Katholiken und Protestanten, zwischen Altgläubigen und Neugläubigen, welche die eben entstandene Eidgenossenschaft bedrohten.

Kriegerische Auseinandersetzungen zwischen katholischen und protestantischen Orten haben den Bund der Schwyzer in ihrem Bestand bedroht: Die Schlacht von Kappel „1531“ und auch der Erste Villmerger Krieg „1656“ lesen sich wie Verdoppelungen des Villmerger Krieges von „1712“.

Genau sind die Konflikte nicht zu fassen. Aber sowohl das religiöse Stanser Verkommnis wie der *Consensus Tigurinus* widerspiegeln eine Suche nach einem freundeidgenössischen Übereinkommen zwischen verschiedengläubigen Orten.

Man kennt die alte Eidgenossenschaft, wie sie bis 1798 bestand. Es war eine komplexe Ordnung von gleichberechtigten Ständen, gemeinen Herrschaften, verbündeten und verburgrechteten Orten und Untertanengebieten.

Die bisherige Geschichtsschreibung hat die Entstehung der alten Schwyzer Eidgenossenschaft aus sich heraus erklärt: Die Schwurgenossenschaft sei durch den alleinigen Willensakt seiner Teilnehmer geschaffen worden. Auch die Ausgestaltung der rechtlichen Ordnung und das Verhältnis der einzelnen Teile hätten die Schwyzer allein bewerkstelligt.

Dabei vergißt man ein evidentes Merkmal: Der alte Schwyzer Bund vor 1798 trägt Anzeichen eines Konstrukts.

Mehr noch: Es gibt deutliche Spuren, daß eine ausländische Macht die endgültige Gestalt der alten Eidgenossenschaft geprägt hat.

Die Abwehr des römisch-deutschen Imperiums rechts des Rheins ist ein Aspekt der Entstehung der helvetischen Eidgenossenschaft.

Doch dadurch geriet das kleine Land zwischen Alpen und Jura buchstäblich vom Regen in die Traufe. Denn im Westen hatte Helvetien Gallien als Nachbarn. Auch mit dieser Macht mußte sich die werdende Eidgenossenschaft auseinandersetzen.

Bei der Untersuchung der älteren Geschichtsschreibung von Freiburg (Pfister: *Beiträge zur Freiburger Historiographie des 18. und 19. Jahrhunderts*) ergaben sich einige Fingerzeige.

Zuerst bezeichnete der Historiker Alexandre Daguet das alte Freiburg um 1750 als ein französisches Militärlager.

Bekanntlich seien Freiburg mit Solothurn erst spät in den Bund der Eidgenossen aufgenommen worden. Das ist vollkommen unglaubwürdig: Die beiden genannten Städte waren Bern benachbart und gehörten sicher zu seinem ursprünglichen Einflußbereich.

Man kennt die unmöglichen, zerfransten Grenzen des Standes Solothurn (Abbildung 28).

Und Freiburg war vollständig von Berner Gebiet umschlossen. Zudem hat Bern mit diesem Stand sechs gemeine Herrschaften.

Aber welche Macht ist so großzügig, daß sie inmitten ihres Gebiets einen – zudem andersgläubigen – Stand duldet?

Die gewaltige Auseinandersetzung der Eidgenossen mit Karl dem Kühnen hat uns ausführlich beschäftigt. Die Burgunder kann man vergessen; aber nicht die Macht, die dahinter stand: Frankreich mit Ludwig XI.

Immer mehr bekommt man den Eindruck, als ob mit den Burgundern in Wirklichkeit das Frankreich der Bourbonen mit einem König Ludwig gemeint ist.

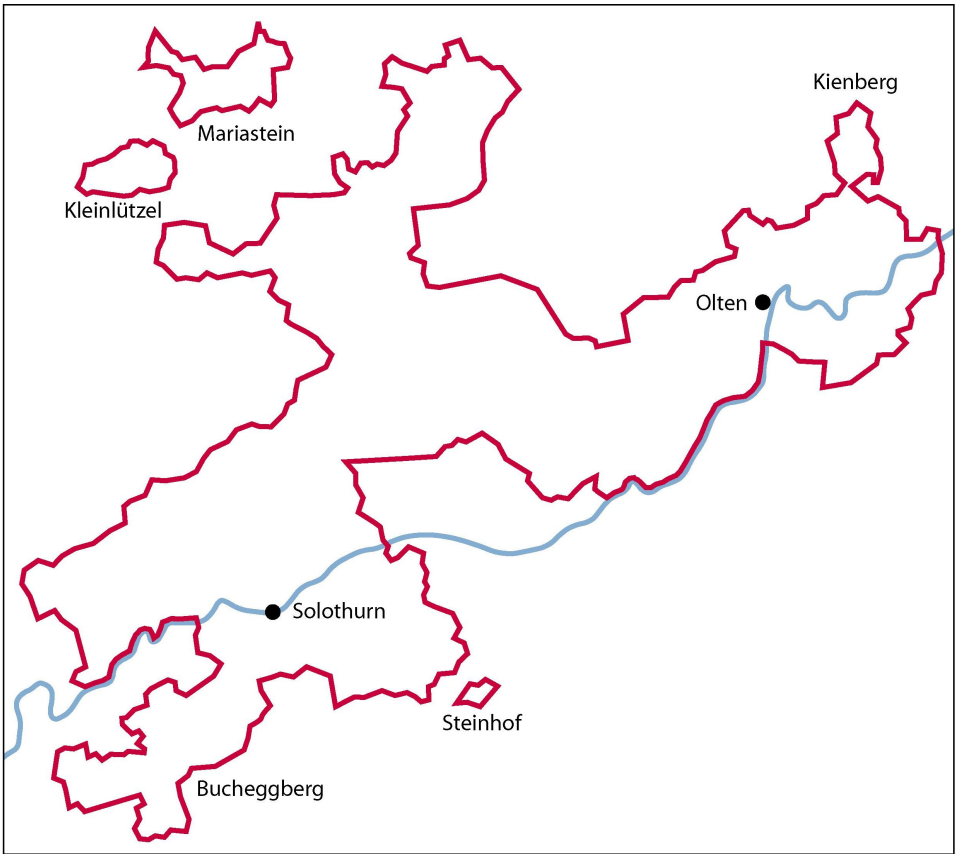
Das katholische Frankreich hat offenbar auf eine Schwächung der dominanten protestantischen Stände Bern und Zürich hingearbeitet.

Als Ergebnis mußte sich die Schwyzer Eidgenossenschaft im Sinne einer *Pax gallica* neu organisieren: Solothurn und Freiburg wurden als selbstständige und katholische Stände vom Berner Staatsverband abgetrennt.

Und die Waldstätte samt Luzern, Zug und Glarus verdanken wohl ebenfalls dem Machtspruch Frankreichs ihre unabhängige Existenz im Schwyzer Bund. - Bekanntlich gehörte Luzern und Unterwalden zum Aargau und Schwyz, Zug, Uri und Glarus zum Zürichgau.

Abbildung 28: Die Kantonsgrenzen von Solothurn

Grafik: Autor



Sind gewisse Kantonsgrenzen historisch entstanden oder künstlich gezogen worden?

Die Schweiz ist stolz auf die Vielzahl seiner großen und kleinen Kantone, mitsamt den Halbkantonen. Schon auf den Autoschildern wird jeder mit diesem Phänomen konfrontiert. Und besonders bei der Jugend übt die buntscheckige politische Karte der Schweiz und der Wappenzauber seiner Kantone sicher eine Wirkung aus.

Doch wie steht es historisch um die vielen großen und noch mehr kleinen Kantone und Halbkantone mit ihren teilweise bizarren Grenzen, mit den Enklaven und Korridoren? – Sind alle Stände wirklich historisch gewachsen, die Umrisse deshalb Ergebnis eines langen Prozesses?

Der Kanton Solothurn ist ein krasses Beispiel für einen kleinen Kanton mit unmöglichen Grenzen.

Der Kanton besitzt kein kompaktes Kerngebiet. Er besteht aus drei Fransen, die sich hauptsächlich über den Jura ziehen. Die Stadt Solothurn selbst ist nur fünf Kilometer von der nächsten Kantonsgrenze entfernt. – Und die direkte Verbindung zwischen den beiden wichtigsten Städten – Solothurn und Olten – führt teilweise über Berner Gebiet.

Südwestlich von Solothurn schlägt der Kanton durch den Besitz des Bucheggberges eine Gasse in das Bernbiet. Der solothurnische Teil des Berges ist dabei an zwei Stellen nur 1, 5 Kilometer breit.

Zudem hat der Kanton Solothurn drei Enklaven: Im Südwesten Steinhof, im Baselbiet Kleinlützel und Mariastein. – Dazu kommt nördlich von Olten die Halbenklave Kienberg, mit dem übrigen Kantonsgebiet durch einen etwa hundert Meter breiten Korridor verbunden.

Der Kanton Freiburg hat gegen die Waadt ähnlich unmögliche Grenzen – vor 1798 noch verstärkt durch den Umstand, daß dieser Stand mit Bern fünf Gemeine Herrschaften teilte.

Die katholischen Stände Solothurn und Freiburg sind sicher eine Willensschöpfung des großen Nachbars Frankreich, der Eidgenossenschaft und besonders Bern aufgezwungen – genauso wie die Innerschweizer und Appenzeller Kleinkantone.

Die unmöglichen Grenzen mehrerer Kantone, dazu deren Kleinheit, sprechen für eine dahinterstehende bewußte Absicht. Die Zerstückelung von kompakten Gebieten war gewollt. Doch diese verliert sich im Dunkel der Geschichte und kann nur analytisch erschlossen werden.

Die Ausgliederung der Waldstätte hat auch eine historiographische Folge nach sich gezogen: Der Schwyzer Bund wurde gezwungen, seinen Ursprung am Vierwaldstättersee zu sehen. Die Eidgenossenschaft wurde von Kleinburgund oder vom Mittelland, wo sie beheimatet war, nach Uri, Schwyz und Unterwalden verpflanzt.

Hätte Bern in seinem großen westlichen Gebiet die katholische Enklave Freiburg geduldet – und diese sogar an etlichen gemeinen Herrschaften in seinem Bereich beteiligt – wenn nicht der Zwang des machtpolitischen Ausgleichs bestanden hätte?

Und ist die Feindschaft gegen die Habsburger, welche der Chronisten-Kreis um Ägidius Tschudi hervorhob, nicht eine Folge der gleichzeitigen betonten Freundschaft mit Frankreich?

Erwähnt wurde, daß auch neuere Schweizer Historiker meinen, die Entstehung des Schwyzer Bundes sei ohne die großen Städte, also etwa Bern und Zürich, unglaubwürdig.

Die sonderbaren Herrschaftsverhältnisse in einzelnen Gebieten wurden bisher historisch erklärt, während sie wohl Ergebnis eines Diktats sind.

Die ennetbirgische Politik nimmt einen breiten Platz ein in der Geschichte der alten Eidgenossen. Daraus läßt sich eines ablesen: Das ursprüngliche Helvetien reichte bis an den Nordrand der Alpenkette.

Das Wallis, das Tessin und Graubünden scheinen später und in minderen Rechten zur Eidgenossenschaft gekommen zu sein. Auch hier waren wahrscheinlich ausländische Mächte – das Römisch-deutsche Reich, Frankreich und Spanien – beteiligt.

Die alte Eidgenossenschaft war sicher eine Gründung der Städte des Mittellandes. - Die Schwurhand der Engehalbinsel beweist die Region Bern als ursprünglichen zentralen Ort.

Das Konstrukt der Schwyzer hatte Erfolg. Die kleinräumige, vielfältige Teilung von Herrschaftsrechten, mit ihren komplizierten Mechanismen des Ausgleichs, schuf eine zwar enge, aber beständige staatspolitische Ordnung.

Aber der Schwyzer Bund als kleines Gebilde mitten in Europa blieb unter den Mächten verletzbar.

Um die fremden Staaten zu besänftigen, schlossen die eidgenössischen Stände Soldabkommen mit den meisten großen europäischen Staaten, besonders mit Frankreich.

Die Reisläuferei, die fremden Kriegsdienste, werden durch die erfundene Geschichte hindurch als Krebsgeschwür der Eidgenossenschaft gegeißelt.

Aber der Freiburger Baron d'Alt, selbst ein ehemaliger Offizier in französischen Diensten, bekannte als Schultheiß indirekt, daß die fremden Solddienste ein Element der eidgenössischen Außenpolitik darstellten.

Die national-patriotische Schweizer Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts hat diese Aspekte der alten Eidgenossenschaft verdrängt.

Dabei hatten schon am Anfang Gelehrte des In- und Auslandes sich die Frage gestellt, ob die Eidgenossenschaft überhaupt ein Staat sei. Sowohl Jean Bodin in Frankreich und die Zürcher Historiographen Johann Simler und Johann Jakob Hottinger suchten nach Antworten (Nabholz, II, 9).

Die alte Eidgenossenschaft hatte einen existentiellen Pferdefuß: Sie war auf das Wohlwollen der großen Mächte angewiesen.

Der Bund mußte versagen, sobald sich eine imperiale Macht in Europa breit machte: Fast logisch, daß die alte Eidgenossenschaft deshalb im Gefolge der Aggressionspolitik der Französischen Revolution unterging: *Die ausgreifende Ideologie des Großstaates überrannte die abwehrende des Kleinstaates* (Feller: *Eidgenossenschaft*, 473).

Für ein neues historisches Selbstverständnis der Schweiz

Die Untersuchung der Quellen und der Inhalte der älteren Schweizer Geschichte zeigt diese als inhaltliche und zeitliche Fiktion, aus denen sich wenige reale Elemente herausschälen lassen.

Wie die europäische, so wird auch Schweizer Vergangenheit völlig falsch verstanden – mit falschen Inhalten und Datierungen.

Da fragt man sich, wie sich dieses verquere und überfällige Geschichtsbild so lange halten konnte.

Früher begann der Geschichtsunterricht in der Schule mit „biblischer Geschichte". – Aber die offizielle Wissenschaft betreibt noch immer Geschichtstheologie. Geschichtsglaube und Glaubensgeschichte gehen Hand in Hand.

Abbildung 29: Das Denkmal für Adrian von Bubenberg in Bern

Foto: Autor, 13.11.2013

Solange in uns eine Ader lebt, gibt keiner nach

Dieses pathetische Motto findet sich am Sockel des Denkmals für Adrian von Bubenberg, heute an der Hirschengraben-Promenade in Bern aufgestellt.

Die Sagenfigur Adrian von Bubenberg wurde in diesem Buch ausführlich behandelt. Sowohl im Kampf um Laupen wie in dem um Murten spielt ein Bubenberg die Rolle des Verteidigers eines Städtchens. Er wehrt die Feinde vor den Stadtmauern ab. Doch Bern vergilt es dem Bubenberg vor oder nach dem Krieg mit Undank: Der Held wird aus dem Rat ausgestoßen und aus der Stadt verbannt.

Dahinter steht ein Kampf zwischen den von Bubenberg und den von Erlach um die politische Führung Berns. Die Erlachs gewinnen, die Bubenberg verlieren.

Adrian von Bubenberg ist eine christliche Glaubensfigur. Also soll er Verbindung mit dem Einsiedler Niklaus von Flüe gehabt haben. Auch soll Adrian (und später sein gleichnamiger Sohn) in Jerusalem (!) Ritter des Heiligen Grabs geworden sein. Und als Glaubensheld starb Bubenberg an der gottgesandten Seuche der Pest.

Das Denkmal weiß nichts mehr von diesem Konflikt zwischen zwei Herrschergeschlechtern in Bern. Im Geist des ausgehenden 19. Jahrhunderts wird Adrian von Bubenberg ausschließlich als heroischer Krieger gesehen, der unter den widrigsten Umständen nicht aufgibt – deshalb das Motto.

Die Standfigur drückt ein martialisches Pathos aus: ein langsam, vorsichtig, aber selbstsicher voranschreitender Ritter in Rüstung und mit Schwert, aber ohne Helm. Es ist recht eigentlich ein Kriegerdenkmal. Der militaristische Geist der Zeit um 1900 findet hier seinen Ausdruck.

Das Vorhaben eines Denkmals für Adrian von Bubenberg in Bern wurde 1888 begründet. Doch erst 1897 konnte das Monument auf dem gleichnamigen Bubenberg-Platz neben dem Burgerspital eingeweiht werden.

Nicht die Finanzierung verzögerte die Aufstellung des Denkmals, sondern die Frage, ob Adrian von Bubenberg zu Fuß oder zu Pferde dargestellt werden sollte. Berns Geister spalteten sich darob zu einer gewissen Zeit in zwei Lager.

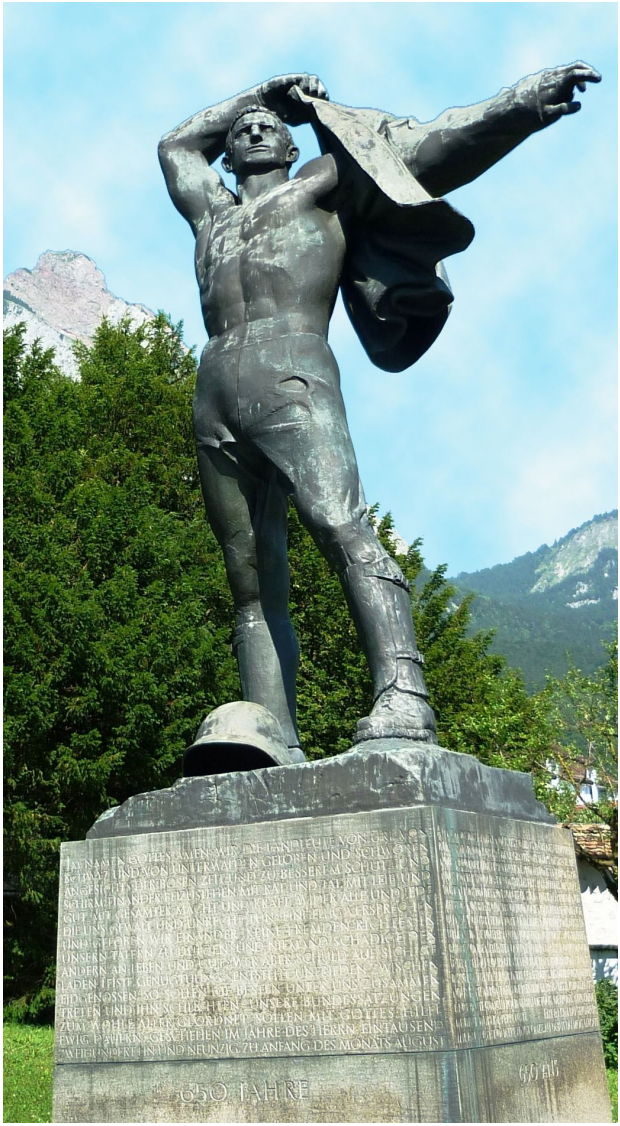
Der zweitplacierte Denkmal-Entwurf für Bubenberg hat sich übrigens erhalten. Er ist heute im Schloßpark von Spiez aufgestellt.

Auf dem Bubenberg-Platz in Bern wurde das Monument Ende der 1920er Jahre zu einem Verkehrshindernis. Adrian von Bubenberg mußte versetzt werden. Aber wohin? Wieder erhitzten sich die Gemüter. Schon damals wurde das Denkmal als nunmehr unpassend kritisiert. Einige wollten es nach Murten verschieben, einige sogar ganz aufheben.

Schließlich versetzte man den Adrian von Bubenberg 1930 an seinen heutigen Standort an der Hirschengraben-Promenade in Bern.

Abbildung 30: Das Denkmal für die Wehrbereitschaft in Schwyz

Foto: Internet



Wehrbereitschaft anno 1939

Im Sommer 1939 – also noch vor Kriegsausbruch – wurde in Zürich die Schweizerische Landesausstellung – die legendäre *Landi* eröffnet. Darin bekam die Armee einen eigenen Pavillon. Und Symbol dieser Präsenz war die Statue *Wehrbereitschaft*, geschaffen von dem Zürcher Bildhauer Hans Brandenberger (1912 – 2003).

Die Plastik wurde durch Spenden der Auslandschweizer finanziert.

Der Granit-Sockel enthält auf den vier Seiten den wichtigsten Inhalt des Bundesbriefs von 1291, in allen vier Landessprachen eingemeißelt.

Die sechs Meter hohe und vier Tonnen schwere Bronze-Statue wurde nach dem Schluß der Ausstellung vom Künstler nochmals bearbeitet und 1942 an seinem heutigen Ort, im Garten des Bundesbriefarchivs in Schwyz aufgestellt.

Der künstlerische Wert dieser Monumental-Plastik ist heute mehr als zweifelhaft. Der „sozialistische Realismus“ scheint durch.

Doch bei der Statue *Wehrbereitschaft* sind die Umstände zu berücksichtigen; Seit der Mitte der 1930er Jahre wurde der politische Himmel über Europa immer dunkler. Die Weltwirtschaftskrise war nur scheinbar überwunden. Die Aggressivität des nationalsozialistischen Deutschen Reiches wurde immer offenkundiger. Der Spanische Bürgerkrieg zeigte, daß der Krieg wieder nach Europa zurückgekehrt war.

Die Schweiz als Kleinstaat mitten in Europa und ohne Zugang zum Meer spürte den politischen Druck besonders. Eine patriotische Rückbesinnung machte sich breit. Der Wille zur militärischen Verteidigung der Unabhängigkeit wurde ideologisch durch den verstärkten Rückgriff auf die mythische Gründungsgeschichte der Eidgenossenschaft unterlegt. Die sogenannte geistige Landesverteidigung vereinnahmte auch die Vergangenheit: Das Rütli, der Bundesbrief, Wilhelm Tell und andere historische Versatzstücke bekamen als „Gebrauchsgeschichte“ ihren höchsten Stellenwert.

Wie oben gesagt, enthält der Sockel die Kurzfassungen des Bundesbriefs in den vier Landessprachen – also auch auf Romanisch. – Letztere Sprache wurde erst 1938, zur Abwehr der italienischen Irredenta-Ansprüche auf Graubünden, als vierte Nationalsprache anerkannt.

Die patriotische Heldenverehrung, die seit Ende des 19. Jahrhunderts auch stark militaristisch geprägt war (Abbildung 29, Abbildung 30) wird zwar heute verworfen, auch kritische Blicke in die Vergangenheit werden scheinbar ermutigt, wie einige neuere Überlegungen zeigen.

Aber die historische Maschinerie läuft trotzdem im gleichen Stil weiter. Noch immer glaubt man eine chronologische Feinabstimmung des „Altertums“ vornehmen zu können; noch immer wird über ein sagenhaftes „Mittelalter“ geforscht, von dem man nicht weiß, wo man es suchen und greifen soll.

Dabei wurden der Schweizer Geschichtswissenschaft in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre ganz andere Aufgaben zugetragen. – Bekanntlich ging es darum, die Rolle der Schweiz gegenüber dem Ausland und besonders dem Dritten Reich während des Zweiten Weltkrieges zu untersuchen. Dazu wurde von der Regierung eine „Historikerkommission“ mit über zwei Dutzend Mitarbeitern gebildet.

Dieses Gremium hat ihre Arbeit abgeschlossen und eine Menge Papier produziert.

Es soll hier nicht über den Sinn oder Unsinn solcher Monster-Kommissionen zur geschichtlichen Wahrheitsfindung diskutiert werden. Vielmehr erkennt man darin eine paradoxe Entwicklung:

Alles was jüngste Vergangenheit oder „Zeitgeschichte“ ist, wird diskutiert und abgewogen. Hier ist es unmöglich, ein starres Gedankengebäude zu errichten. Es gibt zu viele Leute, die etwas wissen, die sich dafür interessieren oder sogar Beteiligte waren.

Aber je mehr man auf der historischen Zeitachse zurückschreitet, desto unbeteiligter wird die Gesellschaft.

Hinter der kritischen Schwelle – also dem Ende des 18. Jahrhunderts – hört jedes Engagement für die Vergangenheit auf. Diese überläßt man staatlich bezahlten Fachleuten für Mittelalter, Altertum, Archäologie und Erdgeschichte. – Man müßte naiv sein, um nicht zu sehen, daß diese Spezialistengilde vor allem bestrebt ist, ein bestimmtes Dogma und eine orthodoxe Auffassung von der älteren Vergangenheit zu pflegen und zu vertreten.

Wir haben es hier mit einem Problem der Institutionalisierung und Bürokratisierung zu tun. Ein Einzelner kann kein Mittelalter begründen. Aber wenn ein Lehrstuhl für dieses Fach eingerichtet wird –

vielleicht noch mit einem angeschlossenen mediävistischen Institut – hat diese Meinung eine offizielle Weihe erhalten.

Die universitäre Geschichtswissenschaft mag den ganzen Staat hinter sich haben, eine Zukunft hat sie deswegen nicht. Man kann die Wahrheit lange zurückhalten, aber nicht auf Dauer. Wenn der erste Zweifel da ist, gibt es kein Halten mehr.

Im Gegensatz zur jüngsten Vergangenheit herrschen auf dem Feld der alten Geschichte der Schweiz noch immer paradiesische Verhältnisse wie auf einer Südseeinsel - fern jeder Kritik und Anfechtung. Die heutige Wohlstandsgesellschaft scheint im Gegenteil den kritischen Sinn zusätzlich gelähmt zu haben.

Zwar sind seit 1991 deutliche Risse im schweizerischen Nationalbewußtsein spürbar. – Im selben Jahr wurde auch der Slogan *Die Schweiz gibt es nicht!* geprägt – Die historischen Grundlagen der alten Eidgenossenschaft scheinen jedoch davon ausgenommen.

Vor kurzem ist anläßlich des 75-ten Jubiläums des Bundesbriefmuseums in Schwyz eine reich illustrierte Broschüre herausgekommen (*75 Jahre Bundesbriefmuseum*, Schwyz 2011). Diese stellt die Geschichte der alten Eidgenossen weiter so dar, wie man sie aus den Büchern kennt – und als ob es keine Geschichtskritik gäbe. Weiter werden alle Urkunden für bare Münze genommen. Und bei den Jahrzahlen gibt es so wieso keine Zweifel.

Und im gleichen Jahr erschien ein prachtvoll illustrierter Sammelband *Entstehung Schweiz:* Man staunt, daß es Fachleute heute immer noch wagen, eine eidgenössische Gründungsgeschichte darzustellen, die es nicht gegeben hat. Von der Tendenz her ist das ein richtiges Machwerk, unkritisch bis zum Exzeß, aber mit modischen Themen: Der Alpenraum wird beschworen, ebenfalls die Zentralschweiz und sogar Norditalien. Und selbstverständlich liegt jetzt die alte Eidgenossenschaft politisch korrekt mitten in Europa.

Die Kritik an der heutigen Wissenschaft muß bei ihrer völligen Kritiklosigkeit ansetzen.

Es gab eine alte Schwyzer Eidgenossenschaft. Aber ihre wahre Entstehung ist verschleiert. Wir können nur Mutmaßungen äußern.

Die Schweiz ist auf jeden Fall nicht deshalb entstanden, weil tapfere Vorfahren in einer weit entfernten Zeit glorreiche Schlachten geschlagen haben.

Abbildung 31: Beispiele für moderne Gebrauchsgeschichte: Historische Versatzstücke auf Schweizer Bierdosen

Drei aktuelle Schweizer Lagerbiere

Foto: Autor, 1.2014

Historische Versatzstücke als verkaufsförderndes Element auf Bierdosen

Etwa nach 2000 ist in der offiziellen schweizerischen Geschichtsforschung der merkwürdige Begriff Gebrauchsgeschichte eingeführt worden. Gemeint ist damit die Instrumentalisierung von geschichtlichen Inhalten für einen aktuellen politischen, wirtschaftlichen oder kulturellen Zweck und die Rolle von historischen Vorstellungen und Mythen für das nationale Selbstverständnis. – Dahinter steht die Erkenntnis, daß das jeweilige Geschichtsbild immer zeitgebunden ist und mit entsprechenden historischen und pseudohistorischen Versatzstücken arbeitet.

Seit der Mitte des ersten Jahrzehnts des neuen Jahrhunderts hat es sich in der Schweiz – vielleicht beeinflußt durch die Landesaustellung von 2002 – eine schwache patriotische Strömung entwickelt. Die politischen Parteien suchen vorsichtig wieder den Bezug zu überlieferten Werten und Vorstellungen.

Die Wirtschaft hat sogleich auf diese Tendenz reagiert und entsprechende Produkte auf den Markt gebracht.

Besonders in der Bierreklame lassen sich gut patriotische Anspielungen und historische Elemente unterbringen: Bier gilt als traditionelles Getränk mit starker lokaler und landschaftlicher Verwurzelung. Brauereischließungen und Brauereiübernahmen rufen manchmal sogar politische Reaktionen aus.

Die drei hier dargestellten Bierdosen appellieren schon von der Farbwahl rot und weiß an nationale Instinkte.

Und jede Marke verwendet zusätzlich ein oder mehrere historische Anspielungen zur Verstärkung der patriotischen Gefühle.

1291 gilt heute als Chiffre für die Gründung der Eidgenossenschaft. – Dabei hat der Autor in einer Untersuchung nachgewiesen, daß die genannte Jahrzahl in der anfänglichen Chronistik nicht als Ursprungsdatum des Schwyzer Bündnisses galt.

Die stehende Helvetia findet sich ursprünglich als Brunnenstatue vor dem Bundeshaus in Bern und wurde nachher auf Münzen aufgeprägt und somit allbekannt.

Tell selbst ist zur identitätsstiftenden Schweizer Figur geworden. Hier wurde das Porträt des Helden gewählt, welches die 5-Franken-Münze ziert.

Nationale Identität verträgt sich grundsätzlich nicht mit Kommerz und Konsum. Bei den genannten Beispielen spielt der Patriotismus wohl nur die Rolle eines verkaufsfördernden Versatzstücks.

Der Appell an patriotisches und historisches Bewußtsein auf Schweizer Bierdosen verdient eine aktuelle Anmerkung: Die Schweizer Bierindustrie ist heute zum größten Teil in den Händen ausländischer Konzerne. – Die drei auf dem Bild dargestellten Biermarken machen hier keine Ausnahme.

Und die Jahrzahl 1291 mag zwar als sinnstiftende historische Chiffre erscheinen. Aber diese noch heute für die Grundlage eines Selbstverständnisses der Schweiz zu halten, ist obsolet und absurd (Abbildung 31).

Das alte geschichtliche Paradigma gründete auf einem bestimmten Glauben, der immer weniger geglaubt wird. Ein Wechsel wird geschehen, auch wenn die beharrenden Kräfte in einer Gesellschaft diesen hinauszögern.

Es sollte eine Daueraufgabe sein, die eigenen historischen Grundlagen zu überprüften. Der Wandel kommt sonst abrupt und möglicherweise in gewalttätiger Form.

Zur Zeit des Zweiten Weltkrieges und unmittelbar danach gab es von intellektueller Seite verschiedene Standortbestimmungen der Schweiz. Man erinnert sich an *Geisteserbe der Schweiz* von Eduard Korrodi oder *Achtung: die Schweiz!* von Max Frisch. – Vielleicht haben diese dazu beigetragen, daß das Land einen schwierigen Abschnitt seiner Existenz erfolgreich meisterte. – Aber eine Nation muß in kurzen Abständen ihre ideellen und historischen Grundlagen überdenken.

Der Sonderweg darf nicht dazu verleiten, diesen zu einem Mythos zu überhöhen. Die Schweiz kann sich nicht länger erlauben, historische Marotten als sinnstiftende Grundlage ihrer Existenz weiter zu pflegen. Ein neues historisches Selbstverständnis ist nötig.

Vielleicht bekam die Schweiz schon um 2000 eine Vorahnung, was geschieht, wenn man sich zu lange auf imaginärem Ruhm ausruht: Trotz wahrheitsfindender „Historikerkommission“ gab das Land einem internationalen Druck nach und bezahlte eine milliardenschwere Summe als Entschädigung für angebliches Unrecht, welches bestimmte Ausländer gegenüber der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges erlitten haben.

Bleibt der Festung Schweiz in Krisenzeiten nur der Ausweg, sich mit Geld loszukaufen?

Noch immer geistert die alte Schwyzer Geschichte im Halbschatten ihrer fiktiven Existenz herum.

Gewisse Fingerzeige deuten darauf hin, daß den Schweizern ihre ruhmreiche Geschichte selbst nicht mehr gefällt. Sogar die Politiker nennen zwar weiter Stichworte aus der mythischen Vorgeschichte

der Eidgenossen, gehen dann aber bald zu den letzten paar Jahrhunderten über.

Überhaupt ist der helvetische Nationalstolz bald nicht mehr existent. Also fehlt der Geschichtswissenschaft das nationale Element. Man geht mit unmöglichen Fragestellungen an die Vergangenheit heran. Unterdessen gibt es schon eine Schweizergeschichte für Nullen. – Wann kommt eine feministische Interpretation der Historie?

In diesem Zusammenhang sei auf das interessante Faktum hingewiesen, daß die heimatliche Geschichte an den meisten Schweizer Universitäten nicht mehr von einheimischen, sondern von deutschen Professoren betreut wird: Nicht nur das Land, auch die Vergangenheit wird ans Ausland verkauft!

Schweizergeschichte wird immer noch geschrieben. Eben hat der Verfasser zwei professorale Darstellungen durchgesehen. Interessant ist dabei, daß beide Werke sowohl in einer kleinen Taschenbuchausgabe und in einer großen Hardcover-Ausgabe erschienen sind. Ein Autor bekam sogar eine illustrierte Schweizergeschichte als drittes Werk zugestanden. – Die Partien, welche die Geschichte vor 1798 abhandeln, wirken jedoch sehr blaß und unengagiert.

Die universitäre Geschichtswissenschaft ist nicht mehr ernst zu nehmen.

Mehrere Kapitel in diesem Buch wurden aufgewendet, um die angebliche Schlacht bei Murten zu analysieren. – Aber eben dieses pseudohistorische Ereignis ist vor Jahren wieder zu Ehren und Bewußtsein gekommen:

2002 fand im Bereich der Juraseen – Bielersee, Neuenburgersee und Murtensee - eine Landesausstellung statt. Die einzige geschichtliche Anspielung erfuhr man in Murten. Um ein kitschiges Monumental-Panorama eines Künstlers vom Ende des 19. Jahrhunderts auszustellen, wurde eigens ein Bau, der berühmte Monolith, in den See gestellt. Hunderttausende konnten sich wieder an den Heldentaten der alten Eidgenossen laben. – Ist das unser Umgang mit Geschichte heute?

Abbildung 32: Denkmal für Hans Waldmann vor der Fraumünsterkirche in Zürich

Reiterstandbild aus Bronze von Hermann Haller, 1937 enthüllt

Foto: Autor, 2.6.2012

Weshalb bekam Hans Waldmann in Zürich ein Denkmal?

Die legendäre Figur des Zürcher Bürgermeisters Hans Waldmann wurde hier analysiert. Sie gehört in die Reihe von städtischen Märtyrern, die sich für die eidgenössische Idee opferten und nach ihrem Tod den Weg für die Erneuerung des Glaubens freimachten. Genannt seien Philibert Berthelier in Genf und François Arsent in Freiburg.

Die Geschichtserfindung ließ Hans Waldmann durch die Stadt, die er eben noch regierte, hinrichten. – Aber offenbar schien das später vielen als zu strenge und vor allem unverständliche Strafe.

1937 wurde in Zürich ein Denkmal für Hans Waldmann enthüllt, geschaffen von dem Künstler Hermann Haller (1880 – 1950). Das Reiterstandbild aus Bronze auf einem hohen Sockel wurde an der Münsterbrücke vor der Fraumünsterkirche aufgesellt. – Im Innern des erwähnten Gotteshauses findet sich seit langem in eine Mauer eingelassen die angebliche Grabplatte des unglücklichen Bürgermeisters.

Die Reiterfigur von Waldmann zeigt in ihrer unprätentiösen Schlichtheit deutlich den Einfluß des Jugendstils und wirkt überraschend modern. Dies steht im vollkommenen Gegensatz steht zu den früher üblichen pathetischen und pompösen Figuren. – Das Zwingli-Denkmal – vor dem Chor der Wasserkirche, gleich auf der anderen Seite der Limmat – wurde 47 Jahre vorher geschaffen und sieht unangenehm düster aus.

Das Motiv für die Erstellung des Waldmann-Denkmal war folgendes:

Einer der Sechseläuten-Zünfte von Zürich, die Zunft zum Kämbel – benannt nach dem Kamel als Wappentier - hat Hans Waldmann als Patron. Also war sie an der Wiederherstellung der Ehre jener mythischen Figur interessiert.

Die Aufstellung des Waldmann-Denkmals führte in Zürich zu Kontroversen. Viele wünschten sich ein traditionelleres – wohl pompöseres – Monument im Stil des Historismus.

Mit der modern wirkenden Waldmann-Figur begann der Stern des Denkmal-Kults zu sinken – verzögert nur noch durch den Zweiten Weltkrieg und die Nachkriegszeit.

Die fiktive Geschichte gilt heute noch. Aber Denkmäler für sie sind seit Jahrzehnten kaum mehr möglich.

Literatur

An sant maria magtalena tag geschach ein grose schlacht (1998). Gedenkschrift 500 Jahre Schlacht bei Dornach 1499 – 1999; Solothurn

(Anshelm, Valerius) (1884 – 1901): *Die Berner Chronik des Valerius Anshelm*, Bd. 1 – 6; Bern

Arnold von Winkelried (1986). Mythos und Wirklichkeit. Nidwaldner Beiträge zum Winkelriedjahr 1986; Stans

Baethgen, Johannes: *Zu Johannes von Winterthurs Bericht über die Schlacht am Morgarten*, in: Zeitschrift für schweizerische Geschichte, 3(1923)106-110

Baldauf, Robert (1902): *Historie und Kritik*; Basel

Baumann, Carl Gerhard (1971): *Über die Entstehung der ältesten Schweizer Bilderchroniken (1468 – 1485) unter besonderer Berücksichtigung der Illustrationen in Diebold Schillings Großer Burgunderchronik in Zürich*; Bern

Beck, Marcel (1978): *Legende, Mythos und Geschichte*. Die Schweiz und das europäische Mittelalter; Frauenfeld und Stuttgart

Bergier, Jean-François (1990): *Wilhelm Tell*. Realität und Mythos; München

Bildersturm (2001). Wahnsinn oder Gottes Wille? Zürich (Katalog)

Bitterli-Waldvogel, Thomas (1995): *Schweizer Burgenführer*; Basel – Berlin

Bodmer, Jean-Pierre (1976): *Chroniken und Chronisten im Spätmittelalter*; Bern

Bundesbriefmuseum Schwyz (o.O. u. o.J.) (Schwyz 1998) (Lose-Blattfolge der Tafel-Texte des Museums)

Buri Rapp, Anna/Stucky-Schürer, Monica (2001): *Burgundische Tapisserien; München* (Katalog)

Carotta, Francesco (1999): *War Jesus Caesar?* 2000 Jahre Anbetung einer Kopie; München

Cimelia Sangallensia (2000). Hundert Kostbarkeiten aus der Stiftsbibliothek St. Gallen; St. Gallen

Däppen, Christoph (2005*): Nostradamus und das Rätsel der Weltzeitalter*; Norderstedt

Deuchler, Florens (1963): *Die Burgunderbeute*. Inventar der Beutestücke aus den Schlachten von Grandson, Murten und Nancy; Bern

Divorne, Françoise (1993): *Bern und die Zähringerstädte im 12. Jahrhundert*. Mittelalterliche Stadtkultur und Gegenwart; Bern

Entstehung Schweiz (2011). Unterwegs vom 12. ins 14. Jahrhundert; Baden

Erlach, Hans Ulrich von (1889): *800 Jahre Berner von Erlach*. Die Geschichte einer Familie; Bern

Esch, Arnold (2002): *Bern und Burgund*; Bern

Feller, Richard (1938): *Von der alten Eidgenossenschaft*; in: Schweizerische Akademiereden; Bern, 447 - 474

Feller, Richard (1946/1953/1955/1960): *Geschichte Berns*; Bd. 1: Von den Anfängen bis 1516; Bd. 2: Von der Reformation bis zum Bauernkrieg 1653; Bd. 3: Glaubenskämpfe und Aufklärung; Bd. 4: Der Untergang des alten Berns; Bern

Feller, Richard/Bonjour, Edgar (2. Auflage 1979): *Geschichtsschreibung der Schweiz*. Vom Spätmittelalter zur Neuzeit; Bd. 1.2.; Basel - Stuttgart

Fetscherin, Bernhard Rudolf (1855): *Das sogenannte Zeitregister von Tschachtlan gehört dem XVII., nicht aber dem XV. Jahrhundert an*; Zürich

Fomenko, A(natolij) T(imofejewitsch) (1994): *Empirico-statistical analysis of narrative material and its applications to historical dating*; vol. 1: The development of the statistical tools; vol. 2: The analysis of ancient and medieval records; Dordrecht

Fomenko A(natolij) T(imofejewitsch) (2003/2005/2007/2008): *History: Fiction or Science?* Paris, etc. (bisher 4 Bände)

Vom „Freiheitskrieg" zum Geschichtsmythos. 500 Jahre Schweizer- oder Schwabenkrieg; Zürich

75 Jahre Bundesbriefmuseum (2011); Schwyz

Furger, Andres (2001): *Die Schweiz zur Zeit der Römer*. Multikulturelles Kräftespiel vom 1. bis 5. Jahrhundert; Zürich

Furger, Andres (1998): *Die Schweiz zwischen Antike und Frühmittelalter.* Archäologie und Geschichte vom 4. bis 9. Jahrhundert; Zürich

Furrer, Norbert (1995): *Das Münzgeld der alten Schweiz*. Grundriß; Zürich

Geise, Gernot L. (2002): *Die Irrealität des Römischen Reiches*. Wer waren die Römer wirklich? Hohenpeißenberg

Gessler, Eduard Achilles (1941): *Die Schweizer Bilderchroniken des 15./16. Jahrhunderts*; Zürich

Gitermann, Valentin (1941): *Geschichte der Schweiz*; Thayngen

Glaser, Franz (1997): *Frühes Christentum im Alpenraum*. Eine archäologische Entdeckungsreise; Regensburg

Grosjean, Georges (1965): *Ursprung der Freiheit*. Historische Stätten der Urschweiz; Bern (Schweizer Heimatbücher, 123)

Guillaume Tell et la libération des Suisses (2010); Neuchâtel

Handbuch der Schweizer Geschichte (1972/1977); Bd. 1.2.; Zürich

Herzog, Georges (1999): *Albrecht Kauw (1616 – 1681): der Berner Maler aus Straßburg;* Bern

Hie Eidgenossenschaft! (1941); Bern

Humpert, Klaus/Schenk, Martin (2001): *Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung*. Das Ende vom Mythos der „gewachsenen Stadt"; Stuttgart

Im Hof, Ulrich (1991): *Mythos Schweiz*. Identität – Nation - Geschichte 1291 – 1991; Zürich

Innerschweiz und frühe Eidgenossenschaft (1990). Jubiläumsschrift 700 Jahre Eidgenossenschaft; Bd. 1.2.; Olten

Iten, Karl (1995): *„Aber den rechten Wilhelm haben wir".* Die Geschichte des Altdorfer Telldenkmals; Altdorf

(Johannes von Winterthur) (1924): *Die Chronik Johanns von Winterthur*; Berlin

Johnson, Edwin (1894): *The Pauline epistles*; London; www.radikalkritik.de

Jucker, Michael (2004): *Gesandte, Schreiber Akten*. Politische Kommunikation auf eidgenössischen Tagsatzungen im Spätmittelalter; Zürich

(Justinger, Konrad) (1871): *Die Berner Chronik des Conrad Justinger*. Nebst vier Beilagen: 1) Chronica de Berno, 2) Conflictus Laupensis, 3) Die anonyme Stadtchronik oder der Königshofen-Justinger; 4) Anonymus Friburgensis; hg. von Gottlieb Studer; Bern

Kammeier, Wilhelm (2000): *Die Fälschung der deutschen Geschichte*; Viöl

Koller, Walter (2002): *Wilhelm Tell – ein humanistisches Märchen*; in: *Aegidius Tschudi und seine Zeit*; Basel; 237 – 268

Kreis, Georg (2010): *Schweizer Erinnerungsorte*; Zürich

Kreis, Georg (1999): *Der Mythos von 1291.* Zur Entstehung des schweizerischen Nationalfeiertags*,* in: *Die Entstehung der Schweiz*. Vom Bundesbrief 1291 zur nationalen Geschichtskultur des 20. Jahrhunderts; Schwyz, 43 – 102

Kunst und Kultur im Kanton Bern (1987); Wabern (Illustrierte Berner Enzyklopädie, 4)

Liebenau, Theodor von (1886): *Die Schlacht von Sempach*. Gedenkbuch zur fünften Säcularfeier; Luzern

Maissen, Thomas (1994): *Ein helvetisch Alpenvolck*; in: *Historiographie in Polen und in der Schweiz*; Krakau, 69 - 86

Marchal, Guy P. (1999): *Das Bundesbriefarchiv als Zeitmaschine*. Eine Betrachtung zum historischen Wissen; 147 ff. (zitiert: Marchal: *Bundesbriefarchiv*) in: *Die Entstehung der Schweiz*). Vom Bundesbrief 1291 zur nationalen Geschichtskultur des 20. Jahrhunderts; Schwyz

Marchal, Guy (1976): *Die frommen Schweden in Schwyz*. Das „Herkommen der Schwyzer und Oberhasler“ als Quelle zum schweizerischen Selbstverständnis im 15. und 16. Jahrhundert; Basel – Stuttgart

Marchal, Guy (2006): *Schweizer Gebrauchsgeschichte*: Geschichtsbilder, Mythenbildung und nationale Identität; Basel

Marchi, Otto (1971): *Schweizer Geschichte für Ketzer oder die wunderbare Entstehung der Eidgenossenschaft*; Zürich

Marti, Otto (1973): *Aufbruch des Abendlandes*. Völker und untergegangene Reiche im Europa der Urzeit; Zürich

Marti, Otto (1944): *Die Götter unserer Ahnen*. Mythos, Kultus und Recht der Ur- und Frühzeit im Schweizerland; Bern

Menz, Cäsar/Weber, Berchtold (1981): *Bern im Bild 1680 – 1880*; Bern

Meyer, Bruno (1985): *Weißes Buch und Wilhelm Tell*; Weinfelden

Meyer, Karl (1952): *Aufsätze und Reden*; Zürich

Der postum erschienene Sammelband enthält folgende Aufsätze, die zitiert werden:

Der Schwurverband als Grundlage der urschweizerischen Eidgenossenschaft (zitiert: K. Meyer: *Schwurverband*)

Die Gründung der Eidgenossenschaft im Lichte der Urkunden und der Chroniken (zitiert: K. Meyer: *Gründung der Eidgenossenschaft*)

*Zur Interpretation des Urschweizer Bundesbriefes von 12*91 (zitiert: K. Meyer: *Interpretation*)

Meyer, Karl (1941): *Der Freiheitskampf der eidgenössischen Bundesgründer*; Frauenfeld

Meyer, Karl (1927*): Die Urschweizer Befreiungstradition in ihrer Einheit, Überlieferung und Stoffwahl*; Zürich usw.

Meyer, Werner (2005): *Da verfiele Basel überall.* Das Basler Erdbeben von 1356; Basel

Moser, Franz (1939): *Der Laupenkrieg 1339*. Festschrift zur 600Jahrfeier 1939; Bern

Nabholz. Hans, u.a (1932, 1938): *Geschichte der Schweiz*; Bd. 1.2; Zürich

Neumann, Hartwig (1994): *Festungsbaukunst und Festungsbautechnik*; Bonn

Niederhäuser, Peter/Sieber, Christian (2006): *Ein „Bruderkrieg" macht Geschichte.* Neue Zugänge zum Alten Zürichkrieg; Zürich

Pfister, Christoph (2008): *Beiträge zur Freiburger Historiographie des 18. und 19. Jahrhunderts*. Guillimann – Alt – Berchtold – Daguet; Norderstedt

Pfister, Christoph (2012): *Die Entstehung der Jahrzahl 1291*. Beiträge zur Schweizer Historiographie: Stumpf – Schweizer – Daguet et al.; Norderstedt

Pfister, Christoph (2013): *Die Matrix der alten Geschichte*. Eine Einführung in die Geschichts- und Chronologiekritik; Norderstedt

Pfister, Christoph (2013): *Die Ortsnamen der Schweiz.* Mit einer Einführung über die vesuvianische Namensprägung Europas; Norderstedt

Pfister, Christoph (2013): *Die Ursprünge Berns*. Eine historische Heimatkunde Berns und des Bernbiets. Mit besonderer Berücksichtigung der Burgen und mit einem autobiographischen Anhang; Norderstedt

(Pirckheimer, Willibald) (1998): *Der Schweizerkrieg (De bello Suitense sive Elvetico)*; Baden

Sablonier, Roger (1999): *Das neue Bundesbriefmuseum*; 161 ff. (zitiert: *Entstehung*, Sablonier: *Bundesbriefmuseum*); in: *Die Entstehung der Schweiz.* Vom Bundesbrief 1291 zur nationalen Geschichtskultur des 20. Jahrhunderts; Schwyz

Sablonier, Roger (1999): *Der Bundesbrief von 1291: Eine Fälschung?* Perspektiven einer ungewohnten Diskussion; in: *Die Entstehung der Schweiz*. Vom Bundesbrief 1291 zur nationalen Geschichtskultur des 20. Jahrhunderts; Schwyz

Sablonier, Roger (1999): *Schweizer Eidgenossenschaft im 15. Jahrhundert*. Staatlichkeit, Politik und Selbstverständnis; in: *Die Entstehung der Schweiz*. Vom Bundesbrief 1291 zur nationalen Geschichtskultur des 20. Jahrhunderts; Schwyz

Salis, Jean-Rodolphe von (1972): *Ursprung, Gestalt und Wirkung des schweizerischen Mythos von Tell; in: Tell*. Werden und Wandern eines Mythos; Bern und Stuttgart

Die Schweiz im Lichte der Geschichtsschreibung (1986); Zürich

Serrade, Gérard (1998): *Leere Zeiten*; Berlin

Sieber, Marc (1991): *Johann Heinrich Gleser (1737 – 1772) und die Wiederentdeckung des Bundesbriefes von 1291*, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde,* 91(1991)107 - 128

Sladeczek, Franz-Josef (1999): *Der Berner Skulpturenfund*. Die Ergebnisse der kunsthistorischen Auswertung; Bern

Stettler, Bernhard (2004): *Die Eidgenossenschaft im 15. Jahrhundert.* Die Suche nach einem gemeinsamen Nenner; Zürich

Stettler, Bernhard (2001): *Tschudi-Vademecum*. Annäherungen an Aegidius Tschudi und sein „Chronicon Helveticum"; Basel

Stettler, Michael („1626/27"): *Annales* und *Chronicon*; Bern

Strahm, Hans (1978): *Der Berner Chronist Konrad Justinger und seine Berner Chronik von 1420*; Bern

Strahm, Hans (1953): *Die Berner Handfeste*; Bern

Tavel, Hans Christoph von (1987): *Bern und die bildende Kunst*; in: *Illustrierte Berner Enzyklopädie*, Bd. 4; Wabern-Bern, 8 ff.

Tobler, G. (1891): *Die Chronisten und Geschichtsschreiber des alten Bern*; in: Festschrift zur VII. Säkularfeier der Gründung Berns 1191 – 1891; Bern

Topper, Uwe (2001): *Fälschungen der Geschichte*. Von Persephone bis Newtons Zeitrechnung; München

Topper, Uwe (1998): *Die „Grosse Aktion"*. Europas erfundene Geschichte. Die planmäßige Fälschung und Verfälschung unserer Vergangenheit von der Antike bis zur Aufklärung; Tübingen

450 Jahre Berner Reformation (1980/81). Beiträge zur Geschichte der Berner Reformation und zu Niklaus Manuel; Bern

Wälchli; Karl F. (1987): *Bernische Denkmäler*. Ehrenmale in der Gemeinde Bern und ihre Geschichte; Bern und Stuttgart

Walser, Gerold (1979/80): *Römische Inschriften in der Schweiz*; Bd. 1 – 3; Bern

Weisz, Leo (1940): *Die alten Eidgenossen*. Geist und Tat der Innerschweizer in Zeugnissen aus dem 14. und 15. Jahrhundert; Zürich

Wilhelm Tell. Ansichten und Absichten (1991); Zürich

Yahuda, Joseph (1982): *Hebrew is Greek*; Oxford

Die Zähringer (1986 – 1990); Bd. 1 – 3; Sigmaringen

Zelger, Franz (1990): *Der manipulierte Held – Das Beispiel Wilhelm Tell*; in: *Historienmalerei in Europa*, Mainz; 389 – 406

Zelger, Franz (1973): *Heldenstreit und Heldentod*. Schweizerische Historienmalerei im 19. Jahrhundert; Zürich

Zemp, Josef (1897): *Die schweizerischen Bilderchroniken und ihre Architektur-Darstellungen*; Zürich

Abbildung 33: Drei Schweizer Briefmarken mit historischen Sujets: Tellskapelle (1938), Schlacht bei Giornico (1940), Gründung Berns (1941)

Drei Schweizer Briefmarken aus der Zeit der großen Bedrohung von außen

Bilder auf Briefmarken widerspiegeln den herrschenden Zeitgeist oft unmittelbarer und vielschichtiger als Texte. Das beweisen die drei hier wiedergegebenen Wertzeichen aus der Schweiz zur Zeit ihrer größten Bedrohung: vor und während des Zweiten Weltkriegs.

Die erste Briefmarke eines unbekannten Grafikers wurde aus Anlaß der Bundesfeier 1938 herausgegeben. Dargestellt ist eine Sicht auf den Urnersee, mit der Tellskapelle auf der linken, und dem majestätischen Bergkegel des Gitschen – einem Vorberg des Uri-Rotstocks – auf der rechten Seite des Bildes.

Die Szene ist ruhig und friedlich. Aber deutlich hört man die Chiffren Tell und Urschweiz heraus.

Die zweite Marke für die Bundesfeierspende 1940 stammt vom Grafiker Bernard Reber und stellt das Denkmal für die legendäre Schlacht von Giornico „1478“ dar.

Das Monument oberhalb von Giornico in der Leventina wurde 1927 von dem Tessiner Bildhauer Apollonio Pessina aus Ligornetto geschaffen.

Dargestellt ist ein kniender, kräftiger Mann, der einen gewaltigen Block bewegt, um ihn auf Feinde herabrollen zu lassen.

Der Heroismus der Plastik erinnert in einer gewissen Weise an den „sozialistischen Realismus“.

Aber die Aussage des Briefmarken-Bildes für 1940 ist überdeutlich und ähnlich dem von Abbildung 17: Wir sind bereit, uns zu verteidigen, wenn man uns angreift!

Die 10-Rappen-Briefmarke von 1941 ist von dem bekannten Künstler Paul Boesch entworfen worden. – Von diesem stammen auch die Illustrationen zu *Hie Eidgenossenschaft*, von denen mit Abbildung 2 ein Beispiel gebracht wird.

Dargestellt ist auf dieser Marke von 1941 die Gründung Berns, die sich in jenem Jahre angeblich zum 750-ten Male jährte. - Der Anlaß wurde in Bern festlich begangen.

Boeschs Bild von der Stadtgründung ist künstlerisch und farblich gekonnt, aber vollkommen unhistorisch: Was sollen die großen, schön behauenen Sandsteinblöcke? Und dieser pseudomittelalterliche Ritter?

Aber die aktuelle Aussage stimmt: 1941 waren - trotz der Bedrohung durch die Achsenmächte - die Krisenjahre vorbei. Die Kriegskonjunktur schaffte wieder überall Brot und Arbeit.

Abbildung 34: Tells Apfelschuß

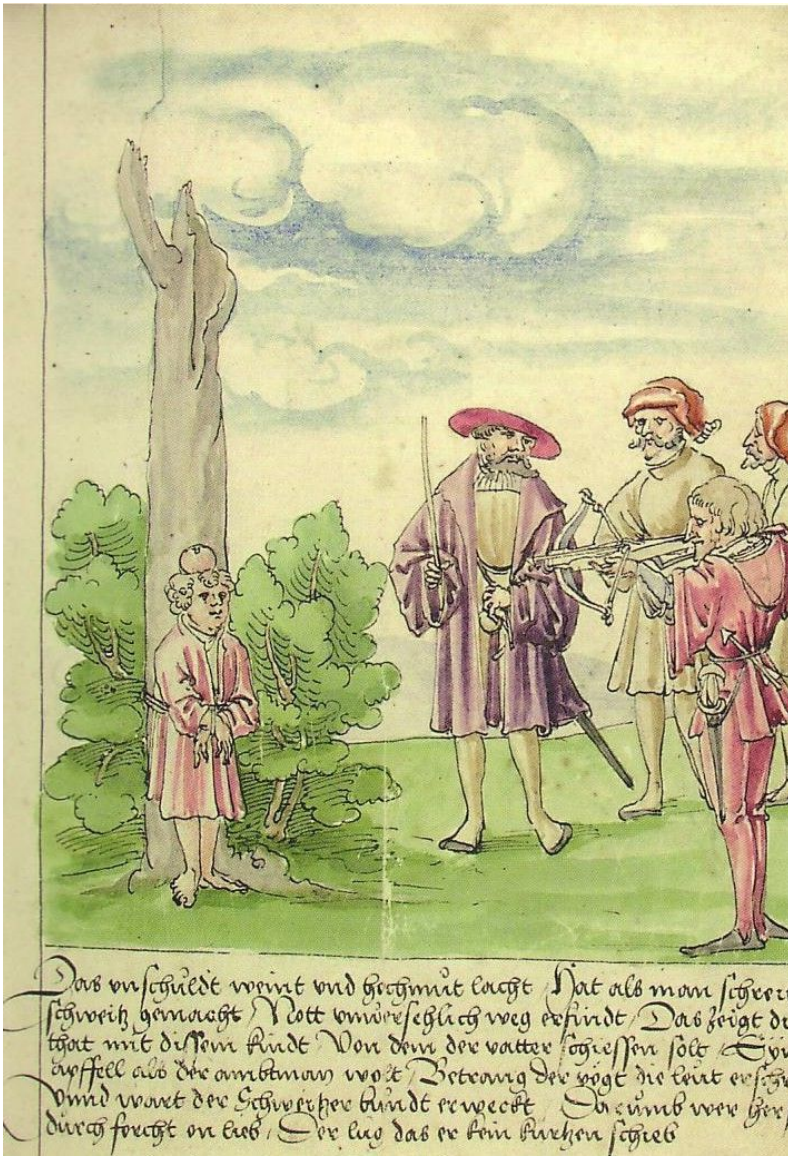



Illustration aus einem Manuskript der Sammlung Carl Meyer, Dietikon